This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

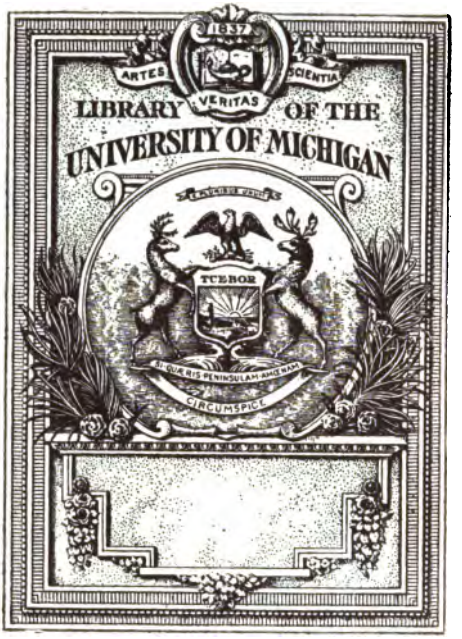
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

28796



ANIMVM REGE

QL
104
.G199

Kriegswiſſenſchaftliche

Analekten

in

Beziehung auf frühere Zeiten und auf die neueſten Begebenheiten.

Von

H. von Gansauge.

Königlich Preußiſchem Rittmeiſter im zweiten Garde-Ulanen-Regimente.

Mit Plänen und einer Anſicht des Fort de l'Ecluſe.

Berlin, 1832.

In der Stuhrſchen Buchhandlung.

Vorwort.

Die drei ersten Aufsätze dieses Bändchens waren für eine größere Arbeit bestimmt, an deren Vollendung ich durch andere Beschäftigungen gehindert wurde. Ich wünsche, daß der Leser das Rhapsodische der Darstellungsweise aus jenem Grunde nachsehen möge. — Die Geschichte der Escalade von Genf ist bereits in der Zeitschrift für Kunst, Geschichte und Wissenschaft des Krieges abgedruckt worden. Der Gegenstand, an welchem ich mich hiebei versucht hatte, schien mir indeß wichtig genug, um die Wiederaufnahme der kleinen Darstellung in diese Sammlung zu rechtfertigen. — Den Mittheilungen von meinen Reisen habe ich nichts hinzuzufügen, da sie ihr Entstehen, so wie ihren Zweck selbst aussprechen. — Die kleinen Beiträge zur

Geſchichte des Krieges von 1813 und 14, welche ſo gering ſind, daß es zweifelhaft wird, ob ſie einen ſolchen Namen verdienen, werden, ſo hoffe und wünſche ich, denen dennoch nicht unwillkommen ſein, welche bereit ſind, jede Erſcheinung der Vergangenheit als Lehre für die Zukunft zu benutzen.

Somit bleibt mir nur übrig, dieſen Blättern bei ihrem Erſcheinen eine nachſichtsvolle Aufnahme zu wünſchen, damit ich nicht zu ſpät inne werde, daß ich nicht ſtreng genug gegen meine Verſuche war, als mich das nachſichtige Urtheil der Freunde zur Bekanntmachung derſelben ermunterte.

Inhalt.

1. Vergleichende Betrachtungen über wichtige Reitersiege Seite 1.
2. Einige merkwürdige Märsche — 58.
3. Ueber Dragoner und Schützen zu Pferde — 104.
4. Die Escalade von Genf im Jahre 1602 — 111.
5. Reise-Mittheilungen — 129.
6. Kleine Beiträge zur Geschichte der Feldzüge von 1813 und 1814. — 228.

Vergleichende Betrachtung über wichtige Reitersiege.

Das wahre Vaterland der Reiterwaffe ist Afrika und Asien. In diesen Erdtheilen gestatten die ausgedehnten, oft weidegebenden Ebenen der Reiterei eine freie Bewegung, und sie verschaffen, auf eine leichte Weise, den Pferden Nahrung. Bei den, durch die dortige Natur herbeigeführten, Wanderungen der Menschen leben und sterben diese auf den Pferden; beide werden zu Einem: und man wird versucht, zu glauben, daß die Centauren der alte Mythe wiederkehren. Ganz anders ist es in Europa, wo vielfacher Wechsel der Landesbeschaffenheit und verbreiteter Anbau des Bodens den Gebrauch der Reiterei erschweren, und die auf das durchschnittene Land angewiesene Waffe, das Fußvolk, zur Hauptwaffe machen. Ein um so größerer Vortheil wird daher bei uns aus einer zweckmäßig geübten Reiterei, als aus einer wichtigeren Seltenheit, zu ziehen sein.

Bei den Völkern des classischen Alterthums — dessen unbedingte Verehrer müssen mir den Ausspruch schon erlauben — war die Reiterei nicht sehr wichtig, und sie fing nur dann an, sich bemerkbar zu machen, als, nach der Bildung größerer europäischer Staaten, diese sich kriegerisch mit Afrika und Asien berührten; also in Alexanders asiatischen Feldzügen und in den punischen Kriegen, so wie in den Kämpfen der Tri-

umwirn und Cäsaren am Euphrat und Tigris [1]). Die Europäer lernten hier den Werth und das Wesen guter Reiterei bei ihren Feinden kennen. Die Noth führte, wie überall, zu Erfindungen und zu Verbesserungen.

Die Griechen und Römer kannten allerdings die Uebungen auf dem Zirkel [2]); dagegen scheint ihnen die Anwendung der eigentlich gebogenen Lectionen, so wie die des Stangenzaumes unbekannt gewesen zu sein.

Ueberhaupt bestand der Alten Reitkunst mehr in einem Abrichten der Pferde [3]) (nach Art unserer Kunstreiter) als in einem Zureiten derselben, was den neueren Jahrhunderten, mit Hülfe der Mechanik, und bei gründlichern anatomischen und osteologischen Kenntnissen möglich geworden ist.

Auch die Georgica III., 190 zeigen uns, daß sich die Römer auf einem richtigen Wege zur Beurtheilung der Behandlung junger Pferde befanden. Virgil sagt l. c.:

Ubi quarta accesserit aestas
Carpere mox gyrum incipiat, gradibusque sonare
Compositis, sinuetque alterna volumina crurum [4]).

---

[1]) Selbst bei Vegetius erscheint die Reiterei noch in einem ganz untergeordneten Verhältnisse gegen das Fußvolk. Hierüber ist vornämlich de re milit. l. III. c. 16. zu vergleichen.

[2]) Dafür spricht Tacit. de German. 6. und Xenophon περὶ ἱππικῆς λόγος VII., 13. unbedingt. Des Letzteren κύκλος ist nichts Anderes, als eine Schule auf einer krummen Linie.

[3]) Sehr lehrreich hierüber ist Xenophon's kleines Werk über die Reitkunst, und dessen Handbuch für Cavallerie-Officiere. Das Ende des 8ten Capitels des ersten dieser Werke bestätigt zumal die obige Ansicht.

[4]) In deutschen Worten etwa so: Nach Eintritt des vierten Jahres soll das Pferd anfangen, sich mit geregelten Schritten im Kreise — in der Volte —, hören zu lassen, und man mag die Schenkel allmälig auf beiden Händen biegsam machen.

Scherzend hatte Anakreon (um 500 J. v. Chr.) schon gesagt, indem er ein Mädchen anredet in Worten, welche Ramler (Berl. 1801) S. 164 so übersetzt:

Gar artig
Wollt ich den Zaum dir anthun,
Dich an der Leine haltend,
Rings um die Rennbahn treibend.

Inzwischen erscheint im Mittelalter die Reiterei in Europa als Hauptwaffe. Man könnte um so mehr hiedurch überrascht sein, wenn man weiß, wie weit die Reiterei der Germanen davon entfernt war, den wichtigsten Theil der Heere derselben zu bilden. Tacitus [1]) sagt geradezu, sie hätten nicht sonderliche Pferde gehabt, diese nicht zweckmäßig zu reiten verstanden, und das Fußvolk wäre die Stärke der Heere gewesen. Cäsar macht Schilderungen von Gefechten, in denen sich germanische Reiter und Fußkämpfer gegenseitig unterstützten, die diesen zum höchsten Ruhme gereichten, während die Reiter nur eine untergeordnete Rolle spielten.

Um uns die Verbreitung der verbesserten Reitkunst in Europa erklären zu können, dürfen wir nicht vergessen, daß diese Kunst im untergehenden Byzantinischen Reiche mehr, als sonst wo, vorher in unserem Erdtheile ausgebildet war. Die Gründe und Beweisstellen für diese Behauptung muß ich hier, um den Hauptgesichtspunct dieser Arbeit nicht aus dem Auge zu verlieren, unentwickelt lassen. Neapel blieb der Byzantiner letzte Unterthaninn in Italien. Bis

[1]) De morib. German. 6. Equi non forma, non velocitate conspicui, sed nec variare gyros in morem nostrum docentur. In rectum aut uno flexu dextros agunt, ita conjuncto orbe, ut nemo posterior sit. In universum aestimanti, plus penes peditem roboris: eoque mixti praeliantur, apta et congruente ad equestrem pugnam velocitate peditum, quos ex omni juventute delectos ante aciem locant.

1134 gehorchte Neapel Byzanz, und lange Zeit erhielten sich noch die Sitten und Fertigkeiten der ehemaligen Herrscherinn in diesem glücklichen Küstenlande. Byzantinische Equilibristen, Kunstreiter und Reitkünstler waren häufig nach Neapel herüber gekommen; und das scheint in der That die Ursach zu sein, weshalb Neapel, wie bekannt ist, die Mutterschule der neuen europäischen Reitkunst wurde. Unter diesen Umständen, dünkt uns, wurde diese vervollkommnetere Fertigkeit in Europa verbreitet. Das Bedürfniß ihrer allgemeineren Anwendung in den Heeren des Mittelalters war aber tief in den politisch-militärischen Erscheinungen jener Zeit begründet.

Die germanischen Völker eröffneten nämlich das Mittelalter mit ihren Eroberungszügen und überschwemmten Europa. Eroberungskriege, wofern sie so weit führen, als die so eben genannten, machen Reiterei zu einem Bedürfniß, das man bei der Vertheidigung seines eigenen Landes in der Regel weit weniger fühlt. Zugleich lag in der Staatsverfassung der Germanen die Möglichkeit zur leichteren Herbeischaffung des Mittels zur Reiterei, nämlich der Pferde. Denn — und das ist einer der durchgreifendsten Gegensätze zwischen der politischen Verfassung der alten und der mittlern Staaten — die Grundlage jener waren Stadtgemeinden, dieser aber freie Landgemeinden. Dieser eine Umstand schon begünstigte den Landbau, wie die Pferdezucht bei den Germanen. Auch hat in der That das Fußvolk den ihm in Europa gebührenden Platz erst wieder einnehmen können, seit die Städte mächtig wurden, seit die milites castrenses es ihre adelige Geburt nicht entwürdigend erachteten, zu Fuß zu fechten. Denn aus dem Beneficial-Wesen hatte das Ritterthum sich gebildet, und durch dasselbe eine Kriegerkaste, die Ritter, welche allein die öffentliche Ehre erndteten, weil die Uebrigen das Schwert aus Bequemlichkeit aus

der Hand gelegt hatten. Nun fochten zwar neben den Rittern theilweise ihre nicht ritterbürtigen Unterthanen zu Fuß, doch halten es die Chronikenschreiber wenig der Mühe werth, ihrer viel zu gedenken. Hierbei dürfen wir nicht übersehen, daß die frühern Gefolgschaften, wie die spätern Ritter fast nur in Angriffskriegen, dagegen die städtischen Völker meistens in Vertheidigungskämpfen fochten. Daraus schon erklärt sich die Erscheinung zum Theil, warum jene zu Pferde stiegen und diese nicht.

Mit der Emancipation der Städte und der Anwendung des Schießpulvers änderte sich sehr Vieles. Doch scheint man so entzückt gewesen zu sein, von den Wirkungen des noch nicht sehr lange eingeführten Schießgewehrs, daß man auch die Stärke der Reiterei hierin zu finden glaubte und dadurch zu vermehren suchte. Man konnte um so leichter auf diesen Gedanken verfallen — und diese Bemerkung muß dem über die Reiterei im Mittelalter Gesagten hinzugefügt werden — da die Reiterei der Ritter gar sehr das Wesen des Fußvolkes an sich trug, nämlich Mangel an Schnelligkeit. Ein Ritter bewegte sich auf seinem Rosse langsam vorwärts, seitwärts in der Regel nicht. Er war am stärksten in der Vertheidigung, und im Stande, wenn er nur gut festgeschnallt [1]) und gehörig gerüstet war, manchen heftigen Stoß und Schlag auszuhalten. Ritter hatten in der That manches mit ihren Burgen gemein, weil beide den Angriffen trotzten, aber viel weniger Mittel zum eigenen Angriffe in sich trugen. Kriegskundige sollten sich nicht mehr von Dichtern verführen lassen, diese Truppe unserer Reiterei als Muster vorzuhalten. Es lag aber, wie bemerkt,

---

[1]) Daß das wirklich hin und wieder wenigstens geschah, ist leicht zu erweisen.

sehr nahe, daß beim Ausgange des Mittelalters die langsam reitenden Ritter, nachdem sie sich durch Ablegung einiger Schienen erleichtert hatten, das Schießgewehr zur Hand nahmen.

Bald ging man in der Schießerei noch weiter. Man mengte Abtheilungen Infanterie unter die Cavallerie, und verlangte, daß beide Waffen beim Angriff zu gleicher Zeit an den Feind kommen sollten. Natürlich: man erwartete Alles von der Wirkung des Schießens, wenig von der Beweglichkeit der Pferde und vom Gebrauch der blanken Waffe.

Nur beiläufig sei es erwähnt, daß nicht Gustav Adolph, wie so oft erzählt worden, der Erste gewesen, der diese zeitgemäße Taktik in Ausübung brachte, denn z. B. schon 1525 in der Schlacht bei Pavia hatte der Marquis von Pescara zu gleichem Zwecke eine bedeutende Zahl spanischen Fußvolks, mit schweren Musqueten bewaffnet, unter die kaiserliche Reiterei gemengt [1]), wodurch er den Sieg über die Franzosen erfochten haben soll.

So waren in den ersten Jahrhunderten nach Einführung des Schießgewehrs den Reitereien die Schwingen gelähmt oder noch nicht gewachsen; um jedoch ihres Stehens gewisser zu sein, hielt man für zweckdienlich, ihr eine Grundlage von Infanterie zu leihen. Das achtzehnte Jahrhundert erst sah sie im kühnen Fluge die Schlachtfelder beherrschen, sich selbst verherrlichend. Und dieser Gang der Entwickelung war auch in der That ihrer Natur ganz gemäß.

Während der bis zur Anwendung des Schießpulvers verflossenen Jahrtausende wurde der eigentliche Schlachtenkampf mit der blanken Waffe geführt; das schon fernhin treffende Geschoß war bis zu dieser Zeit

---

[1]) Robertson hst. of Charles v. (Vienna, 1787.) II. 323.

im höchſten Grade unbedeutend geweſen, und entſchied nie den Kampf. Man ſtellte alſo im Gefecht die Heere einander ſehr nahe gegen über. Häufig konnten in dieſer geringen Entfernung Bewegungen ausgeführt werden, die, wenn ſie vom Fußvolke ausgingen, dem Feinde eben ſo gefährlich wurden, als hätte Reiterei ſie gemacht. Da es der hervorſtechende Vorzug der Reiterei iſt, daß ſie weite Räume in kurzer Zeit durchläuft, ſo ergiebt ſich aus dieſen Umſtänden, daß im Alterthum und im Mittelalter die Reiterei nie zu der Bedeutung, wie in der neuen Zeit, kommen konnte. Im 16. und 17. Jahrhunderte ſtellte man ſich immer noch ſehr nahe an den Feind. Die jetzigen Entfernungen, in denen man ſich oft genug ſchlägt und tödtet, ohne einander deutlich zu ſehen, ſind durch die verbeſſerte Einrichtung des kleinen Schießgewehrs und der Geſchütze, und durch deren gröbere Wirkſamkeit, herbeigeführt worden. So wurde man gezwungen, der Reiterei Stellungen anzuweiſen, in denen ſie nicht bereits vor ihrer Anwendung durch die feindlichen Geſchoſſe vernichtet wurde. Sie mußte daher in weiter Entfernung vom Feinde aufgeſtellt werden, denſelben aber, wenn ſie mit einiger Wirkſamkeit ihm ſchaden ſollte, beim Angriffe mit der Hand erreichen können. Denn davon überzeugte man ſich nach und nach, daß ſie durch den Gebrauch des Feuergewehrs nichts Bedeutendes leiſte. Faſt ſollte man glauben, daß ihr ſchon dadurch eine, den vereinten menſchlichen und thieriſchen Kräften unerreichbare, Aufgabe geſtellt worden ſei. Da trat ein Mann auf, der ſie löſte, von dem man ſagen kann, daß er die Räume zuſammenſchrumpfen machte, und die Zeit für ſeinen Zweck auszudehnen wußte, der mit ſeinem Blick und ſeinem Worte die Schlachtfelder umfaßte und beherrſchte: — den Namen Seydlitz ſpricht jeder mit Bewunderung aus, der der Reiterwaffe ſeine Liebe gewidmet hat. Dieſer Mann

ſcheint den Pferden ſeiner Reiterei pegaſiſche Flügel verliehen zu haben, denn manche ſeiner Siege klingen wie Dichtungen, und ſind doch erlebte Wahrheiten. Indeß dieſem Seydlitz kamen Umſtände zu Hülfe, welche ſeinen Vorgängern unbekannt geblieben waren. Nur mit der Einführung ſtehender Heere und namentlich ſtehender Reiterei [1]) ſind regelmäßige Reitübungen vereinbar. Aber die Fertigkeit in der Reitkunſt iſt die Grundlage aller großen Cavallerie-Bewegungen, vorausgeſetzt, daß ſie mit Sicherheit und Schnelligkeit ausgeführt werden ſollen [2]). Seit der Zeit des Seydlitz übte man nicht nur im Frieden die Reiter und die Bewegungen der Reiterei, um ſtets zum Kriege bereit zu ſein, ſondern die Reitkunſt ſelbſt hatte bedeutende Fortſchritte gemacht durch den Einfluß, welchen die weitern Entwickelungen der Naturwiſſenſchaften auf ſie ausübten. So lernte man, um auf Einiges hinzudeuten, die Kräfte und Mittel der Pferde und die Grundſätze der Zäumung [3]) richtiger beurtheilen. Unter

---

[1]) Noch im Jahr 1661 erklärt der Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg in einem Publicandum, als er ein Lehnsaufgebot zur Türkenhülfe bezweckte, er habe nach dem Frieden von 1660 zur Erleichterung des Landes ſeine ſämmtliche Cavallerie entlaſſen. Das Original befindet ſich im geheimen Staatsarchiv, Aktenſtück: „Bereitſchaft, Aufgebot, Lehnpferde, 1626 — 66. p. 38.

[2]) Dieſer Umſtand iſt gewiß nicht einer der unwichtigſten Gründe, weshalb wir im 16. und 17. Jahrhnndert die Cavallerie in kläglichſter Aengſtlichkeit an der Infanterie kleben ſehen.

[3]) Carl I. von England hatte noch befehlen müſſen, daß die Stangenzäume in ſeinem Heere durchweg eingeführt werden ſollten. Das erſte mir bekannte Zeugniß von einer Unterlegentrenſe unter dem Stangenzaume iſt ein Bild Guſtav Adolfs, v. J. 1632. Es befindet ſich in der Königl. Bibliothek zu Berlin: Libr. pictur. in fol. Nr. 226. Tab. 42.

dieſen Umſtänden konnte zwar Seydlitz mehr leiſten, als ſeine Vorgänger, doch hat er auch viele ſeiner Nachfolger übertroffen, die nicht ungünſtiger, als er, geſtellt waren.

Wenn aber in den letztern vier Jahrzehnten, durch die ſich, mit Ausſchluß des letzten derſelben, eine zuſammenhängende Kette von blutigen Kriegen ziehet, weniger auffallende Waffenthaten der Reiterei ausgeübt ſind, ſo fragt ſich der Cavalleriſt betroffen über den heutigen Werth ſeiner Waffe. Er mag indeß dieſen nicht verkennen, weil taktiſche Verhältniſſe unſerer Zeit der Reiterei eine andere Stellung gegen die übrigen Waffen angewieſen haben. Hierdurch iſt Reiterei nicht unwichtiger geworden, als ſie es in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war, aber es wird ihr ſchwerer, ja in vielen Fällen unmöglich gemacht, glänzende Siege zu feiern.

Diejenigen Umſtände, welche der Reiterei, ſeit dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolutionskriege einen veränderten Wirkungskreis angewieſen haben, laſſen ſich kurz auf folgende Geſichtspunkte etwa zurückführen.

1) Strategie und Taktik haben ſeit 1792 häufig den Kampfplatz in ſolche Gegenden verlegt, welche ihrer natürlichen Beſchaffenheit nach, den Gebrauch der Reiterei wenig begünſtigen. Im 17. und 18. Jahrhunderte ſuchte man das freie, ebene Feld, um die Truppen in beſter Richtung und hergebrachter Ordnung an den Feind zu führen. Friedrich 2. macht die Vermeidung des Angriffs der Dörfer der Infanterie zum Geſetz [1]). Auch die fortſchreitende Ackerkultur und namentlich die Separationen und damit verbundenen Abbaue häufen noch fortwährend die

---

[1]) Unterricht von der Kriegskunſt an ſeine Generale. Art. 22.

Hindernisse, welche sich der Reiterei in den Weg stellen.

2) Die Reiterei, welche damals im freien Felde herrschen durfte, wird jetzt, kommt sie wirklich zum Angriff, schon in der Ferne, durch das verbesserte Schießen der Infanterie und Artillerie weit mehr gefährdet, als damals, wo man noch die Zweckmäßigkeit des Feuergewehrs nach der Menge der gethanen Schüsse beurtheilte. Besonders gefährlich wird für große Cavallerie-Massen die seitdem eingeführte Zusammenstellung der Geschütze in starke Batterien.

3) Man hatte früher, als man, wie z. B. im siebenjährigen Kriege, in der Regel die Truppen flügelweise aufstellte, die Waffen von einander gesondert. Da sie sich bei solcher Einrichtung selten gegenseitig unterstützen konnten, wurde ein Sieg, der über eine oder die andere errungen war, auch häufig der Grund zu deren gänzlichen Niederlage. Diesem Uebelstande ist durch die geschickte Verbindung der Waffen in den heutigen Divisionen vorgebeugt, die nun sich gegenseitig zu stützen vermögen. Es wird daher jetzt der Reiterei viel schwerer, als früher, in großen Schlachten entscheidende Siege zu erfechten, weil der, welcher ein Hemmniß weggeräumt hat, selten im Stande ist, auch noch zwei andere Hindernisse zu vernichten. Die Divisions-Bildung, in ihrer eigentlichen Bestimmung aufgefaßt, vortrefflich, ist aber nicht allein der Grund, daß es der Reiterei sehr schwer wird, ihre Erfolge durch Benutzung entscheidend zu machen; sondern sie gab aus Mißverständniß auf andere Weise noch Veranlassung zur Schwächung der Cavallerie. Man verfiel nämlich hin und wieder aus dem Fehler der einseitigen, trennenden Anhäufung der Waffen, in den der Zersplitterung, indem Manche meinten, das Wesen der Brigade-Bildung, — welches ja doch keinesweges die

Beibehaltung einer Reserve-Cavallerie für jedes Armeecorps ausschließt — bestehe in einer gleichmäßigen Vertheilung aller Kräfte jeder Art. Man vergaß, daß Zersplitterung Schwächung ist. Daran läßt sich die Schwäche des menschlichen Geistes erkennen, daß er, um einem Fehler zu entgehen, oft in den entgegengesetzten verfällt. Die Wahrheit ist, da sie vom Himmel stammt, zu erhaben, als daß sie von Vielen erkannt werden könnte.

4) Eines der einflußreichsten Hindernisse, welches sich dem Gebrauche der Cavallerie in Schlachten entgegenstellt, liegt in der heutigen Taktik des Fußvolkes. Seydlitz bekämpfte eine Infanterie, welche das ebene Feld suchte, in langen Linien vorrückte, mehr durch *vieles*, als durch *sicheres* Schießen zu schaden meinte, die Gegenstände des Bodens, welche Reiterei aufhalten, vermied, weil sie ihr selbst ein Hinderniß waren, und die endlich, wenn sie von dieser Waffe bedrängt wurde, Vierecke, welche innen leer blieben, nur von drei Gliedern bildete. Unsere heutige Infanterie hat dagegen den dreifachen Fortschritt gemacht, daß sie sicherer schießt, die Beschaffenheit des Bodens zu ihrem Vortheil zu benutzen weiß, und da, wo sie sich selbst überlassen ist, eine Stellungsart anzunehmen verstehet, welche sie gegen jeden leichten Anlauf sichert. Unser jetziges Fußvolk erscheint bald zerstreut, geschützt durch den Boden, als sicher zielende Schützen; einige Augenblicke darauf tritt sie uns, mit einer Schnelligkeit, von der man vor hundert oder siebenzig Jahren keine Vorstellung hatte, als geschlossene und viel schließende Feuerlinien entgegen; und fallen wir nun die kühn Herangerückten an: so stehen die, bis in die Mitte hinein dicht geschlossenen, feuerspeienden Phalangen vor uns, deren Männer selbst für das Handgemenge mit einer gefährlichen blanken Waffe gerüstet sind. Man kann

unmöglich glauben, daß es eben so leicht sei, diesen modernen Proteus zu bekämpfen, als dessen Vorfahren aus den drei ersten Vierteln des verflossenen Jahrhunderts.

5) Wenn, wie bemerkt ist, die größere Ausdehnung der Schlachtfelder, nach Einführung des Schießpulvers, es der Reiterei möglich machte, ihre Vorzüge zu bewähren: so kann man dennoch nicht verkennen, daß die Erweiterung derselben, wie wir in der neusten Zeit erlebt haben, wo kein menschliches Auge mehr vermag, das Ganze zu umfassen, die schnelle Entdeckung und Benutzung der schwachen Stellen des Feindes außerordentlich erschwert hat, und mithin auch den erfolgreichen Gebrauch der Reiterei.

Wir glauben, daß Seydlitz, stände er wieder unter uns auf, gezwungen sein würde, noch höhere Talente zu entwickeln, als er zum Erstaunen seiner Zeitgenossen entfaltet hat. Dann möchte er aber vielleicht zu seiner eigenen Rechtfertigung ausrufen:

„Gebiete mir, was menschlich ist!“

Um das Gesagte, so weit es im übersichtlichen Durchfluge möglich ist, näher zu begründen und zu rechtfertigen, sollen nun einige wichtige Beispiele aus der Kriegsgeschichte wiederholt werden.

Alexander von Macedonien tritt nach alt-europäischer Weise mit einem Heere auf, das seine Stärke im Fußvolke sucht und findet. So erscheint es in den beiden ersten Hauptschlachten gegen die Perser, am Granikus und bei Issus. Am Granikus, in dieser Schlacht an den Thoren Asiens, erfocht er den Sieg allerdings mit einer 5000*) Pferde starken Reiterei. Aber der Bach Gra-

*) Nach Arrian I, 11. und Plut. in vita Alexd. — Justin. XI. 6. und Diodor. XVI, 17, wollen nur 4500 Pferde.

nikus trennte beide Heere; Alexander ließ ihn durchreiten und durchgehen; die Perser am entgegengesetzten Ufer empfingen die Macedonier stehenden Fußes. Nun wurde Mann an Mann tapfer gefochten, und die Perser waren am Ende aus dem Felde geschlagen, vornämlich durch die macedonische Reiterei, die jedoch, wäre sie Fußvolk gewesen, das Nämliche ausgerichtet hätte. Denn keine kühne, schnelle, überraschende Bewegung, nichts was die Reiterei des großen Kostenaufwandes, den sie verursacht, werth macht, wurde von ihr in der Schlacht am Granikus ausgeführt. Wenn diese Reiterei die ihrer Waffe zustehende Schnelligkeit und Beweglichkeit in sich gehabt hätte, würde Alexander nicht Fußvolk zwischen sie haben mengen können. [1]) — Ganz anders tritt die macedonische Reiterei in der Schlacht bei Gaugamela (331) auf. Offenbar hatte sie und Alexander, während der verflossenen drei Kriegsjahre, von den asiatischen Feinden gelernt. Die macedonische Reiterei ist hier 7000 [2]) Pferde stark, auf beiden Flügeln das Fußvolks vertheilt. Die Reiterei des rechten Flügels führt Alexander wiederum selbst. Dieser und der persische linke, der auch aus Reiterei bestehet, bemühen sich lange Zeit, sich gegenseitig zu überflügeln. Man bewegt sich von beiden Seiten mit Geschicklichkeit; und schon scheint es den Persern, durch ihre Mehrzahl gelungen zu sein, da läßt Alexander plötzlich seine tiefgestellten Colonnen rechts aufmarschiren [3]),

---

[1]) Arrian. I, 16. πολλὰ δὲ καὶ πρὸς τῶν ψιλῶν ἀναμεμιγμένων τοῖς ἱππεῦσι βλαπτόμενοι.

[2]) Arrian. L. III. c. 12.

[3]) Borheck übersetzt hier den Arrian gerade im entgegengesetzten Sinne. Ich glaube, ihn nur, wie eben gesagt ist, verstehen zu dürfen. Die zweifelhaften Worte sind: ἐπὶ κέρως.

und dieſe unvorgeſehene Verlängerung ſeiner Linie umfaßt den Feind. Dieſer hat bei dem Beſtreben, ſich links auszudehnen, eine Lücke zwiſchen ſich und der Mitte erzeugt. Alexander gewahrt das, ſtürzt ſich in dieſen Raum und wirft den ganzen Theil des perſiſchen Heeres zur Flucht zurück, es eifrig verfolgend. Da ſendet ihm Parmenio, der den macedoniſchen linken Flügel befehligt, um Unterſtützung bittend nach; denn dieſer wurde inzwiſchen hart bedrängt. Alexander ſammelt und ordnet ſogleich ſeine Reiter und wendet ſich gegen den Rücken des perſiſchen rechten Flügels. Als er ankam, hatte aber Parmenio bereits, vornämlich mit Hülfe der theſſaliſchen Reiter, geſiegt. Alexander ſetzt nun wiederum die Verfolgung des Darius fort, und läßt ſeine Leute und Pferde, nachdem ſie den Lykus überſchritten haben, bis nach Mitternacht ruhen. Dann bricht er zur weitern Verfolgung auf und kommt ſchon am Tage nach der Schlacht in Arbela an, das 600 Stadien (nach Arr. III. 15.), alſo vielleicht etwa 24 Stunden vom Schlachtfelde liegt. Wer zu beurtheilen weiß, welche Anſtrengung die ſo eben erzählten Bewegungen nöthig machen, muß über dieſe rieſenhaften Leiſtungen der macedoniſchen Reiterei erſtaunen. In keiner Schlacht des claſſiſchen Alterthums hat europäiſche Reiterei ermüdendere Bewegungen ausgeführt, als in der bei Gaugamela. Aber ſie muß auch damals, nachdem ſie früher Alexander ſehr geringe Dienſte geleiſtet hatte, trefflich geordnet und gebildet geweſen ſein. Dafür ſpricht erſtlich der Umſtand, daß Alexander ſie mitten in der Verfolgung abrufen und ſammeln konnte; und zweitens die Bemerkung Arrians [1]), daß der Gewalt der Angriffe der geſchloſſenen Geſchwader der macedoniſchen Reiterei die Scythen, obſchon ſie und ihre

---

[1]) III. καὶ βίᾳ κατ' ἴλας προσπίπτοντες u. ſ. w.

Pferde gepanzert gewesen [1]), nicht hatten widerstehen können.

Nach Alexanders Tode sank innerhalb der Grenzen griechischer Kriegskunst die Reiterei wieder zu ihrer früheren Unbedeutendheit zurück.

Bei den Römern leistete diese Waffe eigentlich noch weniger, als bei den Griechen; um so glänzender erscheint aber ihr Werth unter Hannibals Führung. Die Art der römischen Reiterei wird durch den Umstand schon hinlänglich bezeichnet, daß sehr häufig leicht bewaffnetes Fußvolk bei ihr den Plänkerdienst ausschließlich versah, welches, wenn es gedrängt wurde, sich in die Zwischenräume jener Reiterei zurückzog, und mit dieser gemeinschaftlich focht.

Das Gefecht am Ticinus war, nach des Livius ausdrücklichem Zeugnisse [2]), ein bloßes Avantgarden-Gefecht, welches entstand, indem beide Feldherren zum Erkunden mit bedeutenden Abtheilungen vorgingen, und unerwartet auf einander stießen. Die leichten römischen Fußgänger, welche zum Plänkern vorgeschickt waren, wurden von den Afrikanern sehr bald zurückgeworfen. Sie flohen in die Zwischenräume ihrer Reiterei, deren Pferde scheu wurden, wobei ein Theil der Reiter herabfiel. Ein anderer Theil stieg ab, um zu Fuß zu kämpfen [3]). Es zeigt sich oft, daß die Römer diese Art zu fechten der zu Pferde vorzogen. Während so die geschlossenen Truppen mit einander fochten, umgingen die Numidier, Hannibal's Kosaken, die Flügel der

[1]) Auch dieses Beispiel lehrt, daß die Trutzwaffen allein die Reiterei wenig furchtbar machen.

[2]) Liv. lib. XXI, c. 46.

[3]) Polybius und Livius erzählen das. Bei Liv. XXI, 46. heißt die Stelle so: Dein, quia turbabant equos pedites intermixti, multis labentibus ex equis, aut desilientibus, ubi suos premi circumventos vidissent, jam magna ex parte ad pedes pugna erat.

Römer. Dieſe ſchnelle und geſchickte Bewegung entſchied den Sieg zu Gunſten der Punier.

An der Trebia hatten, nach Polybius (lib. III.), die Römer 36,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferde, dagegen die Karthagener 20,000 Fußgänger und 10,000 Reiter. Welch ein ganz anderes Verhältniß beider Waffen zu einander findet bei beiden Heeren Statt! Das römiſche Fußvolk ſchlug ſich hier, wie faſt überall, eben ſo ruhmvoll, als die römiſche Reiterei ruhmlos. Dieſe entfloh nämlich gänzlich vom Schlachtfelde vor der ihr freilich überlegenen afrikaniſchen Reiterei. Das Fußvolk, ſich ſelbſt überlaſſen, auf beiden Flügeln, wo ihre Reiterei geſtanden hatte, vom Feinde angegriffen, ja ſogar durch Mago, der an der Trebia im Verſteck gelegen hatte, im Rücken angefallen, ſchlug ſich nicht allein, ſondern es ſchlug ſich durch, und rückte in einem geſchloſſenen Haufen 10,000 Mann ſtark, in Placentia ein. Die Uebrigen waren der Uebermacht erlegen[1]).

Jede andere Leiſtung der karthagiſchen Reiterei im zweiten puniſchen Kriege übertrifft aber ihr Sieg bei Cannä (216); ja man muß ſagen ihr, der Reiterei, Sieg. Die Römer ſtellten hier nach den vielen erlittenen Verluſten noch 80,000 Mann zu Fuß und 6000 Pferde ins Feld; die Karthager nur 40,000 Mann zu Fuß, aber 10,000 Reiter [2]). Hannibal lehnte ſeinen linken, C. Terrent. Varro den rechten Flügel an den Aufidus. Beide Heere hatten die Reiterei auf ihre beiden Flügel vertheilt. Die eigentlich römiſche Reiterei ſtand zwiſchen dem Aufidus und ihrem Fußvolk, und wurde von den iberiſchen und galliſchen Rei-

[1]) Appian weicht von dieſen Angaben ab, was wenig in Betracht zu ziehen iſt, da Polybius und Livius in allem Weſentlichen übereinſtimmen.

[2]) Polyb. III, 113.

tern, die Hasdrubal anführte, zuerst angegriffen. Die Römer sprangen, nach der uns bereits bekannten Weise, von den Pferden, wurden aber von den Galliern aus dem Felde und in den Fluß getrieben. Man focht jetzt in allen Theilen der Schlachtlinie. Das römische Fußvolk war, wie gewöhnlich, schon sieghaft, die Numidier, welche Hannibals rechten Flügel haben, kämpfen unentschieden gegen die ihnen gegenüberstehende Bundesgenossen-Reiterei der Römer. Da verläßt Hasdrubal eilig den linken Flügel seines Heeres, weil er hier seine Arbeit beendet sieht, erscheint plötzlich auf dessen rechtem Flügel, vertreibt die dortige römische Reiterei, schickt die Numidier zur Verfolgung nach, und wirft sich selbst mit seinen geschlossenern Geschwadern auf der römischen Heeresmacht Stolz und Kern, auf das Fußvolk. Obgleich an diesem Schlachttage die Manipeln näher an einander gerückt und daher die Zwischenräume geringer, als sonst, waren: so drang Hasdrubal, der Unwiderstehliche, dennoch in diese ein, und richtete unter diesem Muster europäischen Fußvolks eine beispiellose Niederlage an. Nach Polybius haben die Römer hier 70,000 Menschen eingebüßt. Wem fällt bei diesen Großthaten nicht Zorndorf ein; wer mag nicht Hasdrubal mit Seydlitz vergleichen! Polybius aber sagt, (dieses Ereigniß betrachtend, nachdem er es so anschaulich erzählt hat) die Karthager verdankten diesen Sieg ihrer Ueberlegenheit an Reiterei; und daß durch denselben der Satz bewiesen wäre, es sei vortheilhafter, nur halb so viel Fußvolk, als der Feind, zu haben, wenn man ihm nur an Reiterei überlegen, als an Waffen beider Arten ihm durchaus gleich zu sein [2]).

---

[2]) Des Polybius III., 117. Worte sind diese: καὶ δῆλον ἐγίνετο τοῖς ἐπιγινομένοις, ὅτι κρεῖττόν ἐστι πρὸς τοὺτ τῶν περὶ γεμίων καιρούς ἢ μίσεις ἔχειν πεζούς, ἱπποκρατεῖσθαι τοῖς ὅλοις μᾶλλον, ἢ πάντα παρισα τοῖς πολεμίοις ἔχοντα διακινδυνεύειν.

Wenn schon dieser Grundsatz allgemein ausgesprochen, mit Recht bestritten werden darf: so enthält er dennoch viel Wahres, und ist im höchsten Grade merkwürdig im Munde eines so kriegserfahrenen Mannes, als der so eben genannte Schriftsteller es war.

Des Crassus Niederlage bei Carrä[z]), 53 J. vor Chr., ist nur das verkleinerte Bild des Geschicks, welches aller römischen Heere wartete, die gegen die Parther geführt wurden. Die Legion war zu schwach an Reiterei, als daß sie gegen einen sowohl berittenen Feind mit Erfolg hätte kämpfen können. Die von den Römern erfochtenen Siege konnten nur wenig benutzt werden; dagegen aber brachte jedes nachtheilige Gefecht sie in die höchste Gefahr; der entschiedenste Muth vermochte nicht immer, sie derselben zu entreißen, und das um so weniger, da der Hauptnachtheil häufig darin bestand, daß den Römern die Mittel zu ihrem Unterhalte durch die sie umschwärmenden Reiterheere entzogen wurden. Offenbar war es ein sehr ungünstiger Umstand für das Fortschreiten der römischen Waffen, daß die Parther sich bereits am östlichen Ufer des Euphrats auf den Trümmern der macedonisch-asiatischen Herrschaft festgesetzt hatten, als die Römer ihre eroberungssüchtigen Blicke dorthin richteten. Und dieses darf nicht übersehen werden, wenn man begreifen will, warum jener Fluß so stetig die Ostgrenze des weltbeherrschenden Reiches geblieben ist; denn Trajans Siege erscheinen gleichsam nur als ein einzelnes, wenn auch siegreiches, doch erfolgloses Gefecht in einem unglücklichen Feldzuge.

Im Mittelalter suchen wir wiederum diejenigen Berührungen auf, in denen sich Europa mit Asien und Afrika kriegerisch begegneten, weil wir erwarten dürfen, in diesen Kämpfen die größten Anstrengungen der eu-

---

z) Plutarch in Marcus Crassus. 23. sequ.

ropäischen Reiterei zu finden, so wie die Gelegenheit, das Wesen der asiatischen und afrikanischen kennen zu lernen. Der Stoff für diese Betrachtung ist sehr mannigfaltig; wir heben die wichtigsten Gegenstände heraus, und übergehen andere mit Stillschweigen, da der Zweck dieser Darstellung keine vollständige Geschichte der Reiterei ist.

Im October 732 ereignete sich die Schlacht bei Poitiers[1]). Man hatte sieben Tage lang einander gegen über gestanden, und von beiden Seiten, wie es scheint, die ernstere Schlacht gescheut. Die Araber, weil sie die geschlossenen Haufen und die festeren Schutzwaffen der Franken und Aquitanier fürchteten; diese aber, weil sie sich überall von jenen umschwärmt und geneckt sahen. Endlich machten die Araber dennoch den Angriff, aber vergeblich und mit sehr großem Verluste, wenn er auch nicht so hoch an zuschlagen ist, als die übertreibenden Chroniken wollen. Eudo, der Herzog von Aquitanien[2]), macht inzwischen einen sehr glücklichen Angriff auf das saracenische Lager und nimmt es. Dennoch und obschon die Araber zurückweichen, bewegt sich das fränkische Heer nicht vorwärts, und jene übernachten in der Nähe des Schlachtfeldes. Am folgenden Tage, nicht in der Dunkelheit, sondern bei hellem Lichte, treten die Saracenen ihren Rückzug nach Septimanien an, und zwar ganz ungehindert. Denn anfangs hatten die Franken ihn nicht einmal bemerkt; als man sich aber davon überzeugte, daß der Feinde Lagerstätte wirklich verlassen sei, wagte man nicht vor-

[1]) Da ich die ausführlichsten Quellschriften über diese Schlacht nicht habe vergleichen können, so folge ich hier vornämlich Mezeray extraict de l'hist. de France. (Paris 1676) I. 402, squ. als einem gewissenhaften Sammler.

[2]) Das bezeugt Paul Warnefried de gest. Longobard. L. VI. c. 46. ausdrücklich.

zurücken, weil man einen Verſteck, eine Liſt der Leichtbeweglichen fürchtete. Man legte ihnen auch weiter kein Hinderniß in den Weg, und war zufrieden, ſie nach den Pyrenäen abziehen zu ſehen. — Es läßt ſich nicht leicht verkennen, daß die Chriſten dadurch in den größten Nachtheil verſetzt waren, daß ſie den richtigen Gebrauch der Reiterei nicht verſtanden, und daß ihnen der der leichten wohl ganz fremd war. Der mit Blut erkaufte Sieg blieb darum auch wenig fruchtbar.

In der Schlacht, in welcher Heinrich I. die Magyaren 933 ſchlug, und die gewöhnlich nach Merſeburg genannt wird, die aber in der That nicht fern von Lützen, in der Nähe des Wäldchens Schkölzig, vorgefallen iſt [1]), — in dieſer Schlacht tritt die europäiſche Reiterei bereits in einem viel vortheilhafteren Lichte auf. Obſchon Heinrich I. bei der urſprünglichen Stärke ſeines Heeres von 69,000 Mann nicht mehr als 6050 Reiter hatte, (ſpäter wurde es durch einen Zuzug von italieniſchen, franzöſiſchen, ſüd- und weſtdeutſchen Truppen verſtärkt), ſo finden wir unter dieſen bereits leichte Reiterei, welche mit Armbrüſten bewaffnet war und den Einzelkampf gegen die Ungarn durchaus nicht fürchtete. Sie feſſelte während des erſten Schlachttages durch ihr Plänkern den Feind, und ſetzte ſogar ihre Angriffe während der Nacht fort. Am zweiten Schlachttage, 14 Tage nach Oſtern, griff König Heinrich die Magyaren, welche im Schkölzig verſchanzt waren, und 300,000 Mann ſtark geweſen ſein ſollen, an. Sie rückten ihm in der Ebene nordöſtlich von Lützen entgegen. Die Schlacht wurde blutig, der Kampf zähe; die Entſcheidung aber dadurch herbeigeführt, daß Heinrich I. einen Theil ſeiner Reiterei ſeit-

---

[1]) Brotuff Chronik von Marsburg (1555) L. I. c. 16. — Vulpius Merſeburgſches Chronikon, 173.

wärts vom Schkölzig verdeckt an die Ungarn heranführte, diese mit jener in die Seite faßte, angriff, warf und zerstreute. Der Kampf hatte bis Sonnenuntergang gewährt und endete unfern Schkölen, also an der Ostseite des Schkölzig. Diesseit der böhmischen Gebirge kamen die Geschlagenen nicht wieder zum Stehen. — Es ist ausnehmend überraschend, zu sehen, welche Fortschritte Heinrich I. seine Reiterei hatte machen lassen. Diese, die bis dahin in den Kriegsgeschichten kaum erwähnt wird, feiert jetzt den erfolgreichsten Sieg über den Feind, den Deutschland, ja Europa, eben wegen seiner so beweglichen Reiterei sehr fürchtete. Uns scheint dieser Sieg ein Erfolg geschlossener Reiterei über ungeordnet, zerstreuet fechtende zu sein. Mag Heinrich die Turniere, im Sinne der späteren Zeit, mit ihren Förmlichkeiten eingeführt haben oder nicht, — diese oder jene Ansicht darüber entscheidet für den vorliegenden Gegenstand nichts, — so ist doch durch diese Schlacht, verglichen mit der bisherigen deutschen Kriegsführung, entschieden, daß er für die Ausbildung seiner Reiterei Außerordentliches geleistet hat. — Nur ein ähnliches Beispiel der plötzlichen Erschaffung guter Reiterei kommt in der Geschichte außer diesem vor, und zwar ebenfalls in Norddeutschland. Wir meinen die Umbildung der preußischen Reiterei unter Friedrich II. Beide Fürsten fanden die berittenen Theile ihrer Heere unbrauchbar. Dieser Mangel wurde ihnen im Kriege gegen ihre besser berittenen Nachbarn fühlbar gemacht; sie verbesserten ihn gründlich, und errangen mit der so neugebildeten Waffe ihre schönsten Siege.

In der Schlacht bei Augsburg [1]) im August 955, ordnete der König Otto I. bereits sein Heer in

---

[1]) Witichiadi Annales L. III. apud H. Meibonicus rer. germanic. I. p. 656. — Hermanni Contracti Chronicon ad 955.

acht abgesonderten Haufen, die bei dieser Gliederung im Stande waren, sich gegenseitig zu unterstützen. Sie scheinen großen Theils aus geharnischter Reiterei bestanden zu haben. Nachdem seine leichten Truppen [1]) den Feind ausgekundschaftet hatten, sucht der König das Schlachtfeld auf die Ebene zu ziehen, damit die feindlichen Bogenschützen nicht Gelegenheit finden möchten, sich durch Gebüsche zu decken. Die Ungarn gingen inzwischen durch den Lech, um den linken Flügel [2]) des deutschen Heeres, überschütteten denselben, ihn durch den Angriff umfassend, mit Pfeilen, und trieben ihn zuletzt zur Flucht. Otto I. gab sogleich seinem Heere eine den Umständen gemäß veränderte Stellung, und befahl Conrad, dem Herzoge der Franken [3]), der einen Schlachthaufen in der Mitte anführte, den Feind anzugreifen. Conrad siegte hier, schickte aber nach errungenem Siege sehr verständig zum Verfolgen nur die leichten Truppen nach. Jetzt wurde um Augsburg selbst [4]) gekämpft, wobei zuletzt die Ungarn weichen mußten. Beim Vorrücken gingen die Deutschen auf einem Engwege durch einen Sumpf. Die Ungarn, welchen dieses nicht entging, kehrten plötzlich um, und fielen mit aller Gewalt auf die vordersten der Deutschen, welchen es in diesem Zustande an hinlänglicher Menge

---

[1]) „Latrocinans agmen.“ Witich. Ganzgleich bedeutend mit den Commandirten des 17ten Jahrhunderts.

[2]) Wittichind, die Hauptquelle für diese Begebenheit, nennt zwar nicht den linken Flügel ausdrücklich; es geht aus dem Zusammenhange hervor, daß dieser der umgangene war.

[3]) Dieser eben so unruhige als ränke- und talentvolle Mann wird von Witichind so geschildert: „Erat natura audacis animi, et quod rarum est audacibus bono consilio, et dum eques, et dum pedes iret in hostem bellator intolerabilis, domi, militiaeque sociis charus.

[4]) Witichind sagt nur: „quaedam urbs.“ Ich nehme den Ausdruck des Zusammenhanges wegen, für Augsburg.

zum Widerstehen und an Raum zum Rückzuge fehlte [1]). Diese wurden gänzlich zurückgeworfen, und droheten schon die übrigen Theile des Heeres mit fortzureißen. In diesem entscheidenden Augenblicke ließ Otto I. den stärksten der Schlachthaufen, welchen er bis jetzt zurückgehalten hatte, den seiner Sachsen, anrücken. Er selbst führt den Angriff, mit Schwert, Lanze und Schild bewaffnet; dieser gelang und entschied die Schlacht zum großen Nachtheile der Magyaren. — Wir finden den König Otto I. auf dem Lechfelde auf der von seinem Vater vorgezeichneten Bahn fortgeschritten. Seine Reiterei erscheint bei Augsburg noch ausgebildeter, als die Heinrich's I. bei Keuschberg; denn sie ist viel zahlreicher und dennoch fähig, während des Gefechts geschickt und mit Regelmäßigkeit Bewegungen auszuführen. Die gegenseitige Unterstützung der verschiedenen Heerestheile ist in der That lehrreich und vortrefflich. Auch tritt der zweckmäßige Unterschied zwischen der leichten und schweren Reiterei, und deren verschiedenartigen Gebrauch hervor. Ungeachtet dessen ist die äußerste Anstrengung erforderlich, den wenig zusammenhängend kämpfenden Feind zu überwältigen. Aber freilich waren bei den Magyaren, wenn auch die Glieder lose, doch, wie bei jeder guten leichten Cavallerie, die Bewegungen zusammenwirkend; und die Angriffe, wenn auch nicht immer durchbrechend, doch oft und schnell wiederholt und darum für die Deutschen sehr ermüdend und gefährlich. Eine gute leichte Reiterei gleicht dem Schatten unseres eigenen Körpers: er entweicht, wenn wir ihn fassen wollen; dennoch entfernt er sich um keinen Schritt von uns, und hängt sich an unsere Fersen, wenn wir zurückkehren.

---

[1]) Witichind sagt sehr bezeichnend: nec copiam habere pugnandi, nec locum adeo fugiendi.

Wir werden nun einige Augenblicke bei der am 9. April 1241 gelieferten Schlacht bei Liegnitz [1]) verweilen. Die Mongolen, welche seit Anfang des 13ten Jahrhunderts an der Wolga und am Don herrschten, drangen mit großer Kriegesmacht in Polen ein, und eroberten es mit Leichtigkeit, da dieses Land seit 1138 durch Vielherrschaft zersplittert, jetzt von 24 Herzogen regiert wurde, und daher nicht fähig war, bedeutenden Widerstand zu leisten. Der mächtigste dieser piastischen Herzoge war der zu Liegnitz Hof haltende Heinrich der Fromme, welcher Niederschlesien, Groß-Polen und die Lausitz beherrschte. Mit ihm vereinigte sich sein Vetter Mizeslav, Herzog von Oberschlesien, zu Ratibor, mit gemeinschaftlicher Kraft dem andringenden Feinde Widerstand zu leisten. Herzog Heinrich hatte überdieß noch deutsche Truppen gemiethet, denen sich einige, in dieser Zeit selten gewordene Kreuzfahrer zur Bekämpfung der Ungläubigen anschlossen [2]). Die ganze Macht des christlichen Heeres belief sich auf 30,000 Mann. Die Angaben über die ungeheure Stärke des Mongolen-Heeres sind erdichtet, und, wie es scheint, gleichfalls vornämlich durch Dlugoß verbreitet. Wir dürfen sie höchstens auf 50,000

---

[1]) Die Nachrichten hierüber sind am bequemsten zusammengestellt in Thebesii Liegnitzischen Jahrbüchern (Jauer 1733), P. II., c. XI. u. XII. Sonst auch in Dlugoss hist. polonic. p. 676 und Boguphalus Chronic. polon. p. 60. sequ. Doch ist Dlugoß nicht immer zuverläßig. Auch ist Klose Gesch. von Breslau I. 427, zu vergleichen.

[2]) Daß die deutschen Ritter unter Poppo v. Osterna an diesem Kampfe Theil nahmen, was von Dlugoß bis auf Frd. v. Raumer erzählt worden ist, scheint Johannes Voigt in seiner Geschichte Preußens (Königsb. 1827) II, 660 genügend widerlegt zu haben.

schätzen [x]). — Deutschland, als Staat, nahm an diesem Kampfe keinen Theil; theils war seine Aufmerksamkeit zu sehr auf seine eigenen Angelegenheiten und auf Italien gerichtet, theils war auch die Germanisirung Schlesiens damals noch zu wenig vorgeschritten, und Polen ein sehr entfremdetes Stiefgeschwisterland des deutschen Reiches.

Die beiden Heere trafen in der Ebene bei Wahlstatt zusammen. Heinrich der Fromme hatte seine Truppen in vier oder fünf Haufen getheilt, von denen einige als Reserve dienten. Die Mongolen hatten sich eben so aufgestellt. Der polnische rechte Flügel griff zuerst an, und warf die ihm entgegen stehenden Mongolen. Doch wußten sich diese bald zu sammeln, und warfen die Christen auf ihr Hintertreffen, welches nun vorrückte, und die Asiaten mit großem Erfolge vor sich her trieb. Plötzlich aber kehrten die Polen um, von einem Spuk, einem Zauber gerührt; so sagen die Verfasser der polnischen Zeitbücher. Wir erkennen diesen Spuk: er geht aus dem Wesen einer gut berittenen Reiterei, die sich stets durch Hintertreffen zu stützen und im Rückzuge schnell zu sammeln weiß, hervor. Sie vermag allerdings einen weniger gewandten Feind durch Ueberraschung zu bezaubern. Jetzt rückte Herzog Heinrich mit den Schlachthaufen heran, die noch gar nicht am Gefecht Theil genommen hatten, Peta; der Feldherr der Mongolen, desgleichen. Solchem festen Stoße wichen diese, wie immer, aber nur, um zur Erneuerung vieler Angriffe zurückzukehren, durch die

---

[x]) Denn der zuverläßigere Boguphalus sagt, nur der zehnte Theil der Macht, welche in Syradien und Cujavien versammelt gewesen sei, wäre in Schlesien eingedrungen. Sind nun dort, wie erzählt wird, wirklich 500,000 Mongolen gewesen, so konnten hier nur 50,000 erscheinen.

sie gewohnt sind, am Ende den zähesten Feind zu ermüden. Die Christen waren im lebhaftesten Verfolgen begriffen, und trieben die Asiaten vor sich her: da wirkt wiederum ein Zauber zum Nachtheil jener. Dieses Mal soll er ihnen die Kräfte und das Gesicht geraubt haben, indem sich bei der anhaltenden Verfolgung ein gewaltiger Staub erhob. Wir kennen auch diesen Zauber. Als aber die Mongolen ihn bemerkten, riefen sie einander zu, wandten sich um, griffen die Christen von neuem an, brachten sie aus der Ordnung, und hieben Alles nieder [1]). Dieser Angriff der Mongolen entschied die Schlacht zu ihren Gunsten. — Dennoch kehrten sie bald darauf nach dem Dnepr zurück. Denn ihr Verlust bei Wahlstatt war sehr groß gewesen, und sie waren nicht einmal im Stande, die Schlösser in Breslau und Liegnitz zu nehmen. Ein solcher Krieg mochte ihnen nicht günstig erscheinen. Karamsin sagt [2]) über die Art, wie die Mongolen fochten, Folgendes: Die Mongolen umringten den Feind sehr schnell, und überschütteten ihn mit einer Wolke von Pfeilen. Die höheren Anführer nahmen am Gefecht selbst keinen Theil, sondern hielten hinter den Truppen, um sie von dort aus zu leiten. Sie errötheten nicht, die Flucht mit ihren Leuten zu theilen; aber sie straften den ersten Ausreißer mit dem Tode. Die Pfeile der Mongolen waren lang und sehr geschärft; sie trugen sehr große Säbel, Piken, mit Haken versehen, und Schilde, aus Weidenzweigen geflochten.

Die Schlacht bei Wahlstatt ist als ein Sieg der leichten Reiterei über die schwere zu betrachten; denn

---

[1]) Dieser Worte bedient sich Thebesius. Ich erinnere mich nicht, ob sie den Quellschriften ganz gemäß sind.

[2]) Histoire de l'empire de Russie par Karamsin, trad. par St. Thomas et Jauffert (Par. 1819) IV, 19.

aus den Geschichtsschreibern geht hervor, daß die Polen hier nicht nach sarmatischer Weise, sondern großen Theils als schwere Reiter kämpften, und, in Folge versuchter Germanisirung, sich häufig wenigstens gepanzert hatten. Auch fochten Deutsche mit ihnen.

Seit den drei oder vier letzten Jahrhunderten ist die Bildung in Europa so weit fortgeschritten, daß es asiatischen oder afrikanischen Völkern nicht gelungen ist, in diesen Erdtheil weit einzudringen. Auch haben die Versuche der Russen, Oestreicher und Franzosen gegen jene, so lehrreich sie in anderer Art sind, keine für unseren Gegenstand bedeutende Ergebnisse herbeigeführt. Wir gehen daher nun von der bisher beobachteten Weise der Betrachtung ab, und richten unsere Aufmerksamkeit vornämlich auf die Art, wie sich die Reiterei in Europa selbst entwickelte. Zugleich werden wir nicht übersehen dürfen, daß sich auf der Grenze von Europa und Asien asiatische Völker auf europäischem Boden niedergelassen hatten, deren Gemeinwesen bis zu den jetzt zu betrachtenden Zeiten hin zu kräftigen Staaten herangereift und gestärkt waren. Wir werden nicht versäumen, darauf hinzudeuten, welchen Einfluß die Berührung mit diesen Staaten auf die Entwickelung der Reiterei in Europa geäußert hat.

Die Schlacht auf der Lochauer Heide[1]) wurde am 24. April 1547 gewonnen. Johann Friedrich, der Kurfürst von Sachsen, zog von Meißen auf

---

[1]) Neve Zeitung. Ware und gründliche anzeigung inn was gestalt Hertzog Johann Friederich zu Sachsen von der Römischen kaiserlichen Majestät den XXIV. tag April erlegt vñ gefangen. Anno, M. DXLVII. von Hans Bauman.

Baumann spricht als Augenzeuge, und seiner Darstellung, die sehr lehrreich ist, folge ich vornämlich.

Wittenberg, und hatte von jenem Orte bis Mühlberg, wo eine Schiffbrücke gebauet war, die Uebergangsmittel über die Elbe zerstört. Carl V. begleitete diesen Marsch auf dem linken Elbufer, in der Absicht, des Kurfürsten Einrücken in Wittenberg zu verhindern. Das kaiserliche Heer bewerkstelligte einen vortrefflichen Uebergang bei Mühlberg, durch Zusammenwirkung der leichten Infanterie und der Artillerie. Ein Theil der Schiffbrücke, welche die Sachsen zu verbrennen bemühet waren, wurde gerettet. Bevor aber die Hauptmacht der Infanterie und Artillerie den Fluß zu überschreiten im Stande war, ging Moritz, der Herzog von Sachsen, mit den Husaren, denen die schwere Reiterei folgte, durch die Elbe.

Die Sachsen, welche wegen der halben Maaßregeln ihres Kurfürsten einen schlechten Widerstand leisteten, waren zum Theil schon früher auf Wittenberg abgezogen; ein anderer Theil folgte später. Johann Friedrich hätte besser gethan, sich sogleich in Sicherheit zu setzen, weil er den Spaniern keinen entschlossenen Widerstand leisten wollte. Der Herzog Moritz holte seine Landsleute bei Cosdorf, etwa drei Stunden nördlich von Mühlberg, ein, und ordnete sofort seine Truppen zum Angriff auf seinen Vetter. Nach Heinrichs Handbuch der sächsischen Geschichte (II. 247) soll das kaiserliche Heer in diesem Gefecht 36,000 Mann und das kurfürstliche 9000 Mann gezählt haben [1]). Jenes mag bei Mühlberg so stark gewesen sein; aber bei Cosdorf kam es sicherlich viel schwächer zum Gefecht. Auch scheint das kaiserliche Fußvolk durchaus nicht Theil an demselben genommen zu haben. Das kurfürstliche Geschütz war nach Wittenberg vorausge-

---

[1]) Heinrich folgt bei dieser Angabe dem Diarium Günderrodianum c. 2. §. 138. welches ich nicht selbst verglichen habe.

sendet, das kaiserliche noch nicht angekommen. Der Kurfürst hatte sein Fußvolk an und in einem Holze aufgestellt, daneben in die freie Ebene die Reiterei; die andere Seite lehnte an Sumpf und Gräben. Nachdem etwas geplänkert, warf sich Herzog Moritz mit den Husaren auf die feindliche Reiterei; die kaiserlichen Cürassiere folgten, und vollendeten die Niederlage. Die sächsischen Reiter brachten ihr eigenes Fußvolk in Unordnung, und machten so die Flucht allgemein. Die Verfolgung erstreckte sich bis Falkenburg und Beiersdorff[1]), welche Orte vor der Lochauer[2]) Heide liegen. Der Kurfürst gerieth in Gefangenschaft, und der ganze Feldzug war durch diesen Schlag zu Gunsten Carl's V. entschieden. Das Hauptverdienst bei diesen beiden Gefechten, welche man unter dem Namen der Schlacht bei Mühlberg zusammen zu fassen gewohnt ist, fällt den leichten Truppen, zumal der leichten Reiterei, anheim. Aber sie fand auch in der Person des Herzogs Moritz einen Mann, der geeignet war, das Kühnste mit Einsicht zu unternehmen. Er ist's, der den Uebergang über die Elbe leitete, der dem Kaiser die Erlaubniß abdrang, mit der Reiterei durch einen der größten Ströme Deutschlands setzen zu dürfen, der sich darauf an die Fersen des zurückziehenden Feindes hängte, ihn zum Stehen zwang, die gepanzerte Reiterei mit der leichten ungarischen schlug, und am Ende die Verfolgung noch drei Stunden Weges fortsetzte. Carl V. und sein Bruder Ferdinand waren zugegen; sie scheinen aber nicht die Seele der Thaten gewesen zu sein.

Die Schlacht auf dem Moor bei Marston, am 2. Juli, 1644. Die befestigte Stadt York wurde

---

[1]) So sagt Hans Bauman. Es sind wahrscheinlich die Dörfer Falkenberg und Beiern darunter zu verstehen.

[2]) Das Städtchen Lochau führt seit 1572 den Namen Annaburg, und gehört seit 1815 zur preußischen Monarchie.

vom Marquis v. Newcastle mit königlichen Truppen gegen ein Parlamentsheer vertheidigt. Der Pfalzgraf Ruprecht [1]) eilte zu ihrem Entsatz aus dem mittleren England über Liverpool und Knaresborough herbei. Am 1. Juli ging er unbemerkt bei Boroughbrigde, nördlich von York, über die Ouse, und auf deren linken Ufer wiederum südlich auf York vor. Obschon er an den Durchgängen der Sümpfe bei Marston mit den Parlamentariern [2]) zusammentraf, wußte er durch verdeckte Märsche und Aufstellungen, wie durch Scheinangriffe, diese so zu täuschen, daß sie den Hauptangriff, den bei Marston, für einen Versuch, sie zu überlisten, hielten. Die Parlamentarier glaubten, daß der Pfalzgraf im Begriff sei, mit dem Hauptheere auf dem geraden Wege von Knaresborough auf York zu gehen, und, zu dem Ende die Ouse bei Tadcaster zu überschreiten. Sie brachen daher am Morgen des 2ten Julius von Long-Marston nach Tadcaster auf, mußten aber auf halbem Wege zurückkehren, da der Prinz Ruprecht inzwischen seine Stärke beim Durchmarsch durch einen Theil des Moors gezeigt hatte.

Das Parlamentsheer nahm nun seine Stellung vor dem Moore auf einem hügeligen Roggenfelde, in einer Ausdehnung von 1½ englischen Meilen [3]). Dieses Heer war 24,000 Mann, zum Theil zu Fuß, zum Theil zu Pferde, stark. Die Anzahl ihrer Geschütze ist uns nicht bekannt. Das königliche Heer nahm eine Stellung ih-

---

[1]) Er war der Sohn Elisabeths, der Schwester des Königs Carls I., welche an den unglücklichen Friedrich, König von Böhmen, verheirathet gewesen war. Prinz Ruprecht, geboren im December 1619, commandirte das Heer seines Oheims, des Königs von England.

[2]) Ich wage diesen Ausdruck, da er kurz und bezeichnend ist, dem englischen „párliamentarian“ nachzubilden.

[3]) Deren etwa vier einer deutschen Meile gleich sind.

nen gegenüber und war, nach einer Verstärkung aus York, bis auf 14,000 Mann zu Fuß und 9000 Mann zu Pferde, nebst 25 Geschützen, gebracht. Die Parlamentarier hatten die Front nach Osten, die Königlichen also nach Westen. Um 3 Uhr Nachmittags war man beiderseits vollständig in die Stellungen gerückt, und canonirte sich gegenseitig von da an bis um 5 Uhr. Dann trat eine zwei Stunden lange Pause ein [1]), obgleich beide Heere nur einen Pistolenschuß weit von einander entfernt waren. Denn kein Theil wagte, den andern anzugreifen, weil ein Damm und ein geringer (small) Graben zwischen beiden Heere sich dahinzog. Um 7 Uhr Abends endlich rückte Graf Manchester mit dem linken Flügel der Parlamentarier zu einem eben so herzhaften, als erfolgreichen Angriffe vor. Er wurde dabei trefflich von dem Generallieutenant Cromwell, dem Befehlshaber der Reiterei dieses Flügels, unterstützt. Diesem setzte sich der Pfalzgraf mit seiner Reiterei entgegen, und es kam zu einem hartnäckigen Reitergefecht, Mann an Mann, in welchem zuletzt die Parlamentarier siegten, da ihr Hintertreffen zur rechten Zeit eingriff. Nun wurde der rechte Flügel der Königlichen weit hinter deren linken zurückgetrieben, und lebhaft verfolgt. Um aber keine unrichtigen Vorstellungen über diese Bewegungen herbeizuführen, muß ich hinzufügen, daß Oldmixon [2]) bei der Erzählung dieser Thatsache ausdrücklich sagt, daß das Fußvolk vom Grafen von Manchester angeführt, zur rechten Hand der Reiterei Crom-

---

[1]) Oldmixon history of England (Lond. 1733) in fol. I, 250.

[2]) l. c. Seine Worte sind: The Earl of Manchester's Foot on the right hand, of them went on by their side almost as fast as they, dispersing and cutting down the Prince's foot.

well's, mit dieſer bei der Verfolgung faſt gleichen Schritt gehalten, während ſie auf ihrem Wege das königliche Fußvolk zerſtreuet oder niedergemacht habe. Wir ſehen daraus, daß dieſe Reiterei ſelbſt, bei der Verfolgung ſich in den langſamſten Gangarten fortbewegte. — Das Gegentheil von dieſen Begebenheiten trug ſich auf den entgegengeſetzten Flügeln beider Heere zu. Der linke Flügel der Königlichen war zum Angriff vorgerückt, und hatte den rechten der Parlamentarier zurückgeworfen, ungeachtet vereinzelter glücklicher Angriffe des Sir Thomas Fairfax, der denſelben befehligte. Ja, die hier geſchlagene Reiterei brachte im Fliehen die Ihrigen in Unordnung, und ritt namentlich Viele vom ſchott'ſchen Fußvolke, welches in Reſerve ſtand, um. Die Truppen des Fairfax waren ſchon mehrere engliſche Meilen weit, auf Tadcaſter zu, geflohen; da wurde dem Grafen von Mancheſter die Meldung hievon gemacht. Cromwell giebt die Verfolgung auf, und wendet ſich ſofort gegen den auf Tadcaſter vordringenden Feind. Dieſer ordnet ſich ihm gegen über. Die Heere ſtehen auf denſelben Roggenfeldern, wo der Kampf begonnen hatte, nur hatten beide ihre Fronten verwechſelt, und jeder nahm die frühere Stellung des andern ein. Nach einem hartnäckigen Gefecht ſiegten die Parlamentarier, und die Königlichen flohen auf York. Dieſe Schlacht endete um 10 Uhr des Abends [1]).

König Jacob II. [2]) legt den Verluſt dieſer Schlacht dem Lord Byron, der den linken Flügel der Königlichen zum Angriff führte, zur Laſt, weil er die Vertheidigung

---

[1]) Das erzählt das theatrum europ. V., 456, welches ſeine Nachrichten aus dem Munde königlicher Offiziere erhalten hat, die damals in großer Anzahl in Hamburg als Flüchtlinge eintrafen.

[2]) In „Memoires de Jacques II." (Paris, 1827) I., 32.

und mithin den Vortheil des Bodens aufgegeben habe. Man sollte lieber sagen, daß Byron richtiger gesehen und besser gefochten hat, als Prinz Ruprecht. Doch mag dieser Ausspruch in der Familie der königlichen Stuarts nicht gehört worden sein; und Jacob war, damals erst 11 Jahr alt, nicht Augenzeuge gewesen. Dieser König hat spätere Schlachten, die er selbst gesehen, belehrender wieder erzählt.

Wir sind absichtlich in der Darstellung der Schlacht bei Marston ausführlicher gewesen, als in denen der früheren Gefechte, und werden es auch bei einigen anderen desselben Zeitraumes sein, um den Gebrauch der Reiterei dieser Periode in das richtige Licht zu stellen. Die reingermanische Reiterei tritt im 17. Jahrhundert kaum entfesselt von all den angehängten Gewichten der damaligen Rittertaktik auf, und wird von neuem durch das Schießgewehr, welches man ihr in die Hände steckte, gelähmt. Daher übt sie nur als Ausnahme etwas anderes, als Infanterie-Taktik.

Uebrigens hat die Schlacht bei Marston die größte Aehnlichkeit mit der bei Zorndorf. Beide wurden strategisch in der nämlichen Weise eingeleitet. Es werden zwei Festungen belagert. Zu ihrem Entsatze eilen Heere von Süden herzu, marschiren an den Blokadecorps vorbei, und gehen unbemerkt weiter nördlich über den Festungsfluß. Jetzt werden die Einschließenden durch geschickte Märsche umkreis't, und die Verbindungen zwischen den Herbeigeeilten und den Festungen eröffnet. Nun wechseln aber die beiden Heere, das des 17ten Jahrhunderts, verglichen mit dem vor Küstrin im Jahr 1758, ihre Rollen. Prinz Ruprecht scheint mehr Stratege, als Taktiker gewesen zu sein. Es trit hier der Fall der Strategie ohne taktisches Supplement ein, worüber der verehrte Verfasser der Thaten und Schicksale der Reiterei [1]) mit Recht so sehr klagt. Das par-

[1]) I, 216.

lamentarische Heer übernahm nun die Stelle der Sieger. Aber der Mann, welcher den Sieg an ihre Fahnen fesselte, Oliver Cromwell, der England später mit Hülfe der Schwärmerei und des Schreckens beherrschte, errang ihn durch den Gang der nämlichen Bewegungen, welche Hasdrubal bei Cannä und Seydlitz bei Zorndorf leiteten. Diese drei großen Reiter-Anführer siegten anfänglich auf den linken Flügeln ihrer Heere; von da eilten sie auf die rechten, um das dort mißlich gewordene Gefecht wieder herzustellen, und es gelang ihnen, bei dieser Gelegenheit in das Fußvolk der feindlichen Mitte, das in allen drei Fällen sich tüchtig schlug, einzudringen. So wurden diese drei Schlachten, durch Lösung der schwierigsten Aufgaben, recht eigentliche Reitersiege. Wenn wir indeß bedenken, daß in diesen drei, dem Raume und der Zeit nach, weit auseinander liegenden Fällen die nämlichen Erfolge, durch die verschiedenartigsten Mittel, welche jedoch jedes Mal zeitgemäß waren, erreicht sind: so sehen wir uns durch diese Erscheinung zum ernstlichsten Nachdenken über diese Mittel selbst, welche zum Siege führen, aufgefordert; dieses Ergebniß deutet darauf hin, wie wichtig es sei, die Vergangenheit um Rath zu fragen, um die Gegenwart zu verstehen. Auf dem Wege erfahren wir, wie wir uns dieser bemeistern mögen.

In der Schlacht bei Warschau[1]) vom 18ten bis 20. Juli 1656 fochten 60 Schwadronen Schweden und Brandenburger nebst 4 Regimentern Dragoner (die Anzahl ihrer Fußgänger und Geschütze ist mir nicht bekannt geworden) gegen 35,000 polnische, tatarische und lithauische Reiter nebst 4,000 Mann Fuß-

---

[1]) Pufendorf Thaten Carl Gustav's, Königs von Schweden, (Nürnberg, 1697) L. III., §. 22. 59. Die beigefügten Pläne für jeden Tag rühren von Erich Jausson Dahlbergh, einem Augenzeugen, her.

volk und einigem Geschütz. Also ein rechter Kampf europäischer Reiterei und Taktik gegen asiatische! — Das vereinigte brandenburgisch-schwedische Heer ging in der Nacht vom 17. zum 18. Juli bei Novodwor über den Bug, und rückte an diesem Tage auf dem rechten Ufer der Weichsel gegen Praga vor. Es wurden die Polen aus dem Walde von Bialolenka vertrieben; und die Verbündeten stellten sich so auf, daß sie sich links an diesen und rechts an die Weichsel lehnten. Den rechten Flügel befehligte der König Carl Gustav, den linken der Kurfürst Friedrich Wilhelm, und die Mitte, bestehend aus verbündetem Fußvolke, der brandenburgische Feldzeugmeister von Sparre.

Am folgenden Tage faßten die beiden verbündeten Fürsten den Entschluß, den rechten Flügel des Feindes zu umgehen, wahrscheinlich in der Absicht, demselben den Rückzug auf das rechte Weichselufer unmöglich zu machen, und um ihn in Warschau, das bereits auf dem linken Ufer bedroht wurde, einzuschließen. Die beabsichtigte Bewegung wurde sehr geschickt vom König von Schweden ausgeführt, indem sich derselbe hinter dem Kurfürsten fort durch den Wald von Bialolenka zog. Friedrich Wilhelm blieb während dessen stehen, fesselte des Feindes Aufmerksamkeit und nahm darauf, als Carl Gustav links neben ihm erschien, den rechten Flügel in der Schlachtordnung ein. Während des 19. und 20. Juli war Carl Gustav unablässig bemüht, sich links auszubreiten und sodann seinen Feind zu umfassen. Aber dieser zeigte das nämliche Bestreben, und zwar, wenn auch nicht mit gleichem Muthe, doch mit mehr Geschick und Gewandtheit. Die tatarisch-slavische Reiterei zeigt sich hier im höchsten Glanze; und daher sind auch die Einzelnheiten dieser Gefechte sehr lehrreich. Mehr als einmal gelang es diesen Halbasiaten, ihre Feinde, unter dem Schutz der sehr bewaldeten Gegend, so vollständig zu umgehen, daß Carl

Guſtav gezwungen war, ſeine Hintertreffen Kehrt machen zu laſſen, um den völlig von hinten angreifenden Feind abzuwehren. Doch vermochten die Polen und Tataren nicht, den geſchloſſenen und entſchloſſenen Angriffen der germaniſchen Geſchwader zu widerſtehen. Im Allgemeinen waren ſie im Verluſt, und der polniſche rechte Flügel zog, dabei ſich ſtets rechts ausdehnend, durch Bialolenka und Brudno zurück.

Am 18. Juli hatte der linke Flügel des polniſchen Heeres ſich rechtwinklig an die Weichſel gelehnt, Praga im Rücken; der rechte dehnte ſich nach Bialolenka hinaus. Am 20. Juli ſtützte ſich derſelbe noch an die Weichſel, die polniſche Schlachtlinie zog ſich aber in ſüdlicher Richtung vor Praga vorbei, ſo daß ſie jetzt faſt parallel mit der Weichſel ſtand, dieſe hinter ſich habend. Es ergiebt ſich hieraus die Veränderung der Stellung. Dieſe würde indeß den Polen weniger nachtheilig geworden ſein, als jene Ausdehnung rechts es wurde. Denn es erfolgte, was am Ende aus jedem ungemeſſen wiederholten Beſtreben, den Feind zu überflügeln, entſtehen muß, eine Lücke in der Schlachtlinie. Der Feldzeugmeiſter von Sparre erkannte die ſchwache Stelle, und warf ſich mit Fußvolk auf den Wald von Praga, nachdem er den Feind darin zuvor canonirt hatte. Sparre wiederholte hier die Bewegung, welche Alexander von Macedonien den Sieg bei Gaugamela verſchafft hatte; auch ſind ſich beide Schlachten in dem fortgeſetzten Beſtreben beider Heere, ſich gegenſeitig zu überflügeln, auffallend ähnlich. Inzwiſchen war der Wald von Praga [1]) von Polen geſäubert, auch die

[1]) Ohne durch eigene Anſchauung das Terrain von Praga zu kennen, darf man vermuthen, daß jene bewaldete Höhe der Schlüſſel der Defenſivſtellung zur Deckung Praga's iſt. Denn in der Schlacht von Grochow, im Februar 1831, ſcheint wegen der mißlungenen Angriffe

aus demſelben Zurückweichenden wurden von der brandenburgiſchen und ſchwediſchen Reiterei, welche ſich bereits zu ihrem Empfange aufgeſtellt hatte, vernichtet oder zerſtreut. Dieſer Angriff zerriß gleichſam die Schlachtordnung der Polen und entſchied zu Gunſten ihrer Feinde. Der linke Flügel der Slaven floh über die Schiffbrücke nach Warſchau, der rechte über Kamien nach der oberen Weichſel, nur Wenige ſuchten ſich nach Praga zu retten. Schon am 21. Juli fiel Warſchau in die Hände der Verbündeten, als erſte Frucht des Sieges.

Friedrich Wilhelm, der Kurfürſt von Brandenburg, hatte in der Schlacht bei Warſchau ſeine Reiterei nicht angeführt, obgleich die brandenburgiſchen Schwadronen auf dem linken Flügel ihres Heeres, mit denen der Schweden vereinigt, weſentlich zur Erringung des Sieges beitrugen. Der Kurfürſt ſelbſt befehligte an den beiden Hauptſchlachtagen den rechten Flügel, der größten Theils aus Fußvolk und Geſchützen beſtand. Er erwarb ſich dabei ſehr großes Verdienſt denn er widerſtand mit kaltblütiger Ausdauer den wiederholten Angriffen der Polen und führte mit Tapferkeit und Umſicht ſeine Truppen gegen deren Stellung. Auf dieſe Weiſe wurde der linke Flügel der Polen an der Weichſel feſtgehalten, und ihr Beſtreben, ſich rechts hin auszudehnen, für ſie ſo unheilbringend. Friedrich Wilhelm führte bei Warſchau das Fußvolk gut, wie bei Fehrbellin die Reiterei meiſterhaft. Beide Schlachten, indem ſie uns die kriegeriſche Perſönlichkeit dieſes Fürſten darſtellen, ergänzen ſich daher in dieſer Beziehung.

---

gegen dieſen Wald den Ruſſen der Sieg faſt entgangen zu ſein. Sparre entſchied unbeſtreitbar die Schlacht durch Einnahme deſſelben.

Die Schlacht bei Fehrbellin, am 18. Juni 1675 ist vorzugsweise ausgezeichnet durch den kühnen Gebrauch und das zu jener Zeit unerhörte Zusammenwirken dieser Waffe mit der Artillerie. Sehen wir von dem Umstande ab, daß an der Lochauer Heide, 1547, keine Geschütze in Thätigkeit waren, so müssen wir sagen, daß diese Schlacht mit der bei Fehrbellin, vielleicht als einziges Beispiel der Art, in wesentlichen Stücken übereinstimmt. Der Feind im Rückzuge, mit beiden Waffen versehen, wird durch Reiterei festgehalten und durch diese allein geschlagen. Ja man muß in gewisser Hinsicht urtheilen, daß die sieghaften Reiter bei Cosdorf mehr leisteten, als die bei Hackenberg [1]), weil jene das feindliche Fußvolk vernichteten. Es wäre aber unbillig, so schlechthin sein Urtheil aussprechen zu wollen; denn die Kaiserlichen bei Mühlberg waren viel stärker, als ihre Feinde, während 1675 in dem brandenburgischen Feldzuge gerade das umgekehrte Verhältniß bei dem kurfürstlichen Heere Statt fand. Gewiß war des Kurfürsten Entwurf zur Schlacht bei Fehrbellin vorzüglicher, als der des Kaisers oder des Herzogs Moritz bei Cosdorf; aber dieser wurde erfolgreicher ausgeführt. Denn Carl V. hatte einen höchst unentschlossenen Feind zu bekämpfen; die Schweden dagegen leisteten Friedrich Wilhelm einen, wenn schon nicht zweckmäßig geleiteten, doch tapferen Widerstand. Auch dürfen wir aus gutem Grunde bezweifeln, daß geschlossenes schwedisches Fußvolk Fehrbellin erreicht haben würde, hätten Dörflinger und der Prinz von Hessen-Homburg in diesem kurzen Feldzuge, anstatt der deutschen Dragoner, ungarische Husaren angeführt, wie sie dem Herzoge Moritz 1547 zu Gebote standen.

Bei Drogheda am Boyne, am 1. Juli 1690,

---

[1]) Ein Dorf, bei welchem die Schlacht bei Fehrbellin entschieden wurde.

kämpfte Wilhelm von Oranien mit 37,000 Mann gegen seinen Schwiegervater, Jacob II, den vom Throne vertriebenen Stuart. Dieser hatte über 35,000 Mann zu gebieten [1]), bei denen sich 10,000, ihm von Ludwig XIV. zugesendete Franzosen unter dem Grafen von Lauzün befanden. Nach Jacobs II. Angabe [2]) hatte Wilhelm III. in dieser Schlacht 50 Kanonen und mehrere kleine Mörser. Der Stuart hatte sein größeres Geschütz vor Anfang der Schlacht auf Dublin zurückgeschickt und nur Feldstücke bei sich behalten [3]). Als König Wilhelm von Dundalk gegen Drogheda vorrückte, ging König Jacob auf das rechte Ufer des Boyne zurück, dieses Flusses, der sich zwischen Dundalk und Dublin in das irische Meer ergießt. Wilhelm von Oranien hatte sogleich den Plan gefaßt, die Irländer auf ihrer linken Seite zu umgehen. Er sendete daher am 1. Juli des Morgens um 6 Uhr den Generallieutenant Douglas mit einem bedeutenden Theile des Heeres rechts ab, auf Slane zu. Bei dieser Entsendung befand sich der größte Theil seiner Reiterei, angeführt von Meinhard, Grafen von Schomberg. Diesen Truppen wurde beim Durchgange durch den Boyne kein bedeutender Widerstand entgegengestellt. Sie drängten die Irländer und Franzosen auf Dulnak zurück, und dehnten sich, zumal die Reiterei, bereits in der Richtung auf Dublin aus. Eigentlich war Jacob damals schon geschlagen. Inzwischen ging der Heerestheil, der vom König Wilhelm selbst gegen Drogheda, und also gegen des Feindes Mitte und rechten Flügel

---

[1]) Oldmixon histr. of England II, 42.

[2]) Memoires de Jaques II. (Par., 1827) IV. 165. Etwas Näheres, als das eben Mitgetheilte, habe ich über das Verhältniß der Streitkräfte beider Heere nicht ausmitteln können.

[3]) Memoires de Jacques II. l. c. 166.

geführt wurde, bei diesem Orte durch den Boyne. Bei dieser Gelegenheit mußten die Pferde der Reiterei schwimmen und dem Fußvolke stieg das Wasser bis unter die Arme [1]). Da der Herzog von Tyrconnel hier den entschlossensten Widerstand leistete: so wurden die Wellen des Boyne vielfach mit englischem, irischem, französischem, holländischem, dänischem und brandenburgischem Blute gefärbt. Auch der Herzog von Schomberg, der Vater jenes Grafen Meinhards von Schomberg, hauchte an diesem Ufer sein bewegtes Leben [2]) aus, indem er

[1]) Histoire de Guillaume III. (Amsterd. 1703) I, 263. — das Theatr. europ. XIII, 1302, will, daß das Fußvolk bis an den Hals im Wasser gegangen sei; doch ist dieses Werk für diese Begebenheit eine sehr getrübte und wenig zuverläßige Quelle.

[2]) Friedrich Hermann von Schomberg stammte aus einem alten trierschen Geschlechte und war im Jahr 1608 geboren. Sein Vater, der dem unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz als Marschall gedient hatte, war vor der Schlacht am weißen Berge gestorben. Dessen Familie floh vor Oestreichs Verfolgungen nach den Niederlanden. Hier lernte Friedrich Hermann v. Schomberg die Kriegskunst unter Heinrich Friedrich von Oranien, in derselben Schule, aus welcher Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Turenne und A. hervorgingen. Er trat 1650 in die Dienste Frankreichs, (in welchem Lande die ältere, die meißensche Linie seines Geschlechts seit längerer Zeit schon sich ansäßig und berühmt gemacht hatte), und in Verbindungen mit Turenne und dem sogenannten großen Condé. 1661 ging Schomberg auf Ludwigs XIV. Befehl nach Portugal, und führte dort das Commando so erfolgreich, daß Spanien zur Anerkennung des Hauses Braganza gezwungen würde. Er wurde portugiesischer Herzog und Grande und kehrte nach Frankreich zurück. Für den glücklichen Krieg in Catalonien, welcher 1672 begann, verlieh ihm, ob schon er Protestant war, Ludwig XIV. 1675 den Marschallsstab. Jedoch verließ er, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, 1685 Frankreich, und wurde in Brandenburg aufgenommen. Er trat als General-Gouverneur von Preußen, Staatsminister und Generalissimus des gesammten Heeres in des Kurfürsten Dienste, mit dem Range unmittelbar nach den

durch seinen Tod den Sieg an die Fahnen des Oraniers und der englischen Revolution von 1689 fesselte. Das hochliegende und verschanzte Dorf Deumore vermochte der Graf Lauzün nun nicht zu halten, und er durfte es um so weniger, da der Graf Schomberg, sich rechts ausdehnend, auf dem Wege nach Dublin immer mehr vordrang. Dahin zog am Ende König Jacobs Heer zurück, ziemlich geordnet [1]), und mit einem Verluste von nur 1500 Todten. — Wir haben absichtlich die Darstellung dieser Schlacht, welche von den Zeitgenossen als ein ausgezeichneter Reitersieg betrachtet wird, gewählt, um zu zeigen, wie wenig sich bis dahin die reineuropäische Reiterei über das Wesen auf Pferden sitzender Fußgänger erhoben hatte. Auch hatte man von beiden Seiten in diesem Gefechte abwechselnd noch Fußvolk unter die Reiterei, zu deren Verstärkung, gemischt. Wir glauben, daß unsere heutige Infanterie die entscheidenden Bewegungen der Reiterei des Grafen Schomberg ausführen würde, ohne der Anstrengung zu erliegen; ja sie leistet dasselbe jetzt in jeder mäßig großen Schlacht. Und so blieb es im Wesentlichen bis zum

---

Prinzen von Geblüt. Doch hielt er sich nur in den Jahren 1687 und 88 in diesem Staate auf. 1688 begleitete er Wilhelm III. von Oranien auf dem Zuge, durch welchen dieser den Thron von England eroberte, und trug so dem Enkel den Dank ab für den Unterricht, welchen ihm der Großvater in der Kriegskunst ertheilt hatte. Auch Schomberg's Mutter, Anna Dudley gehörte einem vornehmen Geschlechte dieses Inselreiches an, zu dessen Peer und Herzog er von dem neuen Könige, der durch seine Mitwirkung auf den Thron gesetzt war, erhoben wurde. — Welch' reiche Kriegserfahrung sank mit diesem Manne, der zweien Fürsten Throne erwarb, ins Grab! — cfr. Méms pour servir à l'histr. des refugiès. etc. par Erman et Reclam, (Berl. 1782) II. 208 und Bayle dict. histr.

[1]) Das sagt selbst Oldmixon l. c. 44, der wahrlich für keinen Freund der Royalisten zu halten ist.

Ausgange der vier erſten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts; das Stehenbleiben der Cavallerie wurde aber um ſo fühlbarer, je größer die Fortſchritte in der Taktik der Infanterie waren.

Indeß erſcheint der König Wilhelm von England in der Auffaſſung eines auf Vernichtung des Feindes gerichteten Planes als ein in ſeiner Zeit ausgezeichneter Feldherr, wie anderwärts, ſo auch am Boyneſluß, und mit Recht durfte der Abbé de Choisy von ihm ſagen:

Qu'il soit mort, ou qu'il soit en vie,
Il est toujours digne d'envie:
S'il est mort il est glorieux;
S'il est vivant, il est heureux.

Uns zieht es aber zur Betrachtung einer anderen Zeit hin, die uns werther iſt, weil ſie der erſte Glanzpunkt in der Geſchichte rein-europäiſcher Reiterei wurde.

Friedrich II., dieſer ſo merkwürdige König von Preußen, fand bei ſeiner Thronbeſteigung eine Cavallerie vor, die bei der Pflege der Infanterie vernachläßigt und durch Friedensmuße gänzlich verdorben war. Gemüthsbeſchaffenheit und Neigung hatten Friedrich Wilhelm I. und deſſen erſten Rathgeber in Kriegsangelegenheiten, Leopold, Fürſten von Deſſau, zur ausſchließlichen Beſchäftigung mit dem Fußvolke geführt. Es gehörte ſchöpferiſcher Geiſt zu dem Entſchluſſe, die Umwandelung der damaligen Reiterei bewirken zu wollen. Die Kriegserfahrung, welche die ſo eben genannten beiden Fürſten gemacht hatten, mochte ſie zu einem ſolchen Unternehmen auch wenig veranlaſſen. Leopold hatte das ruhmloſe Benehmen der deutſchen Reiterei auf dem rechten Flügel der Schlacht bei Hochſtädt erlebt; Friedrich Wilhelm die dreimalige Flucht der kaiſerlichen bei Malplaquet geſehen. König Friedrich II. ſagt von der preußiſchen

Reiterei, wie ſie auf ihn kam, in ſeinem Aufſatze: Vom Militär, ſeit deſſen Errichtung bis zu Ende der Regierung Friedrich Wilhelms [1]) S. 310: „Die Reiterei beſtand, eben ſo wie die Infanterie, aus ſehr großen Leuten, welche ungeheure Pferde ritten. Dieſe Coloſſe auf Elephanten konnten weder manövriren, noch fechten. Es ging keine Muſterung vorüber, wobei nicht dieſer oder jener Reiter aus Ungeſchicklichkeit vom Pferde gefallen wäre. Sie waren nicht Herr von ihren Pferden, und ihre Officiere hatten keinen Begriff von dem Cavallerie-Dienſte, ſo wie vom Kriege überhaupt und von der Kenntniß des Terrains. Auch der lange Friede hatte die Entartung des Dienſtes verurſacht. Anfangs raffinirte man unter Friedrich Wilhelm's Regierung über die Ordnung der Regimenter und über die Mannszucht; aber als von dieſer Seite nichts mehr zu thun war, fielen die Speculationen auf ſolche Dinge, die bloß ins Auge fallen. Der Soldat lakirte ſeine Flinte und Degenſcheide, ſeinen Zaum, ſeinen Sattel und ſogar ſeine Stiefeln. Die Mähnen der Pferde wurden mit Bändern durchflochten, und am Ende artete die Reinlichkeit, die an ſich ſelbſt ſo nützlich iſt, in lächerlichen Mißbrauch aus. Hätte der Friede länger, als bis zum Jahre 1740 gedauert, ſo würden jetzt wahrſcheinlich Schminke und Schönpflaſterchen im Gebrauch ſein. Aber noch mehr zu bedauern war der Umſtand, daß die großen Theile der Kriegskunſt gänzlich vernachläßigt wurden, und daß der Geiſt durch die Beſchäftigung mit den kleinen, einzelnen Stücken von Tage zu Tage beſchränkter wurde.“

So urtheilt der König. In der That hat ſich die preußiſche Reiterei dieſem Zuſtande gemäß bei Mol-

[1]) Iſt abgedruckt in „Friedrichs des Zweiten bei ſeinen Lebzeiten gedruckten Werken“ (Berlin 1790) I., 289. u. f.

witz gezeigt. Friedrichs überwiegender Geist erkannte zwar ihre Mängel, aber auch den Nutzen, der nach ihrer Verbesserung aus ihr zu ziehen sei. Er verstand die Männer zu wählen, welche solche Umwandlung herbeizuführen wußten. Die „Disposition, wie sich die Officiers von der Cavallerie zu verhalten haben“ [1]) vom 25. Juli 1744, also kurz vor dem Ausbruche des neuen Feldzuges ertheilt, kann als Wendepunkt für die preußische Cavalerie angesehen werden. Es kommen in derselben folgende Worte vor: „Es verbietet der König hierdurch allen Officiers von der Cavallerie bei infamer Cassation, sich ihr Tage in keiner Action vom Feinde attaquiren zu lassen, sondern die Preußen sollen allemal den Feind attaquiren.“ Hätte der ganze Befehl nur aus diesen Zeilen bestanden, und wäre auf dessen strenge Erfüllung mit dem dem Könige eigenen nachdrücklichen Ernste gehalten worden, so hätte schon dadurch allein diese Reiterei eine durchaus andere werden müssen. Auch machte dieser Befehl, ohne es ausdrücklich ausgesprochen zu haben, den Degen zur Hauptwaffe und wies dem Feuergewehr den Platz an, der demselben zusteht. Im zweiten schlesischen Kriege tritt dieselbe in der That verjüngt auf. Friedrich II. scheint dieses besonders anerkannt zu haben, indem sich unter seinen Augen eine brauchbare leichte Reiterei bildete, die sogar den Ungarn Achtung einzuflößen anfing [2]). Wie sehr das Glück die erlangte Manövrirfähigkeit und den Muth bei Hohenfriedberg krönte, ist bekannt.

---

[1]) Sie ist in dem ersten Theile der „Thaten und Schicksale der Reiterei“ als Beilage abgedruckt

[2]) Oeuvres posthumes. (Berlin 1788) II, 191, sagt der König mit Zufriedenheit: les avantages commencèrent à donner aux housards prussiens un ton de supériorité sur ceux de la reine.

Wenden wir uns indeß zu den beiden wichtigsten Siegen, welche preußische Reiterei erfochten hat.

In der Schlacht bei Rosbach, den 5. November 1757, siegten 22,000 Preußen, wobei etwa 5000 Reiter waren, über 50,000 Mann Franzosen und Reichsvölker [1]). Die Preußen standen zwischen Rosbach, Bedra und Leye ruhig im Lager, als ihre Feinde Mittags um 11 Uhr auf der Straße nach Merseburg, also gegen den linken Flügel jener, vorrückten. Nachdem sich der König dieser Bewegung vergewissert hatte, ließ er das Lager schnell abbrechen. Die Franzosen hielten die Eilfertigkeit für Flucht und wollten wenigstens die Arriergarde nicht entwischen lassen. Daher trennte sich, beim schnellen Vorrücken, die französische Reiterei von ihrem Fußvolke. Inzwischen eilte Seydlitz, mit dem größten Theile der preußischen Reiterei, durch eine mäßig hohe Erdwelle gedeckt, hinter Lundstedt herum nach Busendorf und Reichertswerben, und stand hier plötzlich in der rechten Seite des feindlichen Heeres. Er hatte die Bewegung in mehreren Treffen, welche vermuthlich gleichlaufend neben einander marschirt waren, ausgeführt und schwenkte dann rechts ein [2]). Es ist nicht zu übersehen, daß diese kürzeste aller Formationen zu dem glänzenden Siege bei Rosbach beitrug. Bei Reichertswerben traf Seydlitz die verbündete Reiterei. Diese sehen, seine Front herstellen, den Feind anfallen und über den Haufen werfen, war die Sache einiger Augenblicke. Die französische Infanterie versuchte sich zu entwickeln, kam aber nicht vollständig zum Aufmarsch; denn Seydlitz, und 6 Bataillone, welche Prinz Heinrich inzwischen herangeführt hat, durchbrachen ihre Rei-

[1]) Tempelhoff Gesch. des siebenj. Krieges. I, 254.

[2]) Thaten und Schicksale der Reiterei I., 66 und 69.

hen. — Seydlitz hatte hiebei vornämlich die Cavallerie vertrieben, welche den Aufmarsch decken wollte. Den dritten Sieg errang er in dieser Schlacht, als die französische Reiterei es abermals versuchte, die Bewegungen ihrer Infanterie zu schützen. Darauf löſ'te sich in der französischen Armee Alles in die ungeordnetste Flucht auf. Es darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß diese Angriffe auf eine bewunderungswürdige Weise, von 12 Zwölfpfündern, 4 Vierundzwanzigpfündern und 2 Haubitzen (wie Gaudi erzählt), erleichtert wurden. Sie waren auf dem Janushügel aufgestellt. Die Preußen verloren an dem Tage 300 Todte und Verwundete, die Verbündeten 800 Todte und 6000 Gefangene. Möge es uns vergönnt sein, darauf hinzuweisen, daß Seydlitz bei Roßbach durch die nämliche taktische Formation und Bewegung siegte, welche Friedrich Wilhelm bei Fehrbellin anwendete.

Schlacht bei Zorndorf [1]), 25. August, 1758. Fermor berennte Küstrin auf dem rechten Oderufer. Friedrich herbeieilend brach am 11. August von Landshut auf, überschritt bereits am 23. August die schlecht bewachte Oder bei Güstebiese. Er umging die Russen vollständig über Neudamm, Batzlow, Wilkersdorf und Zorndorf. Wir erinnern hier an das bei Gelegenheit der Schlacht auf dem Moor von Marston Angemerkte. Der Marsch und die Stellung des Königs bezweckte, den Rückzug der Russen auf Landsberg an der Warthe zu erschweren, sie wo möglich in den Sümpfen der Mietzel zu ersäufen, während doch dem preußischen Heere die freie, ungehinderte Verbindung mit Küstrin, durch die Drewitzer Heide, eröffnet wurde. Fermor stellte seine Halbasaten zwischen Quartschen und Zieher auf. In welche Weise, läßt sich nicht genau sagen; denn die An-

[1]) Tempelhoff. II, 236.

gaben hierüber weichen von einander ab [1]). Doch das ist ersichtlich, daß die russische Reiterei, welcher Mittel zu Gebote stehen, vortrefflich zu sein, ursprünglich zwischen Fußvolk und Morästen eingezwängt war. Der größte Theil derselben war überdieß unter Romanzow nach Schwedt entsendet. Der vorgeschobene linke Flügel der Preußen eröffnete den Angriff. Die Infanterie, welche bei Zorndorf überhaupt keinen guten Tag hatte, wich. Aber Seydlitz warf nicht allein die Verfolgenden zurück, sondern er durchbrach auch alle Linien des russischen rechten Flügels. Inzwischen griff der preußische an; die Infanterie desselben floh jedoch und wurde bis Wilkersdorf zurückgeworfen. Seydlitz bemerkte sogleich die entstehende Lücke, eilte mit seinen Regimentern herbei, füllte sie aus, warf sich auf den sieghaften linken Flügel der Russen, drängt jenen zurück und brach in die Mitte ihrer Stellung ein. Der Kampf geschah jetzt Mann an Mann; er wurde sehr blutig. Diese Sarmaten wehrten sich mit der hartnäckigsten Tapferkeit. Man hat erzählt, daß Aberglaube benutzt worden sei, um sie zu begeistern. Dem sei, wie ihm wolle: sie waren so eingekeilt zwischen Sümpfen und den Degen der preußischen Reiter, daß ihnen nur die Wahl zwischen Kampf und Tod blieb. Wahrscheinlich sind in keiner Schlacht, welche die neue Geschichte kennt, so viel Feinde durch das Schwert erlegt worden, als hier.

Endlich wichen die Russen nach langem Blutbade; aber nicht weit, da dieses Mal dem Geschlagenen keine goldene Brücke gebauet war. Daher fand der Morgen des 26. August's beide Heere auf dem Schlachtfelde; jedoch so, daß beide genau die Stellungen gewechselt, und ein jedes die des anderen eingenommen hatte. Gerade so, wie am Abend der Schlacht auf dem Marsfon-

[1]) Schicksal. und That. der Reiterei. I. 86.

Moor. Weder Fermor, noch Friedrich sehnten sich, den Kampf an diesem Tage wieder zu versuchen; man hatte sich gegenseitig hinlänglich kennen gelernt, um sich, wo es sich thun ließ, gern zu meiden. Man beschränkte sich, an diesem Tage einander zu beobachten. Am 27. August zog Fermor nach der Neumark ab. Bei Zorndorf fochten 9000 Preußen zu Pferde und 21,000 zu Fuß gegen 50—60,000 [1]) Russen. Betrachten wir die Schlachten von Zorndorf und von Rosbach neben einander, wozu diese Begebenheiten selbst auffordern, so ergiebt sich, daß bei Rosbach nur ein großer Angriff von der preußischen Reiterei ausgeführt wurde, welcher sich zwar mehrfach zerlegte, aber stets auf dem nämlichen Theile des Schlachtfeldes blieb, und immer in derselben Richtung ausgeführt wurde. — Bei Zorndorf hingegen machte Seydlitz zwei große, ganz von einander unabhängige Angriffe, auf den entgegengesetzten Theilen des Schlachtfeldes. Ueberdies schlug er bei Rosbach meist Cavallerie, und nur eine Infanterie, welch halb wehrlos war, weil sie nicht zur vollständigen Entwickelung gelangte. Bei Zorndorf stellten sich, außer der russischen Cavallerie, große und sehr entschlossene Massen von geordneter Infanterie entgegen. Diese Thatsachen stellen die Leistungen der preußischen Reiterei bei Zorndorf über die bei Rosbach; denn die von ihr gelöste Aufgabe war dort schwieriger, als hier. Durch diese Bemerkung kann das Verdienst der Führung der sieghaften Reiterei bei Rosbach nicht herabgesetzt worden, weil der Grund der geringeren Schwierigkeit in Umständen lag, die Seydlitz sehr geschickt zu benutzen wußte. Der wegen des Scharfsinns seiner Urtheile nicht zu verkennende Verfasser der Thaten und Schicksale der Reuterei [2]) sagt über diesen Gegenstand:

[1]) Tempelhoff Geschichte des siebenjährigen Krieges II, 236.
[2]) I, 94.

„Die Schlacht von Rosbach verhält sich zu der von Zorndorf, wie ein treffender Witz, der den Gegner überraschend ad absurdum führt, zu einer bündig überzeugenden Schlußfolge, die ihn Punct vor Punct widerlegt, oder wie ein plötzlich zerschmetternder Blitz zu einem Sturm, der rastlos tobend bis in die Wurzeln einen Baum erschüttert, bis Stamm und Krone zu Boden liegt.“

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte durch Berührungen mit seinen slavischen Nachbarn die Untüchtigkeit der bisherigen brandenburgischen Reiterei erkannt und den großen Werth einer brauchbarern kennen zu lernen, Gelegenheit gehabt. Es gelang ihm, sich eine tüchtige Reiterschaar zu schaffen, und er errang durch sie die glänzendsten Siege [1]). Nach seinem Tode sank diese Waffe wiederum zur Gewöhnlichkeit hinab, worüber wir durch den sachverständigen König Friedrich II, so wie durch ihr anfängliches Auftreten unter dessen Regierung belehrt sind. Auch diesem Könige wurde von einem Feinde, der eine vortreffliche National-Cavallerie von Osten herbeizuziehen hat, der fühlbare Beweis geführt, daß eine schlechte Reiterei eben so lästig, als gefahrbringend für das Heer ist, welches man mit ihr beschwert. Dieser Fürst war aber der Mann, der bei der unternommenen Verbesserung der vernachläßigten Waffe nicht dabei stehen blieb, daß sie dem Feinde gleich kam, sondern sie sollte ihn übertreffen. So hat sie wesentlich dazu beigetragen, daß Preußen in der Reihe der mächtigsten Staaten Europa's seinen Platz nehmen und behaupten durfte. Diese Betrachtung führt uns auf die Vermuthung, daß es

---

[1]) Davon zeugen vorzüglich die gesammten Feldzüge von 1674 — 79 am Oberrhein, in Brandenburg, Pommern und Preußen.

für Preußen außerordentlich wichtig sei, eine zahlreiche und tüchtige Reiterei zu halten. In dieser Ansicht werden wir bestätigt, betrachten wir die örtlichen und Staatsverhältnisse dieser Monarchie. Eine solche Reiterei würde nothwendig sein, um im Falle eines Krieges den östlichen, wohlberittenen Nachbaren die Spitze zu bieten. In den Kriegen gegen Westen würde sie, unter der natürlichen Voraussetzung eines richtig eingreifenden Gebrauches in Verbindung mit den übrigen Waffen, ein wohlthätiges Uebergewicht verleihen. Das nördliche Deutschland selbst eignet sich ebenfalls vortrefflich für den Gebrauch großer Reitermassen. Auch haben wir geglaubt, die auf diesen wichtigen Gegenstand bezüglichen Einrichtungen, welche während der Herrschaft des jetzt regierenden Königs Majestät befohlen sind, auf diese Weise verstehen, aus diesem Gesichtspuncte ansehen zu müssen.

Von den seit dem Frieden von 1815 erlassenen Allerhöchsten Befehlen rechnen wir hierher:

1) die angeordneten Verbesserungen der Pferdezucht, welche sich in einem großen Maaßstabe über die ganze Monarchie erstrecken und immer brauchbareres Material liefern. Dieses Fortschreiten des Gestütwesens hat sehr dazu beigetragen, daß das Landvolk sich mit dem Pferde, seiner Lebensweise und seinen Bedürfnissen bekannt gemacht, und diesem so menschenfreundlichen und gelehrigen Thiere die gebührende Aufmerksamkeit widmet [1]).

---

[1]) Nach den vom königl. statistischen Büreau zu Berlin für d. J. 1820 durch die Behörden eingezogenen Nachrichten besaß der preußische Staat einen Reichthum von 1,346,626 Pferden. Im Jahre 1828 wurden

Reiterei, wie sie auf ihn kam, in seinem Aufsatze: Vom Militär, seit dessen Errichtung bis zu Ende der Regierung Friedrich Wilhelms [1]) S. 310: „Die Reiterei bestand, eben so wie die Infanterie, aus sehr großen Leuten, welche ungeheure Pferde ritten. Diese Colosse auf Elephanten konnten weder manövriren, noch fechten. Es ging keine Musterung vorüber, wobei nicht dieser oder jener Reiter aus Ungeschicklichkeit vom Pferde gefallen wäre. Sie waren nicht Herr von ihren Pferden, und ihre Officiere hatten keinen Begriff von dem Cavallerie-Dienste, so wie vom Kriege überhaupt und von der Kenntniß des Terrains. Auch der lange Friede hatte die Entartung des Dienstes verursacht. Anfangs raffinirte man unter Friedrich Wilhelm's Regierung über die Ordnung der Regimenter und über die Mannszucht; aber als von dieser Seite nichts mehr zu thun war, fielen die Speculationen auf solche Dinge, die bloß ins Auge fallen. Der Soldat lakirte seine Flinte und Degenscheide, seinen Zaum, seinen Sattel und sogar seine Stiefeln. Die Mähnen der Pferde wurden mit Bändern durchflochten, und am Ende artete die Reinlichkeit, die an sich selbst so nützlich ist, in lächerlichen Mißbrauch aus. Hätte der Friede länger, als bis zum Jahre 1740 gedauert, so würden jetzt wahrscheinlich Schminke und Schönpflästerchen im Gebrauch sein. Aber noch mehr zu bedauern war der Umstand, daß die großen Theile der Kriegskunst gänzlich vernachläßigt wurden, und daß der Geist durch die Beschäftigung mit den kleinen, einzelnen Stücken von Tage zu Tage beschränkter wurde."

So urtheilt der König. In der That hat sich die preußische Reiterei diesem Zustande gemäß bei Mol-

---

[1]) Ist abgedruckt in „Friedrichs des Zweiten bei seinen Lebzeiten gedruckten Werken" (Berlin 1790) I., 289. u. f.

Gelegenheit verschafft, sich, so weit Friedensübungen das überhaupt zulassen, mit dem Wesen ihrer Waffe vertraut zu machen.

Sind wir aber bei den so eben ausgesprochenen Vorausſetzungen und Folgerungen nicht im Irrthum, so muß man uns zugestehen, daß den Männern, denen die Erhaltung und Ausbildung einer solchen Waffe anvertraut wurde, ein Beruf geworden ist, welcher ihre ganze Kraft in Anspruch zu nehmen verdient, und der für das Staatswohl von höchster Wichtigkeit ist. —

Wir wenden uns nun zu einem Zeitraume, in welchem, wie oben gesagt, durch die Fortschritte der neuesten Kriegskunst die Reiterei nicht unwichtiger, ihr Gebrauch aber sehr erschwert worden ist.

Wir werden von zwei Staaten sprechen, welche während desselben mit großen Reitermassen auftraten.

Wem die Gelegenheit gefehlt hat, sich durch den Augenschein von der Tüchtigkeit der östreichschen Reiterei zu überzeugen, der kann sie sich verschaffen, bei Durchforschung der Kriege zwischen Frankreich und Oestreich seit dem Jahre 1792. Wo man dieser Reiterei eine passende Gelegenheit eröffnete, sich zu schlagen, hat sie ihre Schuldigkeit in vollem Maaße erfüllt. Mit Schmerz nur kann man sehen, daß ihr nicht erlaubt wurde, die bei Würzburg am 3. September 1796 rühmlich erfochtenen Vortheile zu verfolgen, daß sie bei Ekmühl, am 22. April 1809 vereinzelt aufgeopfert wurde und dennoch heldenmäßig focht [1]); daß sie bei Aspern am 22. Mai 1809 nicht vereinigt zur Stelle war, um den Sieg über die französische Reiterei [2])

---

[1]) Wer kann die rühmlichen Angriffe des Cuirassier-Regiments Gottesheim u. a. am Abend der Schlacht auf einen so überlegenen Feind bei Egloffsheim vergessen!

[2]) 16 Cuirassier-Regimenter machten den Angriff. Nach der Schlacht sammelten die Oestreicher 3000 französi-

vollständig zu machen, welche vergeblich das östreichische Fußvolk bestürmt hatte. Aber dennoch versagen wir uns nicht, eine Waffenthat der östreichischen Reiterei hier wieder zu erzählen, die zu den denkwürdigsten gehört, so lange sich Menschen bekriegten, und die genügend darthut, was östreichische Reiterei zu leisten vermag. Wir meinen das Gefecht bei Regensburg, am 23. April 1809.

Das östreichische Heer war durch den Verlust der Schlacht bei Ekmühl am 22. April in eine sehr üble Lage gebracht, weil es sich veranlaßt sah, unter den Augen eines sieghaften starken Feindes die Donau rückwärts zu überschreiten. Jede Infanterie, welche man hier zur Deckung des Ueberganges zurückgelassen hätte, würde bei dem schnellen Andringen der Franzosen ohne Zweifel aufgeopfert worden sein und hätte, wäre sie nur eine gewöhnliche Arriergarde gewesen, dennoch den Feind in dem flacheren Lande südlich von Regensburg nicht so lange aufhalten können, bis das Heer hinter dem Flusse in Sicherheit war. Hier konnte nur eine tüchtige Cavalleriemasse helfen, — und sie that es.

In diesem Treffen fochten 6000 östreichische Reiter gegen 8000 Cuirassiere und 8000 leichte Cavalleristen [1]) der französischen und deren verbündeten Armee.

Man hatte sämmtliche Thore von Regensburg verrammelt, und allein das nach Abbach führende Jacobsthor, an der Westseite der Stadt, offen gelassen. Da-

---

sche Cuirasse von diesem Blutfelde auf. v. Valentini Feldzug von 1809 an der Donau (Berlin 1812) 71. ff.

[1]) In den vorhandenen Druckschriften sind die Angaben hierüber ungenügend. Ich folge einem Manuscripte von geehrter Hand, da sich dessen Angaben mit den übrigen Umständen ohne Zwang vereinigen lassen. Labordo précis histr. de la guerre en 1809. (Par. 1813) p. 10 sagt, daß nur sechs Cuirassier-Regimenter französischer Seits bei Regensburg gefochten hätten. Er ist bei diesem Gefechte überhaupt sehr wenig zuverläßig.

hin zogen also auch die östreichischen Truppen aus allen Gegenden. Dieser Umstand veranlaßte die Franzosen zu dem Irrthume, daß die Oestreicher allein die innerhalb der Stadt vorhandene Brücke zum Uebergange über die Donau benutzten. Die Oestreicher hatten aber zugleich eine Pontonbrücke bei Weichs, unterhalb Regensburg, geschlagen. Diese zweckmäßige Einrichtung trug zur Rettung ihres Heeres bei; denn die Franzosen hätten die Brücke von Weichs leicht genug zerstören können, weil es die Kürze der Zeit nicht erlaubte, sie nur mit einem einzigen Werke zu decken [1]). Diese Brücke war nämlich erst um 8 Uhr Morgens beendigt; in der nämlichen Stunde, in welcher die französische Reiterei, welche in der verflossenen Nacht bei Köffering gelagert hatte, bei Ober-Traubling der östreichischen gegenüber erschien. Die französische Reiterei griff sofort mit überlegener Macht an; die östreichische vertheidigte sich, wie jede gute Cavallerie es thut, durch Gegenangriffe, und zwar mit ausgezeichnetem Erfolge. Die östreichischen Angriffe geschahen, wegen Schwäche der Truppen, meist nur in einzelnen Regimentern. Diejenigen von ihnen, welche der Uebermacht des Feindes weichen mußten, wurden sofort durch andere, seitwärts aufgestellte, aufgenommen. Das Gefecht rückte nur langsam zu Gunsten der Franzosen vor. Da die Oestreicher sich stets nach Abbach hin zogen, so glaubten die Franzosen eine Bestätigung ihrer Vermuthung, daß die Oestreicher nur den einen Uebergang in der Stadt selbst hätten, darin gefunden zu haben, und sie bestrebten sich fortwährend den rechten Flügel der Oestreicher von der Donau und von der Rückzuglinie nach dem

[1]) v. Stutterheim „der Krieg von 1809 zwischen Oestreich und Frankreich (Wien 1811) S. 294 u. f.

Jacobsthore abzudrängen. Diese Umstände retteten das östreichische Heer vom Untergange. Die Franzosen entdeckten den Uebergang bei Weichs zu einer Zeit, als es für jenes ohne erheblichen Nachtheil war. Um 12 Uhr Mittags war die östreichische Infanterie, das Geschütz, Fuhrwerk u. s. w. auf dem linken Donauufer angekommen. Bis dahin hatte ihre Reiterei im Heldenkampfe, in welchem sie nur je drei ihrer Leute immer acht Franzosen entgegen zu stellen hatte, den Rückzug der Ihrigen gedeckt. Da trat auch sie den gefahrvollen Rückweg durch das Abbacher Thor an, woselbst sie von einiger aufgestellter Infanterie aufgenommen wurde. Man hatte von jeder Seite etwa 2—300 Gefangene gemacht. Die Oestreicher verloren aber an Todten und Verwundeten außerdem etwa 1000 Helden. Einer Reiterei, welche mit solcher Geschicklichkeit geführt wird, mit solcher Tapferkeit ficht und mit solcher Ergebung zu sterben weiß, bleibt nur zu wünschen übrig, daß sie gebraucht wird.

Napoleon, nachdem er als Universalerbe der Revolution sich Frankreichs Reichthümer zugeeignet hatte, fand anfänglich keine bedeutende Reiterei bei seinem Heere. Er hat sie im Jahre 1807 sehr stark vermehrt. Die Berührung mit dem Osten Europa's ließ ihm die Nothwendigkeit dieser Maaßregel fühlen. Preußen und Polen vermochten den Stoff dazu herzugeben.

Die politischen Handlungen, so wie die Heereseinrichtungen dieses ungewöhnlichen Menschen tragen das Gepräge der Leidenschaftlichkeit an sich. Daher auch die Eigenthümlichkeiten im Gebrauch seiner Reiterei. Doch Gewaltsamkeit führt selten zum Ziele. In der neuen Geschichte giebt es kein Beispiel, daß man es unternommen habe, so große Cavalleriemassen, wie Napoleon, für einen Zweck, an einem Orte zu vereinigen. So war z. B. die große Reserve-Cavallerie der Armee, welche 1812 nach Rußland zog, über 40,000

Pferde stark [1]) Außer diesem Reiterheere war jedem einzelnen Armeecorps eine Reiterei von mehreren tausend Pferden beigegeben. Man kann nicht leugnen, daß die Vereinigung einer so zahlreichen Reiterei auf einem Puncte ihren Gebrauch in einem hohen Grade erschwert und ihre Verpflegnng auf dem Marsche oft unmöglich macht. Wenigstens ist die Verpflegung in den Quartieren mit solchen Maaßregeln nicht zu vereinigen, und doch dachte der erfahrene Kriegesfürst an keine geordnete Verpflegung durch anfgehäufte Vorräthe. Aber dieser Napoleon war zuweilen dem armen Manne gleich, der das große Loos gewonnen hat. Er mochte seine Güter vergeuden! Oder dem Spieler, dem wir darum großes Talent nicht absprechen, wenn er sein ganzes Vermögen stets auf die eine Karte setzt, die ihm Verdoppelung desselben, oder Untergang bringt. Wer darf aber ähnliche Maaßregeln einem Fürsten vorschlagen, auf welchen die Verwaltung des Staates durch regelmäßigen Erbgang überkommen ist!? Eines solchen Beruf und Ziel läßt sich nicht vergleichen mit dem des großartigsten aller Glücksritter. — Beurtheilen wir die Sache rein taktisch und nach den Erfolgen, so läßt sich das Reitereisystem des ehemaligen Kaisers der Franzosen eben so wenig empfehlen. Gewiß zeigen seine großartigen Versuche, daß die Stärke der Reiterei nicht in gleichem Verhältnisse mit der Vermehrung der Anzahl der auf einem Puncte versammelten Pferde wächst. Dafür spricht die Kriegsgeschichte. Denn nach der Schlacht von Smolensk 1812 war Murat bekanntlich nicht im Stande, mit dem großen Cavallerie-Corps den Russen während ihres Rückzuges wesentlichen Schaden zuzufügen. Bei Hanau, am 30. October

---

[1]) Chambray histr. de l'expédition en Russie (Par. 1823) II. Beilage.

„Die Schlacht von Rosbach verhält sich zu der von Zorndorf, wie ein treffender Witz, der den Gegner überraschend ad absurdum führt, zu einer bündig überzeugenden Schlußfolge, die ihn Punct vor Punct widerlegt, oder wie ein plötzlich zerschmetternder Blitz zu einem Sturm, der rastlos tobend bis in die Wurzeln einen Baum erschüttert, bis Stamm und Krone zu Boden liegt.“

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm hatte durch Berührungen mit seinen slavischen Nachbarn die Untüchtigkeit der bisherigen brandenburgischen Reiterei erkannt und den großen Werth einer brauchbarern kennen zu lernen, Gelegenheit gehabt. Es gelang ihm, sich eine tüchtige Reiterschaar zu schaffen, und er errang durch sie die glänzendsten Siege [1]). Nach seinem Tode sank diese Waffe wiederum zur Gewöhnlichkeit hinab, worüber wir durch den sachverständigen König Friedrich II, so wie durch ihr anfängliches Auftreten unter dessen Regierung belehrt sind. Auch diesem Könige wurde von einem Feinde, der eine vortreffliche National-Cavallerie von Osten herbeizuziehen hat, der fühlbare Beweis geführt, daß eine schlechte Reiterei eben so lästig, als gefahrbringend für das Heer ist, welches man mit ihr beschwert. Dieser Fürst war aber der Mann, der bei der unternommenen Verbesserung der vernachläßigten Waffe nicht dabei stehen blieb, daß sie dem Feinde gleich kam, sondern sie sollte ihn übertreffen. So hat sie wesentlich dazu beigetragen, daß Preußen in der Reihe der mächtigsten Staaten Europa's seinen Platz nehmen und behaupten durfte. Diese Betrachtung führt uns auf die Vermuthung, daß es

---

1) Davon zeugen vorzüglich die gesammten Feldzüge von 1674 — 79 am Oberrhein, in Brandenburg, Pommern und Preußen.

Einige merkwürdige Märsche.

Von jeher hat man die Ausführung schneller Märsche auf weite Entfernungen mit größeren Truppenmassen zu den verdienstvollsten Unternehmungen gezählt. Gewiß mit Recht: es scheint in der That nicht minder schwierig zu sein, Truppen, zumal wenn sie zu stärkeren Abtheilungen vereinigt sind, im geordneten, kräftigen und stets schlagfertigen Zustande zu entfernten Punkten hin zu bewegen, als sie im Gefechte selbst zu führen.

Wir haben uns daher vorgesetzt, Beispiele von solchen wichtigen Märschen aus verschiedenen Zeiten zur Vergleichung zusammenzustellen, bei denen die Heere aus allen Waffen zusammengesetzt waren, und die sich am Ende des Marsches in schlagfertigem Zustande befanden; alle anderen Fälle, wenn sie auch übrigens lehrreich wären, werden von unserer Betrachtung, da die Vergleichung zu schwierig werden würde, ausgeschlossen bleiben [1]). Wir sehen uns genöthigt, die Ver-

[1]) Beiläufig gestatten wir uns dennoch einen für den practischen Kavalleristen gewiß beachtenswerthen Fall zu erwähnen. Nämlich der Verfasser befand sich im Frühjahre 1815 in einem Kavallerie-Regimente des preußischen Heeres, welches bereits in die Heimath zurückgekehrt war. Am 16. April brach es aus der Gegend um Colberg auf und marschirte über Berlin, Magdeburg, Hameln, Paderborn, Elberfeld und Cöln nach

gleichung selbst beinahe nur auf eine Seite dieser Erscheinung anzuwenden, nämlich auf die des Durchlaufens des Raumes in einer bestimmten Zeit. Wir wissen sehr wohl, daß diese Abschätzung allein kein richtiger Werthmesser der überwundenen Schwierigkeiten ist; denn Oertlichkeit, Witterung und Jahreszeit, so wie Beschaffenheit, Zusammensetzung, Stärke und Ausrüstung der Heere und andere Umstände mehr sind hiebei mitbestimmende Ursachen. Daher muß man sie untersuchen, um den Werth der Märsche in ihrem ganzen Umfange zu erkennen. Da aber eine solche Untersuchung die Bestimmung und Grenzen dieser Arbeit weit überschreiten würde, so halten wir uns an jene eine Erscheinung, und das um so unbedenklicher, da sie zugleich das Ergebniß aller hiebei zusammenwirkenden Ursachen ist.

Wir haben nur in wenig Fällen nöthig erachtet, den oft mühsamen Weg anzudeuten, den wir einschlagen mußten, um zu den, mitzutheilenden Ergebnissen zu gelangen, doch soll, wenn es gewünscht werden sollte, davon Rechenschaft abgelegt werden. Daß sich hierbei

---

Lüttich, woselbst es am 29. Mai eintraf. Es hatte also in 44 Tagen 120 geographische Meilen, mithin täglich etwa drei derselben zurückgelegt. Ungeachtet dieses angestrengten Marsches, und obschon nach Ueberschreitung der Elbe kein Ruhetag mehr gestattet wurde, waren nicht viele Pferde gedrückt, und diese sowohl, als die Mannschaft, befanden sich in einem kräftigen und brauchbaren Zustande. Den damals nach den französischen Grenzen eilenden preußischen Truppen war eine größere Schnelligkeit möglich geworden, als der 1812 aus Rußland zurückfliehenden französischen Armee. Diese legte 125 deutsche Meilen — von Maloi Jaroslawez bis Königsberg — vom 26. October bis zum 22. December, also in 58 Tagen zurück. Sie machte mithin im Durchschnitt täglich $2\frac{1}{4}$ Meile. Freilich waren die Umstände hier den Franzosen weit ungünstiger, als dort den Preußen.

manche unsichere Annahme unter erwiesene Thatsachen mischt, versteht sich von selbst und ist das unvermeidliche Schicksal aller geschichtlichen Untersuchungen.

Wir betrachten zuerst den Marsch Alexanders von Macedonien aus Illyrien nach Böotien, 335 a. Ch. [1]).

Nach seines Vaters Tode war Alexander bemüht, ehe er den schon vorbereiteten Krieg gegen Persien unternahm, sich zum Gebieter in seinen europäischen Umgebungen zu machen. Er unterwarf zunächst im Frühjahre 335 die Gegenden an der niederen Donau, wurde aber während des dortigen Krieges durch feindselige Bewegungen der Taulantier und Autariaten gezwungen, sich gegen Illyrien zu wenden. Jetzt verbreitete sich in Griechenland das Gerücht seines Todes, und dieses, durch die Schlacht bei Chäronea Macedonien unterworfene Land schöpfte von neuem die Hoffnung, die alte Selbstständigkeit wieder zu erlangen. Theben erhob sich zuerst. Alexander erhielt die Nachricht hiervon gerade, als er dem Glaucias, dem Könige der Taulantier, siegreich gegenüberstand [2]).

Eile war das einzige Mittel zur Abwendung der ihm drohenden Gefahr; denn dies Beispiel konnte leicht ganz Griechenland anstecken. Er brach daher plötzlich aus der Gegend bei Pellion am Cordaikus (dem heutigen Bella unfern Elbasson, zwischen Ochrida und Durazzo nach Fr. Kruse; — Bikliſta nach Reichard und Bischoff) auf und nahm seinen Marsch durch Cordäa und Elimiotis [3]), zwei Provinzen des östlichen Macedoniens, wo er den oberen Haliakmon überschritt. Er kann durch das kambunische Gebirge, oder auch,

---

[1]) Arriani expedit. Alexandr. Liber I. cap. 1.
[2]) Arr. I. c. cap. 6.
[3]) Arr. l. c. cap. 7.

nachdem er mehr westlich den Lingon überschritten, durch den Pindus in Thessalien eingedrungen sein. Wir vermuthen, daß dieses geschehen sei, weil der Gebirgsweg am Berge Lakmon (heut der Paß von Mezzovo) zu allen Zeiten die zulänglichste Heerstraße in jener Gegend gewesen ist. Dann rückte er durch die Thermopylen in Böotien ein, und die Thebaner erfuhren erst seine Ankunft, als er in Onchestos stand. Am folgenden Tage nahm er Theben mit Sturm. Ueber die Stärke des macedonischen Heeres bei dieser Gelegenheit spricht sich kein Schriftsteller mit Genauigkeit aus. Doch lassen verschiedene Angaben Arrian's vermuthen, daß es 15 bis 20,000 Mann stark gewesen sein mag. Es bestand zum größten Theile aus Fußvolk. Bei gewaltsamer Ueberschreitung eines Flusses im Lande der Taulantier bediente sich Alexander mit Geschicklichkeit und Erfolg größerer Wurfgeschütze [1]) (αἱ μηχαναί). Es läßt sich aber deshalb nicht behaupten, daß er sie auf dem Marsche mit sich geführt, da die Alten dergleichen herstellten, wo das Bedürfniß sich zeigte.

Nach Arrian hat das macedonische Heer den Weg vom See Lychnidus (jetzt Ochrida) bis Theben (Thiva) in 14 Tagen gemacht; wenn aber Alexander, wie wir vermuthen, den Paß von Mezzovo für seinen Marsch wählte, so hat jenes etwa 45 deutsche Meilen, also täglich ungefähr $3\frac{1}{7}$ derselben zurückgelegt.

Alexander's Marsch von Phönizien nach Assyrien, 331 a. Ch., würden wir wegen der großen Unsicherheit der dabei zu berücksichtigenden Zeitbestimmungen von unserer Betrachtung ausgeschlossen haben, wäre er nicht die wichtigste derartige Unternehmung unter allen denen, welche von griechischer Kriegskunst ausgingen. Es versteht sich jedoch, daß dieser

---

[1]) Arrian. cap. 6.

Marsch niemals einen sicheren Maaßstab der Vergleichung gewähren kann.

Nach Arrian [1]) hat Alexander diesen Marsch mit etwa 50,000 Mann gemacht, unter denen sich 7000 zu Pferde befanden [2]). Er brach im Frühjahre 331 aus Memphis nach Phönizien auf und brachte dort einige Monate zur Betreibung von Staatsangelegenheiten zu. Im Monate Hekatombaion überschritt das macedonische Heer den vom Mazäus schlecht vertheidigten Euphrat bei Thapsakus [3]), durchzog Mesopotamien von Osten nach Westen, ging einige Märsche am Tigris abwärts und durchschritt dann diesen Fluß. Bald nach dem Durchgange durch den Tigris, im Monate Boedromion, trat eine Mondfinsterniß ein [4]). Vier Tage nach dieser Naturerscheinung stieß man auf das persische Heer; und zwölf Tage nach derselben wurde die Schlacht bei Gaugamela geschlagen. Man kann annehmen, daß die eigentlichen Marschtage zur Zeit der Mondfinsterniß aufhörten. Nun setzt Petav [5])

---

[1]) Lib. III. cap. 12.

[2]) Der gelehrte Schlosser in seiner Weltgeschichte (Frankfurt 1815) I. 172, zweifelt an der Richtigkeit dieser Angabe Arrian's, weil Alexander am Granikus nur 35,000 Mann befehligte. Wenn man aber erwägt, daß der macedonische König seit drei Jahren am mittelländischen Meere Siege, Geld, Zeit und Gelegenheit zur Verstärkung seines Heeres, das größten Theils aus Söldnern bestand, gewonnen hatte, so muß man zugeben, daß ihm Mittel zu Gebote standen, es fast nach Belieben zu vermehren. Diese Ansicht bestimmt uns, dem Arrian zu folgen, welcher sagt, Alexander habe bei Gaugamela 40,000 Mann zu Fuß und 7000 Mann zu Pferde bei sich gehabt.

[3]) Arr, III. 7.

[4]) Arr. l. c. und Plutarch. in Alexandr. 31.

[5]) Petavii rationarium temporum (Edit. nov. Leyd. Batav. 1710) pag. 857.

dieſelbe auf den 20. September. Dem Arrian zufolge überſchritt aber Alexander den Euphrat bei Thapſakus im Hekatombaion; ſetzen wir dieſe ſchwer zu benutzende Zeitbeſtimmung auf den 29. Juli [1]): ſo haben wir für den Marſch von Thapſakus bis gegen Gaugamela 54 Tage. Dieſe räumliche Entfernung iſt nun der von Tyrus nach Thapſakus gleich, und bei dem Mangel aller näheren Nachrichten über den erſten Theil des Marſches, fügen wir die zweite Annahme hinzu: daß das macedoniſche Heer auf dem Wege vom mittelländiſchen Meere bis zum Euphrat eben ſo lange zugebracht habe, als von dieſem bis zum Tigris. Im erſten Theile des Marſches durchſchnitt es allerdings die ſyriſche Wüſte, dagegen war es während des zweiten gezwungen, die hemmenden Maaßregeln anzuwenden, welche man nie von der Hand weiſen kann, wenn man in der Nähe des Feindes vorſchreitet. Wir nehmen alſo für den ganzen Marſch von Tyrus bis nach Durchſchreitung des Tigris 108 Tage an. Die ſo zurückgelegte Entfernung beträgt aber etwa 140 deutſche Meilen. Vorausgeſetzt, daß unſere Annahmen mit der Wahrheit übereinſtimmen, würde alſo das macedoniſche Heer in dieſer Zeit täglich ungefähr $1\frac{1}{3}$ Meile zurückgelegt haben.

---

[1]) Abermals nach der Anleitung Petav's. Dieſer nimmt nämlich für den ſechſten Tag des Hekatombaion Olymp. 106 Jahr 1 d. h. für den Geburtstag Alexander's, den 20. Juli 356 a. Chr. Ich wähle bei Arrian's allgemeinem Ausdrucke, „im Hekatombaion" die Mitte dieſes Monats, als den Zeitpunkt, der die größere Wahrſcheinlichkeit für ſich hat. Dieſe Mitte muß aber, auf Petav's Angabe bauend, auf den 29. Juli fallen, da unter den Völkern griechiſcher Bildung damals bereits die Periode des Kalippus allgemein Eingang gefunden hatte. Denn dieſe dem wahren Sonnenjahre faſt ſo nahe kommend, als das julianiſche Jahr, giebt den Monat gewöhnlich zu 30 Tagen.

Hannibal's Marsch von Carthago nova bis Turin 218 a. Chr. [1]). Die Römer hatten einen großartigen Entwurf für die Eröffnung des zweiten punischen Krieges gemacht, indem sie die Carthager in Spanien und Afrika zugleich anzugreifen beabsichtigten. Sie standen bereits im Begriff, jenen auszuführen, als Hannibal's kühner Marsch sie mit einem Schlage auf die Vertheidigung Italiens beschränkte.

Im Frühjahre 218 brach Hannibal aus Carthago nova auf, besiegte die ihm feindlichen Völker zwischen dem Ebro und den Pyrenäen, ließ zur Bewachung dieser Gegenden Hanno mit 10,000 Mann zu Fuß und 1000 Mann Pferden zurück und führte dann sein Heer über die Pyrenäen und durch das südliche Gallien zur Rhone, nachdem er es von neuem vollzählig und schlagfertig gemacht hatte [2]).

In Gallien mußte Hannibal mehrere Völkerstämme mit den Waffen besiegen, andere durch Unterhandlungen gewinnen. Die Anwohner der Rhoneufer machten Hannibal den Uebergang über diesen Fluß streitig, daher ließ ihn der karthagische Feldherr durch Hanno, Bomilkars Sohn, mehr oberwärts schnell und unbe-

---

[1]) Ich folge hier dem Polybius, der von Livius an Schönheit der Darstellung wohl übertroffen, aber an Zuverläßigkeit nicht erreicht wird.

[2]) Polybius III. 35 sagt: ἀναλαβὼν ἐνζωνον. Casaubonus (Edit. Gronovii — Amsteld. 1670 — T. I. pag. 263) hat diese Worte durch „exercitum suis impedimentis allevatum“ übertragen; und Benicken in „Polybius Kriegsgeschichte (Weimar 1820) S. 263“ übersetzt: „Das Heer alles Gepäcks entäußert.“ Ob meine Verdeutschung, welche einen ganz andern Sinn giebt, die aber durch die Worte des Textes und durch die folgenden Begebenheiten gerechtfertigt zu sein scheint, die richtige sei: das muß ich dem Urtheile der Sprachkenner von Fach, denen ich durchaus nicht zuzuzählen bin, anheim stellen.

merkt mit einer Abtheilung leichter Truppen überschreiten. Diese mußten dann die Gallier, welche den Uebergang des karthagischen Hauptheeres wehren wollten, und das Lager derselben zugleich angreifen, wodurch es dem Hannibal möglich wurde, während dieses Gefechts über die Rhone zu gehen. Ueber die Pyrenäen war das karthagische Heer 50,000 Mann zu Fuß und 9000 zu Pferde stark marschirt [1]). Ueber die Rhone wurden noch 37 Elephanten mit großen Schwierigkeiten [2]) gesetzt.

Inzwischen war Publ. Cornelius Scipio, ursprünglich nach Spanien bestimmt, bei Marseille gelandet. Da er daselbst Hannibals Ankunft und Uebergang über die Rhone erfuhr, sendete er sofort Reiterei aus, um Nachrichten über dessen Heer einzuziehen. Hannibal schickte derselben Numidier entgegen, welche den Abmarsch ihres Hauptheeres so vortrefflich deckten, daß sie erst drei Täge nach demselben ihrem Heere folgten und die Römer mit ihrem Erstaunen über das schnelle Verschwinden des karthagischen Heeres allein ließen.

Ganz ähnlich marschirte der Herzog von Auerstädt am 19. April 1809 mit 50,000 Mann von Regensburg her auf dem sehr engen Wege durch Abbach, die Donau entlang auf Post-Saal und Abensberg, ungeachtet er von dem sehr überlegenen Feinde, der diesen Marsch nicht zugeben wollte, angegriffen wurde. Denn der französische Marschall warf den Oestreichern einige Divisionen entgegen, welche diese in der Linie von Thann bis Dingling festzuhalten wußten. In unserem

---

[1]) Polybius war so glücklich gewesen, die Säule zu sehen, — Lib. III. cap. 33 u. 56 — welche Hannibal am Vorgebirge Lacinium (Cap della Colonna in Calabria Oltra) hatte errichten lassen, und an der die Schicksale und die Stärke seines Heeres in den verschiedenen Zeiten des zweiten punischen Krieges aufgeschrieben waren.

[2]) Die Polybius l. c. cap. 42 ausführlich erzählt.

Falle faßte indeß Scipio, da er glaubte, Hannibal den Uebergang nicht mehr ſtreitig machen zu können, den Entſchluß, den kühnen Marſch für die Karthager verderblich zu machen, indem er eilte, vermittelſt des Seeweges ihnen in der Po-Ebene zuvorzukommen, und ſie im Augenblick der Entwickelung aus den Gebirgsthälern zu erdrücken.

Es iſt bekanntlich lange und heftig darüber geſtritten worden, welchen Weg Hannibal von der Rhone bis Turin genommen habe. Da uns die Annahme de Luc's [1]), welche aus gründlichen Studien der Quellſchriften und der Oertlichkeit hervorgegangen iſt, unter allen am zuverläßigſten erſcheint: ſo folgen wir derſelben. Demnach nehmen wir an, daß Hannibal bei Orange über die Rhone ging, und nach dem Uebergange über die Iſere in das Land der Allobroger (die Dauphine und einen Theil von Savoyen) drang. Einen Thronſtreit daſelbſt ſchlichtete er zu ſeinem Nutzen. Er

---

[1]) F. A. de Luc. histoire du Passage des Alpes par Annibal (Geneve et Paris, 2ème édit. 1825). Die neueſte in Deutſchland über dieſen Gegenſtand erſchienene Schrift: Der Heerzug Hannibals über die Alpen, von Zander (Göttingen 1828) hat de Luc's Forſchungen nur wiedergegeben und ſich außerdem das Verdienſt erworben, eine ſehr reiche Litteraturnotiz hinzugefügt zu haben. Auch in der in England über dieſen Kriegszug zuletzt ans Licht getretenen Schrift: „A disertation on the passage of Hannibal over the Alps by Wickham and Cramer, Lond. 1828, secd. edit.“ — wird nur auf de Luc's Ideen fortgebaut.

Dagegen hat ſich dieſer, wie uns dünkt, (in den nouvelles annales des voyages, publ. par Malte-Brun, novbr. 1826) mit Glück gegen die Angriffe des Larauza vertheidigt. Dieſer trat nämlich mit ſeiner histr. critique du passage des Alpes par Annibal par Larauza (Par. 1826) hervor; — mit einer Schrift, welche bei Beleuchtung dieſes Gegenſtandes ſehr verdient, verglichen zu werden.

ging über Vienne nach St. Genis an der oberen Rhone und ſtand hier am Eingange der Alpen zehn Tage, nachdem er über die untere Rhone geſetzt hatte. Hannibal raſtete einen Tag in St. Genis und drang dann zur Beſteigung der Alpen vor. Faſt während ſeines ganzen Marſches durch dieſes Gebirge war er den Anfeindungen der hier wohnenden Völker, welche glaubten, daß ihrer Freiheit Gefahr drohe, ausgeſetzt. Die Karthager zogen von St. Genis auf Yenne, le Bourget, Chambéry, Montmelian, Conflans, Moustier, Aime und Siex auf der damals oft nur wenige Fuß breiten Saumſtraße des kleinen St. Bernhard fort und trafen nach neun Tagen auf dem Gipfel dieſes Berges an. Gerade in der Zeit ging am dortigen Horizonte das Geſtirn der Plejaden unter: es war der 26. October [1]). Hannibal fand auf der Gebirgshöhe vielen Schnee, in welchem er, zwei Tage verweilend, zu lagern ſich gezwungen ſah, weil er nicht ohne die zurückgebliebenen Elephanten und die das Gepäck tragenden Thiere in die italiſche Ebene hinabſteigen wollte. Beim Fortrücken auf dem Gebirge hinabwärts wurde er einen ganzen Tag an einer Stelle aufgehalten, die ſo eng war, daß ſie um durchzogen werden zu können, zuvor erweitert werden mußte, und er marſchirte außerdem noch drei Tage über St. Didier, in das Thal der Dora Baltea bis Aoſta. Als er in Italien eintraf,

---

[1]) Der berühmte Phyſiker Maskelyne, derſelbe, welcher im Jahre 1774 die wichtigen Verſuche über die Pendelſchwingungen anſtellte, hat, auf Veranlaſſung des ſchottiſchen Generals Melville, der gewiſſer Maaßen der Urheber der genannten trefflichen Arbeit de Luc's iſt, dieſe Berechnung gemacht. De Luc pag. 155. Einer mir mündlich von Herrn de Luc gemachten Mittheilung zufolge, iſt die Richtigkeit jenes Calculs des Hrn. Maskelynes neuerlich von Pariſer Aſtronomen in Zweifel gezogen.

hatte er nur noch 20,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter und eine Anzahl Elephanten bei sich [1]), war aber mit denselben sofort schlagfertig.

Hannibals Weg von Montfaucon bei Orange bis Aosta beträgt etwa 60 deutsche Meilen und wurde in 26 Tagen zurückgelegt. Rechnen wir die Leistungen eines Tages in die des andern, so würden sich auf jeden Tag $2\frac{1}{2}$ Meile vertheilen, dagegen beträgt der Gebirgsweg von St. Genis bis Aosta etwa 30 Meilen, und da diese Strecke in 15 Tagen von den Karthagern zurückgelegt wurde, so fallen für diesen Theil etwa zwei deutsche Meilen auf den Tag.

Man muß gestehen, daß dieses eine außerordentliche Schnelligkeit des Marsches ist, wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten Menschen und Natur demselben entgegenstellten.

Publ. Cornel. Scipio Africanus major, der Sohn des gleichnamigen, weniger glücklichen Vaters benutzte im Frühjahr 210 die am Iberus (Ebro), Tajus (Tajo) und am Anas (Guadiana) zerstreute Stellung des karthagischen Heeres, um sich durch einen unerwartet schnellen Marsch von Tarracon (Tarragona) nach Carthago nova (Carthagena) zum Herrn dieses festen Platzes, welcher damals die wichtigsten Kriegsvorräthe in sich schloß, zu machen. Scipio ließ bei Tarracon 3000 Mann zu Fuß und 300 Reiter unter Marcus Silanus zurück und ging mit 25,000 Mann zu Fuß und 2,500 zu Pferde über den Ebro. Nach 7 Tagen stand er bei Carthagena [2]), vor dessen Häfen gleichzeitig die römische Flotte unter Cajus Lälius erschien. Diese Stadt, entblößt von der Unterstützung der zu fernstehenden karthagischen Heere, wurde sehr bald mit stürmender Hand genommen.

---

[1]) Polyb. l. c. cap. 56.

[2]) Livius XXVI. 42.

Die Römer hatten bei dem so eben erwähnten Marsche 35 bis 40 deutsche Meilen, also täglich etwa 5 derselben zurückgelegt.

Marsch des Caj. Claudius Nero aus der Gegend bei Canusium nach Sena im Sommer 207 a. Chr. Seit 11 Jahren um den Besitz Italiens kämpfend, hatte sich Hannibal auf die Vertheidigung im südlichen Theile dieses Landes beschränken müssen. Sein Bruder Hasdrubal war damals aus Spanien über die Alpen mit einem neuen Heere herbeigeeilt [1]), um den ersteren zu verstärken und Rom mit vereinten Kräften den Todesstoß zu geben. Die Römer, welche in der Gefahr stets am größten waren, schickten neue Consuln mit verstärkten Heeren gegen die beiden karthagischen Feldherrn. Dem Hasdrubal wurde Marc. Livius Salinator, dem Hannibal Caj. Claudius Nero entgegengestellt. Nachdem Hasdrubal den Po überschritten hatte, und als er gegen Mittel-Italien vorzurücken im Begriff war, sendete er sechs Reiter mit einem Schreiben an Hannibal ab, welcher zu der Zeit bei Canusium (jetzt Canusa am Ofanto in terra di Bari) stand. Dieser wurde durch Hasdrubal aufgefordert, sich mit demselben in Umbrien (der heutigen Romagna) zu vereinigen. Die schlauen Numidier schlichen sich wirklich durch das Heer des Livius Salinator, aber den Kriegern des Claudius Nero fielen sie in die Hände, ohne ihren Brief vor dessen Einsicht retten zu können. Auf der Stelle beschloß dieser, ein Feldherr von seltenen Eigenschaften seinem Collegen mit 6 000 Mann Fußvolk und 1000

[1]) Appian. Lib. VII. cap. 52 sagt, daß Hasdrubal den ganzen Weg, auf welchem Hannibal 218 sechs Monate zugebracht, mit 48,000 Mann zu Fuß, 8000 zu Pferde und 15 Elephanten in 2 Monaten zurückgelegt habe. Leider ist die Quelle nicht zuverläßig genug und diese Nachricht zu vereinzelt, als daß wir sie hier für unsern Zweck benutzen könnten.

Reitern [1]) zu Hülfe zu eilen. Den anderen Theil seines Heeres ließ er, unter dem Legaten Quintus Catius, Hannibal gegenüberstehen. Der Abmarsch des Claudius Nero, so wie die Aufgabe des Legaten wurden mit solcher Geschicklichkeit ausgeführt, daß dieses alles der Aufmerksamkeit des erfahrenen und gewandten Hannibal entging. Nero hatte auf dem Wege, den er zu nehmen beschloß, Lebensmittel und Fuhrwerke für die Ermüdeten durch Vorausgeschickte bereit zu halten befehlen lassen.

Er ließ seine Truppen stets bivouacquiren und selbst Nachtmärsche machen [2]); auch vermehrte sich auf diesem Marsche sein kleines Heer bei der Theilnahme des Volkes an dem öffentlichen Wohle durch den Eintritt von bereits Ausgedienten oder wegen zu großer Jugend noch nicht Ausgehobenen. So marschirte Claud. Nero, der aus der Gegend von Venusia (jetzt Venosa in Basilicata) ausgegangen war, bis Sena gallica (Sinigaglia) nördlich von Ancona, woselbst er sich mit Livius Salinator vereinigte. Bei seiner Ankunft wurde er eben so wenig vom Hasdrubal bemerkt, als vorher sein Abmarsch durch Hannibal wahr genommen war. Hasdrubal erlag am zweiten Tage nach Nero's Eintreffen in

---

[1]) Liv. XXVII. 43.

[2]) Livius XXVII. 45. sagt: nihil morari, nec ab signis absistere cibum capientes: diem ac noctem ire. Heusinger übersetzt diese Worte: „sie traten nicht aus dem Gliede, machten selbst beim Essen nicht Halt, sondern gingen Tag und Nacht.“ Sollte dieses wirklich der eigentliche Sinn der Worte des Livius sein, woran ich zweifle, so wird jeder practische Soldat mir gern beipflichten, daß Livius hier, wie sonst auch zuweilen, die Geschichte als Dichter beschrieben hat. Den Sprachkennern muß ich aber zu beurtheilen überlassen, ob ich in Auffassung des Livius mich im Irrthume befinde oder nicht. Ihrem Ausspruche sehe ich einem Meister, wie Herrrn Heusinger, gegenüber mit Bangigkeit entgegen.

Oberitalien der vereinigten Heereskraft der Römer in der Schlacht am Metaurus. Aber in der Nacht nach dieser Schlacht brach dieser bewunderungswürdige Feldherr schon wieder auf und kehrte auf seinem Wege in sechs [1]) Tagen zum Quintus Catius, welcher Hannibal inzwischen festgehalten hatte, zurück. Als Hannibal diese Begebenheiten erfuhr, gab er den Gedanken an den Besitz Italiens auf. Cajus Claudius Nero's Schnelligkeit bei so großen Anstrengungen scheint uns aber ohne Beispiel zu sein. Die Römer hatten nämlich in diesen 6 Tagen 45 geographische Meilen, also täglich $7\frac{1}{2}$ Meile zurückgelegt [2]). Zu den Meistern in der Kunst, schnelle und überraschende Märsche auszuführen, und dabei dennoch die Truppen stets brauchbar zu erhalten, gehört Julius Cäsar. Indeß sind einige der merkwürdigsten Begebenheiten der Art wegen ihrer zu kurzen Dauer nicht hier zu beachten; andere hingegen ermangeln zum großen Verluste der Wissenschaft solcher Zeitbestimmungen, welche genau genug sind, um sie in der Reihe dieser Betrachtungen benutzen zu können. Wir gedenken daher hier nur im Vorbeigehn Cäsar's Marsch vom mittelländischen Meere aus über die schneebedeckten und damals unwegsamen Sevennen, um Vercingetorix, der es versuchte, ganz Gallien gegen Rom zu vereinigen, in der Auvergne zu überraschen; ferner dieses Triumvirn Märsche gegen Pompejus und in den Jahren 47 und 45 a. Chr. in allen Richtungen um

[1]) Liv. XXVII, 50.

[2]) Guichard mémoires sur plusieurs points d'antiquités militaires (Berlin 1773) I. 109. rechnet, daß Nero täglich 9 deutsche Meilen zurückgelegt habe. Meine Untersuchungen, wobei ich annahm, daß die Römer den Weg am adriatischen Meere gewählt hätten, haben mich zu dem eben mitgetheilten Ergebniß geführt. Nast in den griechischen Krieges Alterthümern (Stuttgard 1780) Seite 234 folgt Guichard, ohne zu sagen, ob er dessen Annahme geprüft hat.

das mittelländische Meer herum, und über dasselbe hin. Im Zusammenhange mit diesen und gleichsam im Fluge schlug er, von Aegypten aufbrechend, den Pharnaces im Pontus, ordnete er in Italien die Staatsangelegenheiten, vernichtete er bei Thapsacus in Africa die Aristokraten und erdrückte bei Munda in Spanien des Pompejus Söhne.

Das Mittelalter liefert keine Beispiele, welche für unsern Zweck lehrreich sind. Man führte den Krieg mit einer kaum glaublichen Langsamkeit. Die großen Lehnsherrn hätten diesem lähmenden Uebelstand gern abgeholfen, allein sie waren zu abhängig von ihren Lehnsträgern, als daß sie es vermocht hätten. Wir richten daher sogleich unsere Blicke auf das 17te Jahrhundert, in welchem wir zunächst auf einen Feldherrn stoßen, dessen Marschfertigkeit in der That Muster für alle Jahrhunderte geblieben ist.

Wir meinen Leonhard Torstenson und wollen eine kurze Uebersicht seiner Märsche in Deutschland, während seines Oberbefehles in diesem damals so verwüsteten Lande, geben.

Im Frühjahre 1641 war Banner zu Halberstadt gestorben und dem Feldmarschall Torstenson, ungeachtet er sich wegen seiner heftigen Leiden am Podagra weigerte, der Oberbefehl über das schwedische Heer übertragen. Den Herbst und Winter 1641 benutzte Torstenson, um das völlig aufgelöste Heer auf beiden Seiten der Niederelbe zu verstärken und wieder zu ordnen [1]). 1642 konnte Torstenson, weil das gichtische Uebel ihm bis dahin jede Bewegung unmöglich gemacht hatte, erst etwa am 8. April [2]) aus Salzwedel aufbrechen. Er ging auf einer zwischen Sandau und Werben geschlagenen Brücke über die Elbe, durchzog die

[1]) Theatre europ. IV. 628 und 629.

[2]) Theatre europ. IV. 886.

Mittelmark und über Jüterbock, Luckau (das er am 17. April gegen die Sachsen nahm), Spremberg und Muskau, die niedere Lausitz.

Ungeachtet 4 bis 5000 Mann der kaiserlichen Reiterei Dresden, Wittenberg und Magdeburg über die Elbe und auf Torstensohns Marschlinie vorgingen: so scheinen sie ihn dennoch wenig aufgehalten zu haben; denn am 1. Mai trafen sie bereits vor Groß Glogau ein. Die Schweden hatten auf diesem Marsche in 24 Tagen 55 geographische Meilen [1]) zurückgelegt, also täglich etwa $2\frac{1}{3}$ derselben gemacht.

Glogau war bereits am 4. Mai, 2 Tage nach Eröffnung der Laufgräben, genommen.

Inzwischen hatte Torstensohn den General Stallhanß, der jedoch zuvor hatte Guben belagern und erobern müssen, mit einem Corps aus Pommern an sich gezogen, so daß der Feldmarschall jetzt 18,000 Mann und 130 große und kleine Geschütze unter seinem Befehle vereinigt sah [2]). Im Mai und Juni des Jahres 1642 eroberte Torstensohn ganz Schlesien mit Ausnahme von Breslau, Liegnitz und Brieg, obschon nach den Grundsätzen der damaligen Kriegsführung jede Stadt als fester Platz vertheidigt wurde, und Franz Albrecht von Sachsen-Lauenberg am 31. Mai bei Schweidnitz erst hatte besiegt werden müssen. Darauf drang Torstensohn in Mähren, Böhmen und Oestreich ein und nahm Olmütz nach 3 tägiger Belagerung. Wrangel erschien schon in der Gegend von Wien; doch nun rückten die Kaiserlichen von der Donau her mit überlege-

[1]) Wenn in den folgenden Berechnungen nur „Meilen" ohne weiteren Beisatz angegeben sind, so sollen darunter stets geographische Meilen, deren 15 auf einen Grad gehen, verstanden werden.

[2]) Theatre europ. l. c. 888. Im Juni desselben Jahres wird seine Macht 16,000 Mann Fußvolk und 9000 Pferde stark angegeben. ibid. 891.

ner Macht heran und trieben die Schweden bis Mitte August aus diesen Eroberungen, selbst aus Schlesien zurück. Am 2. September erhielt jedoch Torstensohn bei Crossen eine Verstärkung von 5000 Mann zu Fuß und 1500 Pferden, worauf derselbe sogleich angriffsweise zu Werke ging und bald wieder im Besitz von Niederschlesien und der Lausitz war, ungeachtet dessen, daß ihm bei der Ueberlegenheit der kaiserlichen leichten Truppen die Verbindungen und die Herbeischaffung der Unterhaltsmittel aufs äußerste erschwert wurden [1]). Torstensohn drohete aus der Oberlausitz durch den Gabeler Paß nach Böhmen einzudringen, während er zugleich Reiterei bei Pirna und Königstein über die Elbe gehen ließ; da brach er plötzlich am 17. October Abends um 8 Uhr von Zittau [2]) auf und marschirte auf Bautzen, Camentz und Großen Hayn. Die Kaiserlichen trafen erst am 22ten in Bischofswerda ein und lagen 2 Tage vor Dresden still, um zu sehen, wohin sich Torstensohn wenden würde. Dieser ging bei Torgau über die Elbe, zog am 26. October durch Eulenburg und stand am 27. October vor Leipzig [3]). Die schwedische Avantgarde hatte sich bereits am 24sten daselbst gezeigt. Die Schweden hatten auf ihrem Wege von Zittau bis Leipzig 29 Meilen in 10 Tagen, also täglich etwa 3 Meilen zurückgelegt. Dieser schöne Marsch wurde durch den Sieg bei Breitenfeld und durch die Einnahme von Leipzig belohnt. Dort wurde Piccolomini am 2. No-

---

[1]) Theatre europ. l. I pag. 900. „Die Kaiserlichen kondten umb ihrer Reuterey Menge willen ein weit mehrers mit streiffen thun, das hatten die Schwedischen im Fouragiren wohl erfahren: Sie dorften auch deswegen nicht weit auß ihrem Läger, darumben sie auch an Bier und Brod großen Mangel litten, vnd das Korn, wenn sie dessen hatten, kochen mußten."

[2]) Theatre europ. l. c. p. 900.

[3]) ibidem.

vember geschlagen; dieser Ort ergab sich den Schweden nach einer hartnäckigen Gegenwehr Ende Dezember. Während aller dieser Begebenheiten wurde Torstensohn aufs heftigste vom Podagra geplagt.

Das Jahr 1643 wurde mit Bewegungen in Sachsen, Böhmen und Schlesien ausgefüllt, welche, da Torstensohn sehr schwach war, ohne große Erfolge blieben. Inzwischen hatte sich Dänemark mit dem Kaiser gegen Schweden verbunden, und Torstensohn sammelte und ordnete im Stillen alle Mittel zu einem Marsche und Angriffe auf Holstein, um die Dänen plötzlich in dieser Provinz anzugreifen. Das schwedische Heer war im Juli 1643 121 Fahnen Fußvolk und 32 Schwadronen Reiterei nebst 82 Geschützen stark [1]). Auf dem Marsche nach Norddeutschland zog Torstensohn überdies noch Verstärkungen an sich.

Er brach am 4. November von Glogau auf und marschirte über Beuthen, Sagan, Sorau nach Wittenberg, bei dieser Stadt vorbei nach Coswig und traf am 1. Dezember in Zerbst und am 3. Dezember in Möckern bei Magdeburg ein. Hier versammelte er die höheren Officiere, machte sie mit dem bis dahin geheim gehaltenen Zwecke seines Marsches bekannt, und forderte sie zugleich auf, alles unnöthige Gepäck abzuschaffen und die bisher zu dessen Fortbringung benutzten Pferde zur schleunigsten Fortschaffung der Geschütze herzugeben, welcher Zumuthung auch alle willig folgten. So erleichtert brach das schwedische Heer, vermuthlich am 5. Dezember, von Möckern auf, ging bei Havelberg über die Havel und von da in 2 Colonnen über Pritzwalk und Perleberg auf Ratzeburg, woselbst die gesammte Reiterei zusammen, und dann über Oldesloh und Seegeberg am 14. Dezember in Kiel eintraf. Die Dänen erfuhren von Torstensohns Anmarsch

[1]) Theatre europ. V. 118.

eben so wenig etwas vor dessen Ankunft in ihrer Nähe, als die Thebaner Alexanders des Macedoniers Einbruch in Böotien geahndet hatten. Der Generalmajor Königsmark hatte diesen Marsch auf dem linken Elbufer gegen die etwanigen Versuche der Kaiserlichen begleitend gedeckt; Torstensohn hatte von Gr. Glogau bis Möckern 42 Meilen in 29 Tagen, im Durchschnitt also täglich 1½ Meile zurückgelegt, in 10 Tagen aber den Weg von Möckern bis Kiel, wiederum 42 Meilen, also in diesem Zeitraume täglich über 4 Meilen gemacht. Die Verminderung des Gepäckes hatte mithin den Marsch um das Doppelte beschleunigt. Rechnet man beide Theile des ganzen Marsches zusammen, wodurch freilich das Bild des eigentlichen Sachverhältnisses sehr getrübt wird, so ergiebt sich immer noch etwas über 2 Meilen als tägliche Marschweite.

Im Jahre 1644 wurde der Krieg in allen Theilen des dänischen Reiches geführt: auf der Halbinsel, auf den Inseln, in Halland, Schonen und Norwegen. Torstensohn soll damals allein 15,000 Reiter [1]) bei seinem Heere gehabt haben.

Im Herbst rückte Gallas die Elbe hinab, um Holstein von den Schweden zu befreien; sobald sich aber Torstensohn gegen ihn wendete, zog er durch Magdeburg zurück und lagerte an der Saale zwischen Halle und Wettin. Torstensohn war nämlich mit Zurücklassung eines Theiles seiner Truppen am 1. September [2]) bei Boitzenburg über die Elbe gegangen, er marschirte von da über Uelzen, Wolfsburg, Helmstädt, Aschersleben in die Nähe von Halberstadt, wo dann Ruhetag gemacht wurde, und traf am 16. September bei Alsleben an der Saale ein. Er hatte auf diesem Wege 30 Meilen in 16 Tagen, also täglich fast zwei

[1]) Theatre europ. V, 380.

[2]) ibid. V, 655 und 682.

Meilen zurückgelegt. Seine Truppen befanden sich in einem so guten Zustande, daß er bereits am 17. September den Feind bei Bernburg anzugreifen nicht zu scheuen nöthig hatte. Der Feldmarschall Torstensohn litt in diesem, wie im nächsten Jahre, wieder sehr am Podagra. Im Januar 1645 war sein Heer 7000 Mann zu Pferde, 13,000 Mann zu Fuß und 80 Kanonen nebst 4 Mörsern stark [1]).

Der Herbst 1644 und das Jahr 1645 wurden gefüllt mit Bewegungen im Magdeburgischen, Thüringen, Böhmen und Mähren, und der große Feldherr krönte seinen Siegeslauf durch die Schlacht bie Jankowitz am 6. März 1645, nach welcher er sogar bis an die Wiener Schanze vor der Donaubrücke drang, diese nahm und zur größten Besorgniß Oestreichs am 9. Juli sich zu Brünn mit Ragotzky verband.

Aber die Körperleiden zwangen diesen Mann, der als Feldherr, Mensch und Gelehrter gleich achtungswerth erscheint, zu Anfang des Feldzuges 1646 den Armeebefehl niederzulegen und sich in sein Vaterland zurückzuziehen.

Wir fügen hier nur die Bemerkung hinzu, daß Leonhard Torstensohn seine bemerkenswerthesten Märsche größtentheils in den Ebenen des nördlichen Deutschlands ausführte, daß seine Heere selten über 20,000 Mann stark waren, aber eine sehr bedeutende Anzahl von Geschützen, durch deren Gebrauch er sich so ausgezeichnet hat, mit sich führte.

Türenne's Marsch von Mainz nach Wesel und von dort durch Westphalen nach Hessen im Sommer 1646 [2]). Türenne's Truppen stan-

---

[1]) Theatre europ. V. 655 und 682.

[2]) Ramsay histoire de Turenne (Paris 1735) I, 145. und Quincy histoire milit. de Louis le Grand (Paris 1726.) I, 66.

den in Mainz und neben dieser Stadt auf dem linken Rheinufer; Wrangel mit den Schweden dagegen in Hessen. Jener beabsichtigte, sich mit diesem zu vereinigen. Die zögernde Politik seines Hofes hinderte ihn, den Plan sogleich auszuführen, und in der Zeit schob sich ein überlegenes kaiserliches und baiersches Heer zwischen ihn und Wrangel, so daß er, um seinen Zweck zu erreichen, eine Täuschung versuchen und einen schnellen Marsch machen mußte. Türenne verbreitete zu dem Ende das Gerücht, daß er Befehl habe, den Prinzen von Oranien zu unterstützen und deshalb nach den Niederlanden abzugehen. Er marschirte mit seiner Armee, die 8000 Mann stark war und Geschütze mit sich führte, am 2. Juli von Mainz ab, indem er da selbst einige Infanterie als Besatzung zurückließ. Die Mosel passirte er in einer Furth, sechs Stunden oberhalb Koblenz, durchzog Kurkölln, die Grafschaft Mörs und berührte Rheinberg. Die niederländische Besatzung, welche Wesel inne hatte, gestattete ihm die Brücke über den Rhein in dieser Stadt am 15. Juli zu überschreiten. Von hieraus benachrichtigte Türenne sofort Wrangel von seinem Anmarsche, zog durch die Grafschaft Mark auf Lippstadt, durch das Herzogthum Westphalen und verband sich am 10. August zwischen Gießen und Wetzlar mit den Schweden. Mithin hatten diese Franzosen in 40 Tagen etwa 70 Meilen zurückgelegt d. h. täglich noch nicht zwei derselben.

Marsch Türenne's von Amiens nach Dünkerken im Mai 1658 [1])

Türenne's Truppen waren nicht ganz 6000 Mann zu Pferde und 9000 Mann zu Fuß stark; führten aber einen Belagerungspark mit sich. Türenne verließ am 14. Mai Amiens und ging über Bethune und Montreuil. In Cassel wurde die feindliche Besatzung über-

[1]) Ramsay I. 366. Quincy I, 232.

rascht und aufgehoben und dann daselbst am 22. Mai Ruhetag gehalten, um die Geschütze und Fuhrwerke zu erwarten, welche nicht zu folgen vermochten, weil die Wege durch den unaufhörlich herabströmenden Regen grundlos geworden waren. Am 23. Mai langte Türenne in Bergen an und ging gegen Dünkirchen vor. Die Belagerung dieser Festung wurde sofort angefangen, und diese selbst, nach der am 14. Juni in den Dünen gewonnenen Schlacht genommen.

Türenne marschirte dieses Mal in 10 Tagen etwa 18 Meilen, also täglich nicht zweie.

Türenne's Marsch im Juni 1674, von Elsaß-Zabern nach Sinzheim.

Er wurde von 5000 Reitern, 3500 Mann Fußvolk, 400 Dragonern und einer kleinen Anzahl Geschütze ausgeführt [1]). Ein Theil dieser Truppen schloß sich erst in Philippsburg an. Die deutschen Truppen sollten sich aus verschiedenen Gegenden des Reiches bei Heidelberg sammeln. Türenne, der sich im Elsaß befand, beschloß dieser Vereinigung zuvor zu kommen und die bereits in der Niederpfalz am rechten Rheinufer stehenhenden einzeln zu schlagen. Mit den Truppen, welche er in der Nähe hatte, meist Kavallerie, brach er am 12. Juni von Hochfeld bei Elsaß-Zabern auf, wo er dieselben unter dem Vorwande einer Besichtigung versammelt hatte. Sie mußten daher ihr Gepäck zurücklassen. Am 14. Juni zu Mittag ging er bei Philippsburg über den Rhein auf einer Schiffsbrücke, welche er seit 3 Tagen daselbst hatte schlagen lassen. Noch an diesem Tage mußte Türenne das Dorf Brückhausen erobern und auch ein anderes Gefecht bestehen. In der Nacht vom 14. zum 15. Juni lagerte er bei Hockenum. Am 15. Juni ging Türenne nach Wißloch, am 16ten nahm er den Weg nach Eppingen, traf aber die

[1]) Ramsay l. c. II. 502. Quincy l. c. 391.

Deutschen gegen Mittag bei Sinzheim und errang noch an diesem Tage den bekannten Sieg daselbst.

Türenne hatte auf diesem Marsche etwa 17 Meilen in 4½ Tagen, täglich also beinahe vier Meilen, zurückgelegt.

Die beiden zuletzt erwähnten Märsche eignen sich wegen der Kürze der Zeit, in welcher der eine zurückgelegt wurde, und wegen der geringen Entfernung, in welcher der andere sich erstreckte, nicht zum Vergleiche mit anderen hier erzählten ähnlichen Leistungen.

Wir haben diese Märsche nur erwähnt, weil sie zu der Zeit, wo sie ausgeführt wurden, das größte Aufsehen erregten. Türenne galt nach Torstensohn's Abgange als derjenige General seiner Zeit, der die schnellsten und gewandtesten Märsche auszuführen verstände. Somit wünschten und glaubten wir den Repräsentanten der gebildeteren Kriegskunst der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vorzuführen.

Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg, machte seinen Marsch im Sommer 1675, aus Franken nach dem Havellande, mit etwa 6000 Reitern, 1200 Musketieren und 13 Geschützen, welche zum Theil 12pfündige Kanonen waren. Er legte einige 40 Meilen in 20 Tagen, also täglich über 2 zurück.

Sehr merkwürdig und ein lebendiges Zeugniß für die Herrschaft des Geistes über das Leibliche wird es stets bleiben, daß dieser Fürst, der einer der kühnsten und schnellsten Feldherrn seiner Zeit war, eben so wie Torstensohn, so sehr am Podagra litt, daß dieses Uebel beide Männer nicht selten während der wichtigsten Unternehmungen persönlich an das Krankenlager fesselte.

Friedrichs II. Marsch aus Schlesien nach Thüringen im Spätsommer 1757.

Friedrich II. hatte sich seit der Schlacht bei Collin nach Schlesien und der Oberlausitz zurückgezogen, wo

die Preußen und Oestreicher sich gegenseitig beobachteten. Inzwischen vereinigte sich das Reichs- und das französische Heer bei Erfurt, und der König beschloß, dorthin zu eilen, um seine Provinzen an der Elbe und Oder zu decken, während er den Herzog von Bevern zur Beschützung Schlesiens zurückließ. Am 25. August brach er mit 17,000 Mann Infanterie und 5000 Mann Cavallerie von Bernstädtl auf [1]) und marschirte über Dresden, Topschädeln, Döbeln, Grimma, Rötha und Pegau, ging am 11. September bei Naumburg über die Saale, und traf über Weimar am 13. September bei Erfurt ein.

Am 5. November wurde dieser Marsch durch den Sieg bei Roßbach belohnt. Die Infanterie hatte während desselben kantonnirt, also weite Umwege machen müssen.

Es wurden auf diesem Marsche etwa 40 Meilen in 20 Tagen zurückgelegt.

Inzwischen hatte der Prinz Carl von Lothringen den Herzog von Bevern aus der Lausitz zurückgedrängt. Um diesem jetzt zu Hülfe zu eilen marschirte der König mit etwa 14,000 Mann im November 1757 aus Sachsen nach jener Provinz zurück. Am 12. November brach er von Leipzig auf, und ging über Gr. Hayn [2]), Bautzen, Weißenburg und Görlitz nach Naumburg an dem Queis, wo er am 24. November, so wie am 28. November zu Parchwitz eintraf [3]). Der Weg von 42 Meilen wurde von den preußischen Truppen in 17 Tagen zurückgelegt; sie machten also im Durchschnitt täglich $2\frac{1}{2}$ Meile.

[1]) Tempelhoff I. 261.

[2]) Die Uebergangsart über die Elbe ist in den mir vorliegenden Schriften nicht nahmhaft gemacht.

[3]) Oeuvres posth. (Berlin 1788) III, 231. Der König zählt hier 12 Tage; man sieht, daß er im Irrthume ist.

Marsch Friedrichs II. aus Schlesien nach Küstrin 1758.

Fermor war durch die Neumark auf Küstrin vorgerückt, während Romanzow durch Pommern zog. Um die Marken zu schützen, brach der König am 11. August plötzlich mit 14,000 Mann von Landshut [1]) auf, und marschirte über Ronstock, Liegnitz, Heinzendorf, Dalke, Wartenberg, Plathe, Krossen, Ziebingen, und traf am 20. August in Frankfurt ein. Am 22. August des Morgens um 5 Uhr standen diese preußischen Truppen in den Dörfern bei Küstrin am linken Oderufer. Sie vereinigten sich darauf mit den aus Pommern herbeigeeilten und besiegten die Russen am 25. August bei Zorndorf. Das Korps des Königs hatte also einen Marsch von 36 Meilen in 11 Tagen ausgeführt, mithin täglich $3\frac{1}{11}$ Meile zurückgelegt.

Friedrichs II. Marsch aus Sachsen nach Schlesien, im Mai 1761 [2]).

Schon während des so eben verflossenen Winters hatte der General Goltz dem ihm an Kräften weit überlegenen Laudon in Schlesien gegenüber gestanden. Jetzt, im Frühjahre 1761, machte dieser Bewegungen, welche fürchten ließen, er beabsichtige einen plötzlichen Angriff auf die Preußen. Friedrich II., welcher in Sachsen stand, eilte herbei, um seinen General zu retten. Der König führte 33 Bataillone, 63 Schwadronen (welche ich glaube auf 19,000 Mann zu Fuß und 6000 Pferde schätzen zu können) nebst 82 Geschützen verschiedenen Calibers mit sich. Die Preußen gingen am 4. Mai bei Strehlen über die Elbe. Sie marschirten ferner auf Wildenhayn, Quolsdorf, Kloster Marienstern, am 7ten auf Bautzen und Hochkirch, den 8ten auf Görlitz, später auf Lauban, Thiemendorf, Hackenau, Blumenau

[1]) Retzow Charakteristik I. 310 — Tempelhof II. 220.

[2]) Tempelhof V. 65. Retzow II. 358.

und trafen am 13. Mai in Striegau ein. Der König vereinigte sich in dieser Gegend mit Goltz, und trat sofort drohend gegen Laudon auf. In diesem Falle hatte Friedrich II. in 10 Tagen 31 Meilen, also täglich über 3 Meilen gemacht. Die Schriftsteller jener Zeit finden es bewundernswürdig, daß der König diesen Marsch ausführen konnte, ohne daß viele seiner Soldaten, aus Verzweiflung wegen der zuüberstehenden Beschwerden, ihn verließen und davonliefen. Es ist sehr wichtig für die Entwickelung der Kriegskunst, und daher nicht zu übersehen, daß der große König auf den so eben erwähnten 4 Märschen seine Truppen nicht nur einquartieren, sondern auch, ohne Magazine mit sich zu führen oder in der Nähe zu haben, ganz gegen den Gebrauch der damaligen Kriegsführung, in den Quartieren auf Kosten der Wirthsleute verpflegen ließ.

Die Schriftsteller seiner Zeit versäumen auch nicht, diesen Umstand als etwas Außergewöhnliches, Gewagtes jedes Mal zu bemerken.

Marsch Bonaparte's aus der Lombardei nach Mittel-Italien und von dort zurück im Sommer 1796. [1])

Nach Ankunft des Heeres der französischen Republik vor Mantua sollten die Fürsten im mittleren und südlichen Italien durch einen schnellen Marsch in Furcht gesetzt und wehrlos gemacht werden.

Bonaparte rückte mit den Divisionen Augereau und Vaubois über den Po. Die letztere, welche kaum

[1]) Die Angaben über diesen merkwürdigen Marsch sind in den Quellschriften, welche mir zur Hand waren, nicht mit der wünschenswerthen Genauigkeit angegeben. Wir folgen daher der Darstellung im „Unterricht Friedrichs II. für die Generale seiner Armee" (Leipzig 1819) I. 141; welches Werk bekanntlich sehr reich an zuverläßigen Zusammenstellungen ist. Nur hat dennoch manche nicht vollständig erwiesene Annahme unserer Seits gemacht werden müssen.

15,000 Mann ſtark geweſen zu ſein ſcheint, ging am 15. Juni von Piacenza ab und weiter auf Caſtel guelfo, Parma, Reggio und Caſtel urbino, woſelbſt ſie am 19. Juni eintraf; ferner über Rubiera, Venanzo, Monte Cenera, Pieve di Pelago, St. Marcello und am 26. Juni bis Piſtoja. Am 28ſten überſchritt ſie den Arno bei Fuccechio, und Bonaparte rückte mit der Avantgarde noch an dieſem Tage in Livorno ein.

Die Diviſion Vaubois hatte alſo in 14 Tagen 49 Meilen, d. i. täglich $3\frac{1}{2}$ Meile gemacht.

Während deſſen geht Augereau mit ſeiner Kolonne links und beſetzt die Romagna. Das mittlere und untere Italien unterwarf ſich nach dieſem drohenden Marſche. Der Rückweg nach Mantua, nach deſſen Beendigung ſofort die Trancheen eröffnet wurden, ſcheint noch ſchneller ausgeführt worden zu ſein.

Marſch des Erzherzogs Karl aus Ober-Baiern nach der Ober-Pfalz im Auguſt 1796.

Moreau hatte vom Ober- und Jourdan vom Unter-Rhein her die Oeſtreicher und die Reichsvölker bis nach Baiern zurückgeworfen. Der Erzherzog, deſſen Heer ſchwächer war, als das der Franzoſen, faßte den eines großen Feldherrn würdigen Entſchluß, auf einem Punkte ſchnell eine ſtärkere Truppenzahl zu vereinigen, um damit den vereinzelten Feind zu ſchlagen. Er ließ daher 30,000 Mann unter Latour am Lech, Moreau gegenüber, ſtehen, und zog unbemerkt mit 20,000 Mann zu Fuß und 8000 Reitern gegen Jourdan ab. Der Erzherzog brach am 15. Auguſt [1]) von Nordheim auf, und ging am 17ten bei Ingolſtadt und Neuburg über die Donau. Er ſtand am 18ten in Denkendorf, am 19ten in Schumhaupten, am 20ſten in Hemau, am 21ſten in Herrenried, am 23ſten in Neumark und ging am 24ſten über Kaſtel nach Amberg vor. Hier gewar

[1]) Grundſätze der Strategie (Wien 1814) III. 3.

er noch an demselben Tage den berühmten Sieg, durch welchen Jourdan taktisch und zugleich Moreau strategisch geschlagen, die französischen Heere aber hinter den Rhein zurückgetrieben wurden. Allerdings hatte das östreichische Heer auf diesem Marsche mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche theils der Boden, theils die Franzosen in den Weg legten. Dennoch marschierte es in 10 Tagen etwa 23 Meilen, also in einem Tage ungefähr $2\frac{1}{3}$ derselben.

Dieser Marsch ist von allen Zeitgenossen sehr gerühmt worden, und was noch mehr sagt, der fürstliche Feldherr selbst, dessen hohe Anspruchslosigkeit zu bekannt ist, als daß sie der Erwähnung bedürfte, ist in diesem Falle mit sich zufrieden. Er sagt (III, 28) „Viele fanden sein Maneuvre gewagt, der unbefangene von den Umständen unterrichtete Beobachter aber erkennt in demselben Entschlossenheit und eine feste, auf richtige Berechnung gegründete Zuversicht.“ —

Dieses ruhmvolle Unternehmen, wenn auch die Oestreicher hier nicht so schnell marschierten, als die Römer im Jahre 207 a. Chr. unter Caj. Claudius Nero, ist dem merkwürdigen Marsche dieses Consuls wohl zu vergleichen, da beide an Zweck, Ausführung und Erfolg einander ähnlich sind.

Uebergang der Franzosen über die Schweizer Alpen im Mai 1800 [1]).

Die etwa 60,000 Mann (von denen ein Drittheil neu ausgehobene Leute waren) starke französische, sogenannte Reserve-Armee ging auf verschiedenen Punkten zwischen dem St. Gotthard und dem Mont Cenis über die Alpen. Die Bewegung mußte schnell ausgeführt werden, weil sie sonst leicht den Untergang des französischen Heeres hätte herbeiführen können, wahrscheinlich aber ihren nächsten Zweck, — den Entsatz Ge-

[1]) M. Dumas précis etc. III.

nua's und schleunige Einstellung der Angriffe des Melas auf die Provence — wenigstens theilweise würde verfehlt haben. Die Haupt-Colonne 35,000 Mann stark, für den Weg über den großen St. Bernhard bestimmt, setzte sich am 15. Mai von Ville neuve am Genfer See über St. Maurice und Martigny in Bewegung. In St. Pierre nahm man die Geschütze und übrigen Fuhrwerke auseinander und legte sie auf Tragbahren, ausgehöhlte Bäume, Schlitten u. s. w., so wie Munition auf Maulthiere. Die 6 Meilen bis zum Gipfel des großen St. Bernhard mußten zurückgelegt werden, ohne daß den bepackten oder den Geschütze ziehenden Soldaten eine bedeutende Ruhe gestattet werden konnte; denn dadurch würde der Marsch der ganzen Colonne aufgehalten worden sein. Man ermunterte sich gegenseitig, indem man Kriegslieder sang und Marsch schlug. Am Hospiz reichten die Mönche den Soldaten Wein und Speisen. Hinabstieg man auf einem Saumwege, der zum Theil nur wenige Fuß breit war: noch nie hatte man Geschütze hier hinüber geschafft. Die Franzosen zogen über Etroubles nach Aosta, das, nur schwach vertheidigt, am 16. Mai mit dem Bajonet genommen wurde. Am 19. Mai vertrieb Lannes mit der Avantgarde 1500 Kroaten aus Chatillon und rückte vor Bard. In diesem Fort, welches das Thal der Dora Baltea schließt, hielten 22 östreichische Geschütze und 400 Grenadiere das französische Heer mehrere Tage auf, dessen Lage täglich bedenklicher wurde, da es sich, ohne einen bedeutenden Vorrath an Lebensmitteln und ohne Raum zur freien Bewegung, in dem Thale südlich des St. Bernhard bis zum Fort Bard immer mehr zusammendrängte. Jetzt griff Berthier, dem von Bonaparte die Leitung des Marsches übertragen war, zu Mitteln, welche den Eingebungen der Verzweiflung ähnlich sind. Er ließ Stufen zu einem Fußpfade, der Bard seitwärts umging, über den Felsen

Albaredo einhauen. Dieſen überſtiegen auf ſolchem Wege Menſchen und Pferde, doch war er für Geſchütze nicht gangbar.

Bonaparte, welcher inzwiſchen von Lauſanne aus den Uebergang der Truppen eifrig betrieben hatte, kam am 23. Mai in Verres an. In dieſer Nacht fuhr man mit den Geſchützen und Munitionswagen durch die Stadt Bard, deren Straßen mit Miſt bedeckt worden waren. Die Räder der Fuhrwerke waren mit Stroh umwunden, und dieſe ſelbſt wurden von Menſchen gezogen, denen man Stillſchweigen anbefohlen hatte. Die Dunkelheit begünſtigte dieſen gewagteſten aller Märſche, der auf halbe Flintenſchußweite an den Kanonen des Forts vorbeigeführt wurde. Lannes langte am 21. Mai vor Ivrea an und nahm dieſen von 4000 Mann vertheidigten Ort mit Sturm.

Am 24. Mai war dieſer General bis gegen Chivaſſo am Po vorgerückt, worauf Bonaparte hinter ihm ſeitwärts nach Mailand zog. — Die Kühnheit und die ungeheuren Anſtrengungen dieſer Bewegung wurden durch den Sieg bei Marengo am 14. Juni belohnt.

In der Vorausſetzung, daß einige von dieſen hier ausgeſprochenen Angaben, welche nicht ganz vollſtändig erwieſen ſind, richtig ſeien, ergiebt ſich, daß das franzöſiſche Heer von Ville neuve bis Ivrea 20 bis 21 Meilen in 7 Tagen, täglich alſo etwa 3 Meilen zurückgelegt hat.

Da wir Napoleons Anſicht [1]) über ſeinen und

[1]) Mémoires de Napoleon par Montholon; notes et mélanges II. 121: ces deux operations n'ont rien de commun; les comparer, c'est n'avoir conçu ni l'une ni l'autre" etc. Und weiter unten am Schluſſe des Abſchnittes ſagt er: „La marche d'Annibal depuis Collioure jusqu'a Turin a été toute simple; elle a été celle d'un voyageur."

Hannibals Marsch durch die Alpen weder in Hinsicht auf die darzustellende That, noch in Beziehung auf die daraus abgeleiteten Ergebnisse theilen: so glauben wir, diese beiden großartigen Unternehmungen mit Recht einander vergleichen zu dürfen. Beide Märsche beschränkten die Herren Italiens, welche bereits den Angriff begonnen hatten, auf Vertheidigung und bereiteten so den kühn Eindringenden den Besitz des größten Theils des Vaterlandes der Staats- und Kriegeskünste. Da wir hier nur von dem Theile der französischen Armee sprechen, welcher den großen St. Bernhard überstieg, so dürfen wir sagen, daß beide Heere etwa mit gleicher Stärke den Marsch ausführten. Hannibal war zwar durch kein Geschütz belästigt, wohl aber führte er Elephanten und eine Menge Gepäck mit sich. Napoleon fand einen unerwartet hartneckigen Widerstand im Thale der Dora Baltea, Hannibal bei den Landesbewohnern auf seinem ganzen Marsche. Diesem Umstande und dem, daß seine Unternehmung in eine sehr ungünstige Jahreszeit fiel, ist es zuzuschreiben, daß Hannibal so bedeutenden Verlust bei dieser Unternehmung erlitt. Napoleon hat, ungeachtet er höher stieg, als Hannibal [1]), schnellere Märsche als dieser gemacht.

Wir sind der Meinung, daß dieser Umstand den weiteren Fortschritten der mechanischen Wissenschaften und deren Anwendung auf die Kriegeskunst zuzuschreiben sei.

Wir würden uns in Verlegenheit versetzt fühlen, sollten wir der Maaßregel des einen dieser beiden Feldherrn den Vorzug vor der des anderen einräumen: denn wir glauben, daß diese zwei Unternehmungen einander nicht über und unterzuordnen

[1]) Die Paßhöhe des großen St. Bernhard steigt bis etwa 7800 rheinländische Fuß, die des kleinen St. Bernhard auf 7000.

sind, sondern neben einander betrachtet werden müssen. Aber wenn diese großartigen Märsche die Eroberung des größten Theils Italiens möglich machten, so starben, merkwürdig genug, beide Kriegsfürsten in der Verbannung außer ihrem Vaterlande: Hannibal einige 60 Jahre alt, 35 Jahre nach seinem Zuge über die Alpen; Napoleon 51 Jahr, alt und 21 Jahr nach dieser denkwürdigen Unternehmung. Die Menschheit staunt die Eroberer als riesenhafte Gestalten an, aber sie liebt ihre Geißeln nicht! —

Nachdem die Vorbereitungen zum Kriege zwischen Frankreich und Preußen bis zur Versammlung der Heere in Mitteldeutschland gediehen waren, ließ Napoleon im Herbst 1806 das Lager bei Meudon, das größten Theils aus kaiserlichen Garden bestand, aufbrechen und an den Main rücken. Dieses Corps, dessen Fußvolk auf stationirten Wagen bis zum Rhein geschafft wurde, verließ am 24. September Paris [1])

Am 6. October standen die Truppen in gutem Zustande und völlig schlagfertig bei Bamberg. Diese Gärden hatten also in 13 Tagen 90 Meilen zurückgelegt, was auf den Tag beinahe sieben deutsche Meilen giebt. Sehr müssen wir bedauern, daß aus den vorliegenden Schriften nicht ersichtlich wird, wie groß die Schnelligkeit des Marsches von Paris bis an den Rhein war: aus guten Gründen läßt sich vermuthen, daß sie selbst die der Römer unter Claudius Nero 207 a. Chr. übertraf, und überhaupt das höchste Maaß von Schnelligkeit auf längeren Märschen erreicht hat.

Versammlung der französischen Armee an der Donau im Frühjahre 1809.

Beim Ausbruch des Krieges gegen Oestreich im

[1]) M. Dumas précis des éven. milit. XV. 308. Le moniteur universel, 20 octobre, 1806.

Jahre 1809 ließ der Kaiser Napoleon seine in sehr weit von einander entfernt liegenden Gegenden, zerstreut stehenden Truppen auf eine überraschend schnelle Weise an der Donau versammeln. Wir werden hier nur der Märsche einiger dieser Corps gedenken [1]).

Oudinot marschirte mit 12,000 Mann Infanterie und 2000 Pferden am 11. Februar von Hanau ab, war am 22. Februar in Ulm und am 26sten in Augsburg. Er legte mithin in 16 Tagen 40 Meilen, also täglich $2\frac{1}{2}$ zurück.

Davoust marschirte mit 44,000 Mann zu Fuß und 12,000 Reitern am 17. März aus der Gegend um Erfurt ab. Das Fußvolk ging größtentheils auf Würzburg, die Reiterei dagegen zog auf Nürnberg und Anspach. Beide Colonnen nahmen dann die Richtung auf Ingolstadt, von dort auf Regensburg und trafen am 12. April in Hemau, eine Marschentfernung westlich von Regensburg ein.

So gewannen die Franzosen diesen wichtigen Uebergangspunkt an der Donau vor den Oestreichern, welche ihn von Böhmen her zu erreichen strebten. Die Truppen des Herzogs von Auerstädt, welche den weitesten Marsch gemacht hatten, legten in 27 Tagen 48 Meilen, also täglich etwa $1\frac{7}{9}$ Meile zurück.

Die Division Dupas, in der Bewachung der baltischen Küsten gegen die Landungen der Engländer durch holländische Truppen abgelöst, verließ Hamburg am 9. März, befand sich am 7. April in Hannover, am 10ten in Kassel, und wir finden sie am 25. April, dem 2ten Armeecorps einverleibt, in Mühldorf am Inn. In der That scheint sie die große Armee nicht früher erreicht zu haben. Diese Division machte mithin in 48 Tagen einige 90 Meilen, also täglich etwa zwei.

[1]) Laborde la guerre entre la France et l'Autriche en 1809, p. 21 seq. — Stutterheim: der Krieg von 1809 S. LVI. ff.

Märsche Friedrich Wilhelm's, des Herzogs von Braunschweig durch Norddeutschland im Sommer 1809 [1]).

Der Waffenstillstand von Znaym am 12. Juli 1809 bestimmte den Herzog von Oels, sich mit seinem Corps, welches damals etwa 1300 Mann zu Fuß, 700 Reiter und einige Kanonen und Haubitzen stark war, um Deutschland zu verlassen und den Kampf gegen Frankreich von England aus fortzusetzen, an der Weser einzuschiffen. Der Herzog stand, als ihm die Weisung, sich auf Böhmen zurückzuziehen, von der östreichschen Regierung zukam, im sächsischen Voigtlande; zwischen ihm und der Nordsee befanden sich westphälische, holländische und französische Truppen, in überlegener Stärke. Dennoch brach er am 24. Juli von Zwickau auf und ging bis Altenburg und am 25. Juli über Borna nach Leipzig. Bei diesem Orte fand ein Gefecht gegen die Sachsen Statt. Er war am 26sten in Halle, am 27sten in Hettstädt, am 29sten in Quedlinburg und überfiel noch an demselben Tage die 3000 Mann starke Besatzung zu Halberstadt. Dieses Gefecht, in welchem das 5te westphälische Infanterie-Regiment gänzlich vernichtet wurde, war erst am 30. Juli des Morgens um 4 Uhr zu Ende gebracht. Noch am Nachmittage brach der Herzog von Braunschweig auf und traf am 31sten über Wolfenbüttel in seiner Vaterstadt ein. Hier erhielt der kühne Fürst die gewisse Nachricht, daß der westphälische General Reubel mit 6000 Mann von Zelle her in Anmarsch sei und sich bereits in Ohof befinde, während der General Gratien mit einem Corps Holländer von Erfurt aufgebrochen war und der Braunschweiger Spur schon im Halberstädtschen folgte. Am 1. August fand das blutige, doch unentschiedene Ge-

---

[1]) Feldzug des herzogl. Braunschweigischen Corps im Jahre 1809 von Heyde (Berlin 1819) S. 61. ff.

fecht bei Oelper (vor Braunschweig) Statt. Da Reubel es sicherer fand, dem Herzoge auszuweichen und sich mit Gratien zu verbinden, als jenem sich ferner entgegen zu stellen, so zog er sich zu seiner Feinde Erstaunen seitwärts bei Schwölper über die Ocker und traf mit den Holländern zusammen, deren Vortruppen am 1. August bereits in Wolfenbüttel standen. Der Herzog hatte nicht erwarten dürfen, daß der Feind ihm den Rückzug so sehr erleichtern würde, er nahm deshalb denselben nicht unmittelbar auf Hannover, sondern, um durch eine Ausbeugung seinen Zweck zu erreichen, am 2. August über Peine und Burgsdorf auf Zelle. Die Braunschweiger marschirten am 3. August über Hannover nach Neustadt am Rübenberge, am 4ten bei Nienburg über die Weser und bis Hoya. Man zerstörte überall die Brücken hinter sich. Der Feind war inzwischen dem Herzoge auf geradem Wege gefolgt und daher bald nach diesem in Hoya eingetroffen. Man mußte die Verfolgenden irre führen. Der Alles leitende Major Korfes ging am 5. August mit 200 Jägern und Cavalleristen nebst 2 Canonen auf Bremen los, sich überall für die Avantgarde des Corps ausgebend, während dieses selbst vom Amt Syke aus sich links über Delmenhorst wendete, und noch in der Nacht vom 5. zum 6. August bei Huntabrück über die Hunte setzte und daselbst die Fähren zerstörte. Der Feind hatte sich irre führen lassen und verfolgte Korfes nach Bremen, der sich aber durch Geschicklichkeit und Geistesgegenwart aus seiner mißlichen Lage herauszuziehen wußte. Das braunschweigsche Corps marschirte am 6. August bis Elsfleth und Bracke, an welchem Orte es am 7. August nach England unter Segel ging, nachdem es seit seinem Abmarsche von Zwickau zwölf Gefechte rühmlich bestanden hatte. So wurden in 14 Tagen etwa 65 Meilen, also täglich mehr als $4\frac{1}{2}$ zurückgelegt.

Als Torstenſohn anderthalb Jahrhunderte früher (1643) einen ähnlichen Marſch in dieſen Gegenden aus führte, erreichte er nicht ganz die Schnelligkeit, welche wir in der Bewegung des Herzogs von Braunſchweig gefunden haben. Zwar führte Torſtenſohn ein vielfach ſtärkeres Heer mit ſich, als dieſer fürſtliche Feldherr; dagegen hatten aber die Schweden in einem viel geringeren Grade gegen die Angriffe der Feinde zu kämpfen, als die Deutſchen es in dem ſo eben erwähnten Falle mußten.

Für die Anwendung der Kriegskunſt iſt wichtig zu bemerken, daß der Herzog von Braunſchweig ſo viel Wagen als möglich, auf ſeinem Wege vor dem jedesmaligen Eintreffen der Truppen zuſammenbringen ließ, um den Ermüdeten Erholung zu verſchaffen; und daß man überall für 6000 Mann [1]) Lebensmittel bereit halten mußte. Durch dieſe Maaßregel täuſchte er nicht nur den Feind über ſeine wahre Stärke, ſondern ſeine Leute — da der Himmel, wie wir wiſſen, die Deutſchen mit ſehr gereizten Magen ſegnete — befanden ſich auch, ungeachtet der außerordentlichen Anſtrengungen, bei Verzehrung des verhältnißmäßig großen Vorraths ſehr wohl.

Es ſcheint uns eben ſo lehrreich, als anziehend zu ſein, die Reihe der hier aufgezählten Märſche mit der Darſtellung eines zu ſchließen, der gleichſam unter unſern Augen, in der jüngſt verfloſſenen Vergangenheit ausgeführt worden iſt. Wir meinen: den Marſch der ruſſiſchen Truppen von St. Petersburg nach der niederen Donau im Sommer 1828.

Zur Verſtärkung der Truppen an der Donau zum Kriege gegen die hohe Pforte wurde auch der größere Theil der Garden, den öffentlichen Angaben nach 30,000, Mann ſtark, beſtimmt. Sie rückten den 1. Mai von

[1]) v. Heide a. a. O. 74.

St. Petersburg aus und bewegten sich in 6 Kolonnen auf den beiden Hauptstraßen über Kiew und Schitomir, woselbst sie Mitte Juli eintrafen, gegen Süden hin. Von hier setzten sie ihren Weg, wie die Armeeberichte sagen, in Eilmärschen gegen und über die Donau fort und trafen mit Ende August alten Styls in Kustendsche und Bazardscheck ein. Sie hatten also auf diesem Marsche von etwa 250 Meilen vier Monate oder 123 Tage zugebracht. Das beträgt im Durchschnitt täglich ungefähr 2 Meilen.

Es bleibt uns nur noch übrig, die in den so eben gelesenen Erzählungen zerstreuten Thatsachen unter gemeinsame Gesichtspunkte zu vereinigen und die inneren Gründe dieser Erscheinungen aufzusuchen.

Es wird nicht selten die Ansicht ausgesprochen, daß auch auf längere Zeit große Cavalleriemassen schneller zu marschiren vermögen, als ein eben so starkes Infanteriecorps. Die Erfahrung bestätigt diese Ansicht, die für kleinere Abtheilungen und auf kürzere Strekken wahr ist, durchaus nicht; wäre sie es, so würden die Heere des Mittelalters, so wie die des 16. und 17. Jahrhunderts, bei weitem die stärksten Märsche haben machen können. Wir wissen, daß sie es wenigstens nicht thaten. Der Grund der Verzögerung bei solchen Cavallerie-Märschen ist darin zu suchen, daß

1) der Verpflegung vieler Pferde, die an einem Orte vereinigt sind, außerordentliche Hindernisse entgegenstehen, und daß sie namentlich viel schwieriger ist, als die Ernährung einer gleichen Anzahl von Menschen. Daraus geht hervor, daß man gezwungen ist, eine große Cavalleriemasse auf dem Marsche vielfach zu trennen und daher größere Umwege machen zu lassen.

2) Dauert der Mensch bei sehr großen Anstrengungen wirklich länger aus, als das Pferd, da das größere Maaß der Körperkraft dieses Thieres nicht Ersatz

gewährt für den Gebrauch der Vernunft und für die sittliche Erhebung des Menschen, welche denselben lehren, mit seinen Kräften hauszuhalten, und diese im Falle der Begeisterung auf eine wunderbare Weise sogar vervielfachen.

Schon aus diesen Gründen muß man verlangen, bei einem Heere nur so viel Reiterei zu sehen, als zur Erreichung großer Zwecke nothwendig ist. In keiner Hinsicht darf man Verschwendung mit dieser so künstlichen und kostspieligen Waffe treiben. Ueberdies leistet eine minder zahlreiche, doch zweckmäßig gebildete Reiterei mehr, als eine sehr zahlreiche, aber in ihrer Ausbildung vernachläßigte. Es sollte bei einer Armee im Felde kein Pferd außer den wirklich nothwendigen geduldet werden. Die Fortschaffung der Fuhrwerke, also auch der Geschütze, ist in vielen Fällen noch größeren Schwierigkeiten unterworfen, als die der Reitpferde. Aus diesen Gründen ist es also dringend zu wünschen, daß die Soldaten ihr Gepäck selbst tragen. Es ist eine gröbliche Täuschung, wenn man glaubt, daß der Soldat so erleichtert [1]) am stärsten marschire. In der letzten Zeit des Mittelalters und bis Ausgang des 17. Jahrhunderts, trug kein Soldat etwas anderes, als seine Kleidung und seine Waffen; ja man getraute sich nicht einmal den Reitpferden die Last eines Mantelsackes, eines täglichen Futtervorrathes aufzubürden. Damals führten die Heere zuweilen für je sechs und vier Reiter einen vierspännigen Wagen mit sich, um deren Gepäcke und Futtervorräthe fortzuschaffen. Und gerade diese Zeit ist es, wo sich die Heere langsamer, als je bewegten.

Außer den Gründen, welche aus dem vorher

[1]) Einzelne Fälle, um dem Soldaten bei außerordentlichen Gelegenheiten eine Erleichterung zu verschaffen, sind natürlich nicht gemeint. Hier ist nur von einer durchgreifenden Organisation des Heeres die Rede.

Gesagten hervorgehen, erklärt diese Erscheinung vornämlich der Umstand, daß Menschen, wenn sie selbst mit ihrem Gepäck beladen sind, wahrlich nicht mehr Gegenstände mit sich führen werden, als wirklich nothwendig sind. Haben sie aber Gelegenheit, sich der Bürde zu entledigen und dennoch in deren Besitz zu bleiben, so wird natürlich jeder so viel als möglich mit sich führen: der eigne Rücken, welcher trägt, das Roß, welches man selbst reitet, und das der wichtigste Schatz des Reiters vor dem Feinde ist, werden unsere Habsucht und Neigung zur Bequemlichkeit am besten beaufsichtigen. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, haben wir Heere gesehen, in welchen in wahrhaft kriegerischer Begeisterung jeder Offizier es sich zur Ehre machte, seinen Tornister selbst zu tragen und seinen Mantelsack auf seinem eignen Pferde hinter sich zu haben. Männer, die den Krieg aus eigener Ansicht kennen, werden bei dieser Bemerkung nicht lächeln! —

Nicht minder wichtig, als die Ausrüstung der Truppen, ist deren Ernährung. Daß die Ernährungsart, indem man sich der Lebensmittel der Bewohner des Kriegsschauplatzes, ohne Rücksicht auf Eigenthumsrecht, bemächtigt, die meisten Vortheile in Hinsicht auf die Kriegskunst in sich schließt, ist nicht zu bezweifeln, vorausgesetzt, daß der Krieg in Gegenden geführt wird, die hinlänglich bebaut sind. Namentlich ist keine Art der Truppenernährung für die Beschleunigung der Märsche so förderlich, als diese. Nur ist sie äußerst schwer anzuwenden bei Heeren von der Stärke, wie wir sie gegenwärtig in den Krieg ziehen sehen. Nur die bewundernswerthe Steigerung des Ackerbaues und die daraus hervorgegangene, vermehrte Erzeugung der Feldfrüchte und Erweiterung des Viehstandes machten in der neuesten Zeit die Erhaltung so großer Heere vermittelst des Requisitionssystems möglich. Es darf uns also abermals nicht befremden, weshalb im Mittelalter und den

zunächst darauf folgenden Jahrhunderten die Heere, ungeachtet ihrer geringeren Truppenzahl, sich so sehr langsam fortbewegten, da sie die mit Mühe gesammelten Vorräthe stets mit sichführen mußten. Der Lehnsverband in seiner Anwendung auf den Grundbesitz, wie er sich in Europa gestaltet hatte, legte der Landeskultur solche Fesseln an, daß die Heere nicht darauf rechnen durften, überall, wohin sie sich wendeten, Nahrung zu finden. Schon die hier entwickelten Gründe erklären die Erscheinung, daß die Heere zur Zeit des classischen Alterthums und in der neuesten Zeit die schnellsten Märsche ausführten. In diesen beiden Zeiträumen muthete man den Soldaten zu, sich selbst oder ihren Reitpferden die nothwendigsten Bedürfnisse aufzupacken; die Mehrzahl der Truppen bestand aus Fußvolk, und man ernährte sich wo möglich aus den Vorräthen der Privaten. Dieses letzte Mittel hat jedoch allerdings unserer Zeit häufiger zur Benutzung offen gestanden, als den Alten. Die Reiterei derselben dagegen führte aber das Gepäck nicht auf den Pferden mit, die sie im Gefecht ritten. Die Fußsoldaten des classischen Alterthums trugen (wenigstens bestand der Gebrauch während eines langen Zeitraumes) außer ihrem eigenen Gepäcke und Waffen auch noch Pallisaden oder andere Schanzgeräthe, dagegen genossen sie aber den großen Vortheil von den Hemmnissen der Geschütz- und Munitionskolonnen befreit zu sein, so wie ohne Ponton-Trains zu marschiren. Es befanden sich mithin bei ihren Heeren fast keine Fuhrwerke und verhältnißmäßig nur wenige Pferde. Dagegen traten im Mittelalter die Heere in Europa größtentheils beritten auf, und wir finden, sobald der Krieg ein Gewerbe, der Kriegerstand eine zunftmäßige Handwerkerklasse wurde, das Bestreben — da jeder Mensch bemüht sein wird, seinen bleibenden Beruf so angenehm, als möglich zu gestalten, — wir finden das Bestreben dieser Soldaten, alle Bequemlich-

keiten des Friedens auf das Kriegsleben zu übertragen. Ein Lager europäischer Heere des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts ist mit Recht eine wandelnde Stadt zu nennen, es finden sich stets Bäckereien, Jahrmärkte, nicht selten Brauereien u. s. w., ja ein vollständiges Familienleben mit allem Zubehör darinnen.

Daß ein Heer, so ausgerüstet, schwerbeweglich sein mußte, leuchtet ohne Widerrede ein.

Eine Zusammenstellung der Schnelligkeit, mit der man in den mitgetheilten Beispielen marschirte, wird das Gesagte bestätigen. Wählt man indessen auch die Märsche des Mittelalters, welche mit möglichster Geschwindigkeit ausgeführt wurden, so bleiben sie doch hinter diesen Fällen weit zurück.

Es ergab sich aber, daß Caj. Claudius Nero 207. a. Chr. täglich $7\frac{1}{2}$ Meile marschirte,

die französischen Garden 1806	— 7	—	—
Scipio Africanus maj. 210	— 5	—	—
der Herzog v. Braunschweig 1809	— $4\frac{1}{2}$	—	—
Torstenson, 1643 über	— 4	—	—
Bonaparte 1796	— $3\frac{6}{8}$	—	—
Alexander d. Gr. 335 a. Chr.	— $3\frac{1}{4}$	—	—
Friedrich II. 1758	— $3\frac{1}{4}$	—	—
Bonaparte 1800	— 3	—	—
Hannibal 218 a. Chr.	— $2\frac{1}{2}$	—	—
Erzherzog Carl 1796	— $2\frac{1}{4}$	—	—
Friedrich Wilhelm von Brandenburg 1675 über	— 2	—	—
die russischen Garden 1828	— 2	—	—
die französischen Corps 1809 etwa	— 2	—	—
Türenne 1646 und 1658 nicht ganz	— 2	—	—

Natürlich ist die Stärke eines im Marsche begriffenen Heeres ein für diese Betrachtung sehr zu berück-

fechtigender Gegenstand. Daher wird folgende Uebersicht dazu beitragen, den Werth dieser Märsche durch Vergleichung unter einander festzustellen:

Davouſt war 1809	56,000	Mann ſtark,
Alexander d. Gr. 331 a. Chr.	50,000	— —
Hannibal 218 a. Chr.	40,000	— —
Bonaparte 1800	35,000	— —
die ruſſiſchen Garden 1828	30,000	— —
Erzherzog Carl 1796	28,000	— —
Scipio 210 a. Chr.	27,000	— —
Friedrich II. 1757 beim Marſche aus Schleſien nach Sachſen	23,000	— —
die franzöſiſchen Garden 1806 wahrſcheinlich	15,000	— —
die Diviſion Vaubois 1796 wahrſcheinlich	15,000	— —
Alexander d. Gr. 335 a. Chr. wahrſcheinlich	15,000	— —
Türenne 1658	15,000	— —
Torſtenſohn 1641 — 45 etwa	15,000	— —
Friedrich II. 1757 beim Marſche aus Sachſen nach Schleſien	14,000	— —
Friedrich II. 1758	14,000	— —
Türenne 1646	8,000	— —
Kurfürſt Friedrich Wilhelm war 1675	7,000	— —
Claudius Nero 207 a. Chr.	7,000	— —
Herzog v. Braunſchweig 1809	2,000	— —

Anderer Seits iſt die Schnelligkeit eines Marſches von der Beſchaffenheit des Landes, in welchem er ausgeführt wird, abhängig. Es iſt nicht unſere Abſicht, hier die Natur der Hinderniſſe, welche aus der Beſchaffenheit des Bodens hervorgehen, zu bezeichnen. Nur die Bemerkung ſei uns geſtattet, daß die längeren Märſche in Europa faſt ausſchließlich in den Ebenen der öſtlichen Hälfte dieſes Erdtheils und in denen,

welche südlich der Ost- und Nordsee angelagert sind, ausgeführt wurden; während die schnellsten Märsche, ganz abgesehen von ihrer Länge, sehr häufig ihren Schauplatz in den Gebirgsländern des südlichen Europa's fanden.

Die Vermuthung hat viel für sich, daß diese Erscheinung nicht nur von der Länderbeschaffenheit herbeigeführt ist, sondern ebenso auch durch die Eigenthümlichkeit der Völker, welche jene Erdstrecken bewohnen. Man glaubt in diesem Umstande den Ausdruck nordischer Festigkeit und Ausdauer, so wie südlichen Feuers wahr zu nehmen.

Wir glauben, daß die folgende Uebersicht, wenn sie auch darthut, daß dieser Satz nicht überall seine Anwendung findet, unsere Ansicht unterstützt. Nämlich es legten

die russis. Garden 1828 durch Rußland	250	Meil.	zurück,
die Division Dupas 1809 von Hamburg nach Regensburg	90	—	—
Torstenson 1643 von Niederschlesien nach Holstein	84	—	—
die französischen Garden 1806 von Paris an den Mayn	80	—	—
Türenne 1646 vom Niederrhein nach Westphalen	70	—	—
Alexander d. Gr. 331 a. Chr. von Tyrus nach Assyrien	70	—	—
Herzog v. Braunschweig 1809 aus Sachsen nach der Wesermündung	65	—	—
Hannibal 218 a. Chr. von Avignon in das Thal der Dora baltea	60	—	—
Bonaparte 1796 in Mittelitalien	49	—	—
Claudius Nero 207 a. Chr. ebendaselbst	45	—	—
Alexander d. Gr. 335 a. Chr. aus Illyrien nach Theben	45	—	—

Friedrich II. 1757 aus Sachsen nach Schlesien	42	Meil. zurück,
Friedrich Wilhelm 1675 aus Franken nach Rathenow einige	40	— —
Publ. Cornelius Scipio 210 a. Chr. in Spanien	37	— —
Friedrich II. 1758 aus Schlesien nach Cüstrin	36	— —
Erzherzog Carl 1796 in Baiern	23	— —
Bonaparte 1800 über die Alpen	20	— —

Wenn wir jedoch sehen, daß zuweilen, aller Erfahrung, allen vernünftigen Voraussetzungen zum Trotz, einzelne Fälle von der allgemeinen Regel abweichen, und die Erscheinungen ihrer Zeit überragen; wenn sich nicht verkennen läßt, daß bei ähnlicher Zusammensetzung und Bildung der Heere diese ganz Verschiedenartiges leisteten, und daß ebenso Truppen von sehr verschiedener Beschaffenheit gleich Großes gewirkt: dann muß der Beobachter schon durch solche Betrachtungen auf die Vermuthung geführt werden, daß bei den Erscheinungen des Krieges ein Wesen wirksam sei, das in seinem Dasein sich unseren Blicken entzieht und nur in seinen Wirkungen vom körperlichen Auge erfaßt werden kann. Dieses Wesen ist der Geist, die Vernunft, welche den Stoff beherrscht, behandelt und an seinen Ort stellt. Seine Vertreter sind diejenigen Kriegsanführer, welche vorzugsweise berufen sind, mit dem Kopfe zu arbeiten. Diese sind die Erzeuger und Bewahrer des Geistes, welcher sie selbst und ihre Untergebenen für die Ertragung der alltäglichen Anstrengung geschickt machen und ermuntern und für außerordentliche Leistungen begeistern soll.

Es scheint, daß nur Heere, welche richtig geleitet wurden, Außerordentliches geleistet haben, und daß sich Feldherrn im jüngeren Mannesalter vorzugsweise dazu eignen, durch den Einfluß der geistigen Gewalt, die

Heere über die Schranken des Gewöhnlichen weit hinaus zu führen.

Wenden wir diese Betrachtung auf unseren Gegenstand an. Wir finden, daß die Feldherrn, welche die berühmtesten Märsche leiteten, sich fast sämmtlich im 3ten und 4ten Jahrzehnte ihres Lebens befanden. Es war nämlich: [1])

Alexander d. Gr. 335 a. Chr.	21	Jahr	alt.
Caj. Scipio Africanus maj. 210 a. Chr.	24	—	—
der Erzherzog Carl 1769	25	—	—
Hannibal 218 a. Chr.	27	—	—
Bonaparte 1796	27	—	—
Turenne 1646	35	—	—
der Herzog v. Braunschweig 1809	38	—	—
Torstenson 1642	39	—	—
Friedrich II. 1758	46	—	—
Churfürst Friedrich Wilhelm 1675	56	—	—

Wenn wir, wie wir wohl müssen, weil die Geschichte es als Wahrheit darthut, glauben, daß das jüngere Mannesalter vornämlich geeignet ist, alle die Eigenschaften vereinigt darzustellen, welche zu großen Leistungen als Feldherr tüchtig machen: so sind die beiden Fürsten, welche den brandenburgisch-preußischen Thron besaßen und die größten Feldherrn ihrer Zeiten

---

[1]) Das Alter des Caj. Claudius Nero läßt sich leider nicht mit Bestimmtheit angeben. Erst 27 Jahre nach Ausführung seines merkwürdigen Marsches (nämlich 574. p. u. c.) wurde gesetzlich bestimmt, daß ein römischer Bürger vor dem 43 Jahre nicht zum Consulate sollte gelangen dürfen. Da aber die römische Gesetzgebung zur Zeit der Republik sich stets auf autonomischen Wege ausbildete, so dürfen wir erwarten, daß es schon 207 a. Chr. gewöhnlich war, nur Männer von 40 Jahren mit der Consulwürde bekleidet zu sehen. In diesem Falle würde Claudius Nero also den beiden Helden aus dem Hause der Hohenzollern beizugesellen sein.

waren, um so mehr zu bewundern, da sie mit ungeschwächter Kraft im späteren Alter noch leisteten, was sonst nach dem Schicksale der Menschen nur einer früheren Jugend vorbehalten zu sein scheint!

Ueber
Dragoner und Schützen zu Pferde [1].

Das Bestreben, die Vorzüge des Fußvolks mit denen der Reiterei in der nämlichen Waffe zu vereinigen, ist so alt, als diese beiden Truppenarten selbst. Jedoch hat die Eigenthümlichkeit derselben niemals die Verwirklichung dieser Absicht, wo man es in großen Massen versuchte, zugelassen. Im Alterthum war die europäische Reiterei (mit Ausnahme der macedonischen, nachdem Alexander Aegypten erobert hatte) bekanntlich wenig bedeutend. Im Mittelalter wurden aus politischen und militairischen Gründen dergleichen Versuche im Großen fast nie angestellt.

Da seit dem 15ten Jahrhunderte alle Kriegsmänner ihr Heil im Schießen suchten, und man immer mißtrauischer gegen den Werth der blanken Waffen wurde, näherte sich die Reiterei in ihrer Fechtart an sich schon dem Fußvolke sehr. Daher lag nichts näher, als der Gedanke, ein Fußvolk zu bilden, welches ritt, um schneller als die übrige Infanterie von einem Orte zum anderen zu gelangen. So entstanden die Dragoner des

[1]) In dem zu Berlin erscheinenden Militair-Wochenblatte, 1822, No. 331, ist ein Aufsatz über den nämlichen Gegenstand, vom Verfasser abgedruckt. Da jener ohne seinen Namen erschienen ist, so hält er für nöthig, dessen Urheber zu nennen, damit ihm nicht etwa der Vorwurf einer unbefugten Entlehnung fremder Gedanken gemacht wird.

16ten, 17ten und der ersten Jahrzehnte des 18ten Jahrhunderts. Sie leisteten bei der damaligen geringen Beweglichkeit desjenigen Fußvolks, welches stets den Fuß auf der Erde behielt, vortreffliche Dienste; davon zeugt die Geschichte eines jeden Feldzuges jener Zeit, welche man füglich und bezeichnend das „Dragoner-Zeitalter" nennen kann.

Sobald aber in der Mitte des 18. Jahrhunderts, die Reiterei sich auf den ihr gebührenden Standpunkt erhob und diejenigen Kampfmittel verschmähend von sich wies, durch welche Infanterie mächtig, sie selbst aber schwach wird: verschwinden die Dragoner dem Wesen nach. Ihr Name hat sich seit dem zwar erhalten, aber gleichsam nur als Denkmal an Verdienste, welche in abgelaufenen Jahrhunderten erworben wurden. — Denn jedes heutige Dragonerregiment irgend eines europäischen Heeres, wenn es auch den Gebrauch des Feuergewehrs noch so fleißig übt, würde lebhaften Widerspruch einlegen, wollte man behaupten, es sei Infanterie und gar nicht eigentlich bestimmt, zu Pferde zu fechten. Ungeachtet die hundertjährige Erfahrung gelehrt hat, daß es gegen die Natur streitet, beide Waffen auf die oben bezeichnete Weise mit einander zu vereinigen: so hat man dennoch immer wieder von neuem Vorschläge dazu machen sehen. — Der Verfasser der trefflichen „Schicksale und Thaten der Reiterei." I, 6. urtheilt hierüber so: „Nach Allem strebend, erreicht der Mensch gewöhnlich nur eine vielseitige Mittelmäßigkeit; jene Idee ist als unausführbar im Großen ziemlich aufgegeben worden."

Es ist nicht zu leugnen, daß sich Truppen-Abtheilungen auch im Großen für jenen zusammengesetzten Zweck ausbilden ließen, doch nur unter folgenden Bedingungen:

1. Müßten die Soldaten länger dienen, als es heut fast überall in Europa den Unterthanen zugemuthet wird.

2. Müßten in solchem Corps die brauchbarsten Leute vereinigt sein.
3. Müßte es von den ausgezeichnetsten Befehlshabern angeführt werden.

In einem wohlgeordneten Staate ist eine Maaßregel, welche die Lasten und Genüsse unter den Unterthanen ungleichmäßig zu vertheilen beabsichtigt, schlechthin unmöglich. Die höheren Staatszwecke verbieten daher schon ein Gesetz, welches einzelnen Staatsbürgern die Pflicht einer längeren Dienstzeit auferlegt. Man müßte daher den freien Willen derselben, das heißt eine so hohe Besoldung, die sie zum Dienste zu reizen vermag, eintreten lassen. Wie mangelhaft solcher Zweck, ungeachtet der Mehrausgabe, welche man dadurch den Staatskassen aufbürdet, erreicht wird, weiß jeder, der in ähnlichen Fällen die Erfahrung zu Rathe zu ziehen Gelegenheit hatte.

Wir können daher nicht der Ansicht sein, daß durch bloßes Geldbieten auch die brauchbarsten Leute herbeigelockt werden. Wollte man solche aber aus der Menge der übrigen Truppen ausheben, so könnte das nur zum Nachtheile des Ganzen geschehen. Endlich sind wir der Meinung, daß einzelne thätige Officiere mehr, als man gewöhnlich erwarten möchte, zu leisten vermögen. Wir sehen, daß sie, selbst mit den gewöhnlichen Mitteln, Ungewöhnliches leisten. Doch darf man niemals große Einrichtungen treffen, welche auf die Persönlichkeit Einzelner berechnet sind. Ein Staat, der dieses unternimmt, wagt ein gefährliches Spiel. Alle Einrichtungen sollen so geordnet sein, daß sie selbst bei dem gewöhnlichen Laufe der Dinge ihren Zweck mit Erfolg erfüllen; wird ein außerordentlicher Geist in ihre Schranken geworfen: so wird er sich des vorbereiteten Stoffes sicherlich großartig zu bedienen wissen. — Das Gesagte sei zur Erwiederung der Vorschläge ausgesprochen, welche in unserer Zeit hin und wieder zur Errichtung einer Dop-

pelwasse gemacht sind. Denjenigen aber, welchen es bei ähnlichen Vorschlägen nur auf schnellere Fortschaffung des Fußvolkes ankommt, möchte ich bemerkbar machen, daß eine Einrichtung, wie man sie in England während der französischen Revolutionskriege einführte, ihrem Zwecke weit mehr zu entsprechen scheint. Als man nämlich die Landung der französischen Heere auf der Insel befürchtete, hielt man große Reisewagen bereit, in welchen man je vierzig Infanteristen schnell von einem Orte zum andern schaffte.

Zwar oft genug verwechselt, aber dennoch ganz anderer Art, als die Dragoner, sind die Schützen zu Pferde. Die Dragoner nämlich sollen in Masse zu Fuß fechten, entweder als reitende Infanterie, oder als Reiter, die man ohne Schwierigkeit als Fußvolk kann auftreten lassen; die Schützen zu Pferde dagegen sollen Leute sein, die zwar als vorzüglich brauchbar erkannt sind, aber stets mit ihrem Regimente vereinigt bleiben. — Solche Schützen zu Pferde werden einem jeden Cavallerieregimente im Kriege große Dienste zu leisten Gelegenheit finden. Die Fälle sind nämlich unvermeidlich, wo Cavallerieregimenter, zumal wenn sie entsendet werden, auf Land stoßen, das, von bravem Fußvolke besetzt, nur mit dem größten Verluste zu Pferde genommen werden kann, wenn schon hundert abgesessene Büchsenschützen die Schwierigkeit ohne große Anstrengung wegzuräumen vermögen. Der umgekehrte, in seinen Wirkungen, aber gleiche Fall tritt da ein, wo ein solcher Truppentheil den Auftrag erhält, die Arriergarde zu bilden. So mußte z. B. das brandenburgische Cuirassierregiment nach der Schlacht bei Lützen, 1813, den Rückzug des preußischen Heeres decken. Bei dieser Gelegenheit stiegen am 5. Mai Büchsenschützen dieses Regiments in Gersdorf ab und hielten durch ein wohlangebrachtes Feuer die französische Avantgarde einige Stunden auf, die, wie später bekannt wurde,

der Meinung war, hier Fußvolk gegen sich zu haben. Für sorgsame Bildung dieser Schützen zu Pferde spricht sich auch der Verfasser der „Schicksale und Thaten der Reiterei" I., 7 aus; ebenso der Graf von Bismark z. B. in den Vorlesungen über die Taktik der Reiterei (Karlsruhe, 1819) S. 100. und im System der Reiterei (Berlin und Posen 1822) S. 137 und 274. Auch scheint der Herr Generallieutenant von Valentini diese Ansicht zu theilen in der Abhandlung über den kleinen Krieg (Berlin 1820) S. 34, 151 und 162.

Es ist hier nicht unsere Absicht, unsere Ansichten über die Ausrüstung, die Ausbildung u. s. w. solcher Schützenabtheilungen auszusprechen. Nur an ihren großen Nutzen wollten wir erinnern, da er nicht überall anerkannt zu werden scheint. Der Grund hiervon liegt vielleicht darin, daß das Volk, von welchem in unserer Zeit die durchgreifendsten Abänderungen in der Kriegskunst ausgegangen sind, nicht auch Meister in der Reitkunst ist, und daher für die Fortentwickelung der Reiter-Taktik verhältnißmäßig weniger geleistet hat, als für die der beiden anderen Waffen. [1]). Um so aufmerksamer sollten aber Staaten auf dergleichen Gegenstände sein, auf welche sie von der Natur, als auf ihre Stärke angewiesen sind. Zugleich hatte ich bei dieser Arbeit die Absicht, auf den Unterschied zwischen Dragonern und reitenden Schützen hinzuweisen, da beide Truppenarten, zum Nachtheile der Wissenschaft und der Kunst des Krieges, immer noch so häufig verwechselt werden. —

Die Beweise für das Gesagte aus den Kriegsge-

---

[1]) Schon Ludwig der Vierzehnte ließ seiner Reiterei solche Schützen zu Pferde beigeben, und bestimmte sogar 1690, daß sich bei jedem Cavallerieregimente eine Compagnie der Art befinden sollte. Aber die Einrichtung gedieh bei den Franzosen nie, und diese Schützen gingen damals in den Dragonern unter.

schichten selbst herzuleiten und die für unsere Behauptungen sprechenden Thatsachen zusammen zu stellen, würde sehr leicht sein. — Dieses Beginnen erscheint indeß überflüssig, da man über den Gebrauch der Dragoner und der Schützen, wenn auch häufig in verwirrender Vermengung, bereits viele Beispiele gesammelt hat. — Ich weise als lehrreich in der Art nur auf „die Wiedereinführung der Dragoner von Herrn von Brandt (Berlin 1823)" und auf die betreffenden Abschnitte in Hoyer's Geschichte der Kriegskunst hin. Auch in jenem im Eingange genannten Aufsatze, welcher im Militair-Wochenblatte abgedruckt ist, ist einiger Beispiele gedacht, welche anderwärts nicht erwähnt worden sind. Ich will nur einen hieher gehörigen Fall mittheilen, da er sich unter meinen Augen zugetragen hat. —

Die donischen Kosacken, in deren Mitte ich einem Theile der letzten Kriege Europa's gegen Frankreich beiwohnte, sind ursprünglich wenig oder gar nicht im Gebrauche des Feuergewehrs geübt. Bei ihrem Vorrücken in die Länder des mittleren und westlichen Europa's wurden sie jedoch sehr bald den Vortheil gewahr, der, bei der Beschaffenheit des oft durchschnittenen Bodens, aus jener Waffe zu ziehen ist. Sie versahen sich daher häufig mit französischen Infanteriegewehren und schafften sie mit sich fort, so gut es gehen wollte. Es bildete sich darauf bei ihnen der Gebrauch in den Gegenden, wo die Umstände es begünstigten, abzusitzen und im zerstreuten Schützengefecht zu Fuß zu fechten. — Ich selbst habe nicht selten erlebt, daß diese Kosacken auf solche Art überlegener Cavallerie und Infanterie das Vorrücken unmöglich machten, wenn eine dieser beiden Truppenarten allein sie anzugreifen versuchte. —

Die französische Infanterie schien in solchen Fällen diejenigen Kosacken zu fürchten, welche zu Pferde und ihren abgesessenen Gefährten stets zur Hand blieben. Auch bedienten sich die letzteren selbst des Vor-

theils, ihre Pferde, welche sie bei solchen Gefechten oft fortwährend an der Hand führten mit seltener Geschicklichkeit. Die französische Cavallerie aber hatte Ursach, Gefechte zu scheuen, in denen Boden und Fechtart ihr ungünstig waren. Es scheint mir, daß diese Art zu fechten nicht wenig dazu beigetragen hat, den Anwohner des Don im Vorpostenkriege an der Elbe und am Rhein jenes anerkannte Uebergewicht zu verschaffen.

gewährt für den Gebrauch der Vernunft und für die sittliche Erhebung des Menschen, welche denselben lehren, mit seinen Kräften hauszuhalten, und diese im Falle der Begeisterung auf eine wunderbare Weise sogar vervielfachen.

Schon aus diesen Gründen muß man verlangen, bei einem Heere nur so viel Reiterei zu sehen, als zur Erreichung großer Zwecke nothwendig ist. In keiner Hinsicht darf man Verschwendung mit dieser so künstlichen und kostspieligen Waffe treiben. Ueberdies leistet eine minder zahlreiche, doch zweckmäßig gebildete Reiterei mehr, als eine sehr zahlreiche, aber in ihrer Ausbildung vernachläßigte. Es sollte bei einer Armee im Felde kein Pferd außer den wirklich nothwendigen geduldet werden. Die Fortschaffung der Fuhrwerke, also auch der Geschütze, ist in vielen Fällen noch größeren Schwierigkeiten unterworfen, als die der Reitpferde. Aus diesen Gründen ist es also dringend zu wünschen, daß die Soldaten ihr Gepäck selbst tragen. Es ist eine gröbliche Täuschung, wenn man glaubt, daß der Soldat so erleichtert [1]) am stärsten marschire. In der letzten Zeit des Mittelalttrs und bis Ausgang des 17. Jahrhunderts, trug kein Soldat etwas anderes, als seine Kleidung und seine Waffen; ja man getraute sich nicht einmal den Reitpferden die Last eines Mantelsackes, eines täglichen Futtervorrathes aufzubürden. Damals führten die Heere zuweilen für je sechs und vier Reiter einen vierspännigen Wagen mit sich, um deren Gepäcke und Futtervorräthe fortzuschaffen. Und gerade diese Zeit ist es, wo sich die Heere langsamer, als je bewegten.

Außer den Gründen, welche aus dem vorher

---

[1]) Einzelne Fälle, um dem Soldaten bei außerordentlichen Gelegenheiten eine Erleichterung zu verschaffen, sind natürlich nicht gemeint. Hier ist nur von einer durchgreifenden Organisation des Heeres die Rede.

kundigen Publikum eine ihm wenig bekannte Thatsache, wahrscheinlich zum ersten Male, zur Sprache gebracht wurde. —

Einige Worte über die Quellen, welche dem Verfasser zu Gebote standen, reichen hin, um zu beweisen, daß es ihm hier nicht um eine oberflächliche Darstellung jenes Ereignisses zu thun war. Eine genaue Besichtigung der Oertlichkeit, mehrfache Vergleichungen der gesammelten Nachrichten mit derselben wurden natürlich nicht unterlassen. Unter den benutzten Quellen muß zuerst ein Artikel aus den „Extraits des régistres du Conseil d'état 6me Vol." genannt werden, einem amtlichen Aktenstücke, welches gleich am Morgen nach dem Ereigniß durch den mit der vollziehenden Gewalt bekleideten Rath der Republik niedergeschrieben wurde. Unter den Handschriften der hiesigen Staats-Bibliothek fand sich in einem Theil des mit „Recueil hist. sur Genève" bezeichneten Folio-Bandes, unter dem Titel: „Extrait d'une histoire manuscrite de Genève, qui est dans les archives etc." eine vortreffliche Schilderung der Eskalade. Ein anderes Manuskript ist die „Histoire de Genève par Gautier." Dieses letztere ist zwar eine sehr vollständige, aber keine ursprüngliche Quelle, da Gautier im Anfange des vorigen Jahrhunderts schrieb. Jener Extrait trägt dagegen alle Zeichen der Zeitgenossenschaft an sich und stimmt auch mit dem Vray discours de la miraculeuse déliurance ennoyée de Dieu à la ville de Genève le 12 jour de Decmbre MDCII oft buchstäblich überein. Beide haben wahrscheinlich einen Genfer Patrizier, Jean Sarazin, zum Verfasser. Der beigegebenen Zeichnung liegen zwei Kupferstiche zum Grunde, wovon der eine dem Vray discours beigefügt war, der andere, von Vischer entworfene, sich aber in der Bibliothèque publique von Genf befand.

Sehr wünschenswerth blieb es indeß, auch die Stimme der savoyischen Schriftsteller zu hören. Ver-

geblich sucht man aber bei ihnen nach Aufschlüssen über die Einzelnheiten der Eskalade, welche, da sie ihrem Staate keinen Ruhm gebracht hat, so wenig wie möglich von ihnen berührt wird. Sie begnügen sich, jenen Angriff auf Genf völkerrechtlich zu rechtfertigen. Auch die sonst so lesenswerthen Mémoires historiques sur la maison royale de Savoye et sur les pays soumis à sa domination par le Marquis Costa de Beauregard (Turin 1816) geben uns in dieser Hinsicht keinen Aufschluß, obgleich der Verfasser, als General-Quartiermeister der sardinischen Armee, ihn zu geben sicherlich im Stande war.

In jener Zeit, wo die Zersplitterung der Staatsgewalten in Europa vorherrschend war, hatte sich die Bürgerschaft von Genf den Anmaßungen ihrer Grafen zu entziehen gesucht, indem sie den Beistand Amadeus V. Grafen von Savoyen, in Anspruch genommen hatte. In dem Vertrage von 1285 war ihr von jenem die erbetene Zusicherung gegeben worden. Bürgerschaft und Geistlichkeit wurden nun von ihm gegen die Grafen von Gevenois vertreten. Aber seine Hülfsleistungen waren nicht uneigennützig. Als Lohn verlangte er einen Theil der Herrschaft, zu deren Zerstörung er den Arm geliehen hatte. Er erlangte ihn, wiewohl nach langwierigen Kämpfen. Wiederum ein Belag zu der alten Behauptung, daß der, welcher an der eigenen Kraft verzagt und Hülfe bei Fremden sucht, die er in sich selbst finden sollte, freiwillig seine Selbstständigkeit aufgiebt.

Einige Jahrhunderte später ist von den Grafen von Genf, den ersten Veranlassern langwieriger Fehden, nirgend mehr die Rede, wohl aber dauern die Kämpfe zwischen Savoyen und Genf, mit Unterbrechungen, noch

weit über diese Zeit hinaus. Auch die Bischöfe von Genf, die früheren Bundesgenossen der Bürgerschaft gegen die einheimischen Grafen, fanden es ihrem Vortheile angemessener, die Parthei der nunmehrigen Herzoge von Savoyen zu ergreifen, als die wachsende Macht der Bürgerschaft die ihrige zu beeinträchtigen anfing. Wir sehen daher Genf und einige Kantone der Schweiz, im Bunde mit Heinrich III. und Heinrich IV. von Frankreich, an den Kriegen gegen Carl Emanuel von Savoyen Theil nehmen. Die Friedensschlüsse von Vervins (2. Mai 1598) und von Lyon (17. Januar 1601) beendigten diese Kämpfe. Die Schweiz wurde in diese Verträge mit eingeschlossen, und Genf hatte ausdrücklich darauf angetragen, in dem Friedenstraktat mit genannt zu werden. Dennoch entwarf der Herzog von Savoyen, unmittelbar darauf, den Plan zur Eroberung dieser Stadt, dem die Ausführung auf dem Fuße folgte. Von vielen Seiten deshalb des Treubruchs beschuldigt, schützte er später vor, Genf gehöre der Eidgenossenschaft nicht an, sei mithin auch nicht in jene Friedens-Verträge eingeschlossen; die Stadt sei vielmehr, unter kaiserlicher Oberhoheit, Savoyen unterthan, also die widerrechtlich Verbündete einiger Schweizer-Kantone [1]).

Unter dem Vorwande, das durch die römische Kirche angeordnete Jubeljahr dort zu feiern, nahm der Herzog, im Sommer des Jahres 1602, seinen Aufenthalt zu Thonon im Chablais, am Ufer des Genfer See's. Hier wurde, so behaupten die Geschichtsschreiber einstimmig, die Unternehmung gegen Genf entworfen und eingeleitet. Die savoyischen Truppen waren, seit dem

[1]) Diese Gründe sind vollständig entwickelt in einer Denkschrift, welche der Graf von Tournon, auf Befehl seines Herrn, des Herzogs von Savoyen, bei der Regierung von Bern einreichte. Costa de Beauregard l. c. 124 sqq.

vorjährigen Friedensschlusse, nicht entlassen worden. Man hielt indeß die Mehrzahl derselben den Genfern wegen der Gleichheit der religiösen Ueberzeugung und Volkseigenthümlichkeit [1]) sehr zugethan. Nur einige Tausend getraute man sich gegen die Stadt zu gebrauchen. Es waren dies zum Theil Franzosen, welche während der Bürgerkriege, die den Regierungen der Vorgänger Heinrich's IV. eine so traurige Berühmtheit verschafft haben, ihr Vaterland verlassen und auswärtige Kriegsdienste, oft gegen dasselbe, gesucht hatten. Dieses Fußvolk konnte man durch eine Reiterei von 800 bis 900 Adligen verstärken. Aber diese Truppenzahl hielt man noch für unzureichend, da man in den früheren Fehden die Entschlossenheit und Ausdauer der Genfer achten gelernt hatte.

Es befanden sich zu dieser Zeit 3000 Spanier und 2000 Neapolitaner in Savoyen, welche der spanische Hof zur Bekämpfung der insurgirten Niederlande bestimmt hatte. Heinrich IV. hatte ihnen den Durchzug durch das Land Gex verweigert, und sein Marschall Lavardine lagerte, mit 10,000 Mann, hart am rechten Ufer der Rhone, um dieser Weigerung Nachdruck zu geben. Die Krone Spanien überließ daher diese Truppen einstweilen dem Herzoge von Savoyen zu der Unternehmung gegen Genf, da das Gelingen derselben zugleich den Durchzug der Spanier nach der Franche-Comté möglich gemacht haben würde. Die Truppen-Versammlungen in der Nähe ihrer Stadt, die Nach-

---

[1]) Der protestantische Glaube war damals im Chablais sehr verbreitet. Bei der Uebereinstimmung in Sprache und Sitten zwischen den sardinischen Provinzen diesseit der Alpen, denen des südöstlichen Frankreichs und der französischen Schweiz hat sich, noch in der neuesten Zeit — bei Wiederherstellung des sardinischen Königreichs, — die Hinneigung der Bewohner Savoyens für die zuletzt genannten Länder, laut genug kund gethan.

richten ihrer Kundschafter in Turin und die Mittheilungen des französischen Kabinets unterrichteten die Genfer von den Plänen des Herzogs. Sie trafen Gegenanstalten. — Sie nahmen den Herrn von Villars, einen Edelmann aus dem Dauphiné, bekannt durch seinen Eifer für den protestantischen Glauben, als Kriegsobersten in ihre Dienste [1]). Er verbesserte sofort die zum Theil verfallenen Festungswerke. Die ganze Bürgerschaft wurde von neuem zum Kriegsdienste eingetheilt, bewaffnet und geübt. Man errichtete ein Korps geharnischter Infanterie [2]), auf dessen Dienstleistungen

[1]) Herr von Villars war im Dienste Frankreichs, oder vielmehr des Marschalls de Lesdiguières, welcher im Dauphiné von Vienne die Truppen für die Krone Frankreichs unterhielt. Diesem miethete Genf den Herrn von Villars ab. Der „Extrait d'une histoire manuscrite de Genève sagt: Le Sr. de Villards ——— que le Sr. de Lesdiguières leur (den Genfern) avoit baillé pour Capitaine. Also ein Miethskontrakt war hier, wie überhaupt in der Geschichte der Kriege des 16ten und 17ten Jahrhunderts, die Grundlage der Dienstverhältnisse. Der Sold allein war der Regulator, welcher der Maschine ihren Gang anwies. Erst viel später trat an die Stelle des Miethsoldes die Idee des Vaterlandes und dessen Vertreters, des Souverains, als die Ueberzeugung mehr und mehr Wurzel faßte, daß die einzelnen Unterthanen zu ihrem eigenen und zum allgemeinen Vortheile dem Staate und seinem Oberhaupte zum Kriegesdienste verpflichtet wären. Auf diesem Gedanken beruht die jetzige Kriegsverfassung aller besser organisirten Staaten. Worauf gründet sich nun wohl der gewöhnliche Irrthum, daß in jenen Jahrhunderten deshalb, weil sie dem Mittelalter näher standen, das Ehrgefühl in den damaligen Heeren reger gewesen sein müsse, als in den jetzigen? Man schlage nur die Militair-Gesetzbücher der drei oder vier letzten Jahrhunderte auf, und man wird erstaunen, welche Verbrechen man selbst bei den höchsten Offizieren vorzusehen nöthig fand, noch mehr aber, wenn uns die Geschichte überzeugt, daß jene Vorsicht nicht überflüssig war.

[2]) Berenger II. 276: „on créa un corps de Cuirassiers composé d'hommes choisis; ils devaient se por-

ganz besonders gerechnet wurde. Alle diese Maßregeln überzeugten den Herzog, daß Genf, unter den gegenwärtigen Umständen, nur mit großen Opfern zu überwältigen sein würde. Er entschloß sich daher, List und Täuschung zu seinen Verbündeten zu machen. In diesem Sinne geschah es, daß Carl Emanuel nach Turin zurückkehrte, daß die bisher untersagten Handelsverbindungen Savoyens mit Genf wieder eröffnet, daß die spanischen Truppen auf Chambery, Montmeillan und Annecy zurückgezogen, die savoyischen aber im Lande zerstreut wurden, so daß ihr Bleiben in demselben weniger auffiel. Man ging noch weiter. Von ihren Offizieren veranlaßt, mußten die Spanier überall und laut über Mangel und die geringe Fürsorge klagen, welche der Herzog ihnen bewiese. Einige von ihnen wurden sogar nach Genf geschickt, um dort ihre Waffen, unter dem Vorwande des allerdringendsten Bedürfnisses, zum Verkauf auszubieten [1]). Zugleich verbreiteten sie überall die Nachricht von ihrem baldigen Abmarsche. Gleichen Zweck hatte die an Heinrich IV. erlassene Aufforderung der päbstlichen Curie, Genf (das protestantische Genf!) unter allen Umständen, wenn-

---

ter avec promptitude où les appellait le danger.“ Die geharnischte Infanterie, welche mit Piken bewaffnet war, wurde bis zur allgemeinen Einführung des Schießgewehrs als der Kern dieser Truppe angesehen. Die Musketiere dagegen versahen den leichten Dienst, verloren deshalb früher den Küraß, als jene Pikeniere, wurden aber aus diesem Grunde, da man die Ansicht des Mittelalters noch nicht aufgegeben hatte, weniger geachtet.

[1]) Da in jener Zeit die Waffen der Soldaten, fast ohne Ausnahme, ihr Eigenthum waren, so trug dieser Kunstgriff nicht das Auffallende an sich, welches er in unsern Tagen haben würde. Ueberdies wies der Geist der damaligen Heeresverfassung in den meisten Fällen den Einzelnen darauf an, für sich selbst zu sorgen, da die fürsorgenden Maßregeln für das Ganze in der Regel sehr dürftig waren.

gleich die gegenwärtigen für diese Stadt nicht gefährlich seien, zu unterstützen, da ihre Unterwerfung unter Savoyens Herrschaft Frankreich daselbst allen Einfluß entziehen, ja sogar dessen Grenze bedrohen würde. Heinrich IV. selbst theilte diesen Brief dem bei ihm beglaubigten Genfer Gesandten mit, versicherte die Stadt seines Schutzes und beruhigte sie wegen der nun scheinbar vorüber gegangenen, drohenden Gefahr. Diese vielfachen Täuschungen verfehlten ihren Zweck nicht. Jede der Nachrichten, welche ihnen darüber zukam, wurde von den Genfern mit Freude und Jubel vernommen.

Der große Haufe, der bisherigen Anstrengungen und Aufopferungen müde, war eben nicht geneigt, die Mittheilungen, welche Ruhe und Bequemlichkeit versprachen, zu bezweifeln; einzelne vorsichtigere Männer aber wurden, wie die vorliegenden Quellen anzudeuten scheinen, nicht gehört. Villars wurde entlassen, die Bürgerschaft entwaffnet.

Auf diesen Zustand der Sorg- und Wehrlosigkeit hatten der Herzog und Herr von Albigny [1]), sein Statthalter diesseit der Alpen, nur gewartet. Der wiederangeknüpfte Verkehr gestattete dem Letzteren, unausgesetzt und unbemerkt, Kundschafter in der Stadt zu haben. Er wußte sogar ein Mitglied des Rathes in sein Interesse zu ziehen. Einer seiner Offiziere, Namens Brüneaulieu, Befehlshaber in Bonne, ging zu ver-

[1]) Carl Philibert von Simiane, Herr von Albigny, Marquis von Pianezza, Gemahl einer unehelichen Tochter Herzogs Philibert Emanuel von Savoyen, soll der eigentliche Urheber der Unternehmung gegen Genf gewesen sein. Das Haus Simiane, in Frankreich und Savoyen gleich berühmt, stammte aus der Gegend von Forcalquier in der Provence. Der Zweig dieser Familie, dessen Nachkommen im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts als Markgrafen von Pianezza in Piemont ansässig wurden, starb zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts aus.

schiedenen Malen nach Genf und machte sich mit der Beschaffenheit der Festungswerke, der Höhe der Mauern, der Breite der Gräben, der Vertheilung und Stärke der Wachen genau bekannt. Albigny selbst schlich sich in einer dunkeln Nacht, an der Stelle, wo der Angriff unternommen werden sollte, in den Graben, warf Steine gegen die Futtermauer des Hauptwalles und überzeugte sich so, daß dieser Theil der Festungswerke, wie Bruneaulieu bereits berichtet hatte, allerdings gänzlich unbewacht sei [1]).

Nach Beendigung dieser und anderer Vorbereitungen wurde die Nacht vom 11. zum 12. Dezember 1602 zur Ausführung des Unternehmens bestimmt. Der Herzog begab sich, unter angenommenem Namen und mit geringer Begleitung, über den Mont Cenis, in die Nähe der bedrohten Stadt, Bei dem Dorfe Trembières, zwischen Genf und Bonne, wurden die zum Angriffe bestimmten, bereits aufgezählten Truppen in aller Stille versammelt. Eine Abtheilung derselben war mit den zur Leitererersteigung nöthigen Werkzeugen ausgerüstet; sie führte Petarden, große Zangen, Hüeden, Leitern und große Hämmer mit sich, welche letztere auf der einen Seite beilartig zugeschärft und verstählt waren, um mit ihnen eiserne Ketten zerhauen zu können. Am merkwürdigsten und eigenthümlichsten unter diesen Werkzeugen aber waren die Leitern, welche man für den vorliegenden Zweck besonders erfunden und angefertigt hatte [2]).

---

[1]) Um die Möglichkeit dieser Thatsachen wahrscheinlicher zu finden, muß man sich erinnern, daß damals und bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Grenze des savoyischen Gebietes, längs des linken Ufers der Arve fortlaufend, nur eine Viertelstunde von Genf entfernt war, daß selbst noch Carouge, fast unmittelbar vor den Thoren der Stadt, Savoyens Herrschaft erkannte, und daß erst der große Verjüngungsprozeß zu Wien im Jahre 1814 Genfs Gebiet mehr abgerundet hat.

[2]) Einige dieser Leitern, welche den Genfern in die Hände

Nachdem wir auf diese Weise die Angriffskräfte, über welche die eine Partei zur Ausführung ihrer Pläne gebot, ins Auge gefaßt haben, wird es zweckmäßig sein, auch einen Blick auf die, freilich nur passiven Vertheis-

---

gefallen sind, werden noch heute im hiesigen Zeughause aufbewahrt. Dieselben sind schwarz angestrichen, um in der Nacht weniger sichtbar zu sein. Der bequemeren Fortschaffung wegen bestehen sie aus mehreren Stücken, die mit Leichtigkeit getrennt und zusammengefügt werden können, ohne daß ihnen deshalb die nöthige Sicherheit zu fehlen scheint. Die untersten Enden einer solchen Leiter (Fig. 2) sind nämlich zugespitzt und mit Eisen beschlagen (1). Neben denselben sind starke eiserne Schrauben angebracht (2), welche, in die Erde getrieben, den festen Stand der Leiter sichern. Vermittelst dieser Schrauben kann man derselben mit Leichtigkeit eine beliebige Lage geben. Die oberste Sprosse des untersten Leiterstücks steht auf beiden Seiten so weit über die beiden Hauptbalken hervor (3), als die Breite jener Balken beträgt. Diese Leiterbalken sind aber über die oberste Sprosse hinaus bis zur untersten des zunächst höheren Leiterstücks fortgesetzt (4). Diese Fortsetzung enthält oben einen senkrechten Einschnitt (5), in welchen jene unterste Sprosse des nächsthöheren Leiterstücks, nach Länge und Breite ganz genau paßt (6). Indem nun, bei der Zusammensetzung der verschiedenen Stücke die Ineinanderfügung in 6 statt findet, fassen zugleich die stark gearbeiteten eisernen Haken (7) des oberen Stücks unter den Sprossenfortsatz (3). Diese Haken sind an ihrem oberen Theile sehr sicher an dem Leiterbalken befestigt, während doch ein Zurückdrücken derselben, nach Anwendung einer größeren Kraft, möglich ist. Will man mehrer Stücke auf einander stellen, so muß man Gabeln, Haken, welche auf langen Stangen befestigt sind, zu Hülfe nehmen. Um die Handhabung einer solchen Leiter zu erleichtern, sind am obersten Ende des höchsten Leiterstücks zwei eiserne Räder angebracht (8).

Man hat die Einrichtung dieser Leitern in Genf so zweckmäßig gefunden, daß das dortige Gouvernement nach ihrem Muster die Leitern der städtischen Löschanstalten, die sich durch Trefflichkeit auszeichnen, hat anfertigen lassen. So fügte es der Himmel, daß der Menschenwitz, welcher zur Vernichtung Genf's thätig war, zu seiner Erhaltung noch heute beiträgt.

digungsmittel der andern zu werfen, bevor wir zur Schilderung des Ereignisses selbst übergehen.

Genf hatte damals noch seine alten, dem Mittelalter angehörenden Umfangsmauern, hinter welchen Erde aufgeschüttet war. Die alten Mauerthürme, hin und wieder in lindenblatförmige Bastionen — denen sehr ähnlich, welche Albrecht Dürer angiebt — umgewandelt, lagen zum Theil sehr weit auseinander. Vor der äußeren Umfangsmauer zog sich ein wasserreicher Graben hin, welcher, wie noch jetzt, mit der Rhone in Verbindung stand. An der Südseite desjenigen Stadttheils, welcher vorzugsweise den Namen Genf führt, fanden sich hinter der äußeren Umfangsmauer mehrere Abschnitte. Genf — so kannten es die Römer — war nämlich ursprünglich auf einem ziemlich steilen Hügel erbaut. Auf dem Abhange und auf der Höhe desselben standen die inneren Mauern, welche den ältesten Umfang der Stadt bezeichnen, während die äußeren, viel später erbauten, an seinem Fuße hinliefen.

Von savoyischer Seite hatte man den Plan entworfen, diese äußere Mauer, zwischen der Porte-neuve (Fig. I. I.) und der Rhone, zu ersteigen, darauf dieses Thor von innen zu öffnen, die Zugbrücke (2) herab- und das zwischen dem Graben und Plein-Palais aufgestellte Hauptkorps einzulassen. Man könnte sich wundern, warum Albigny den Angriff gerade gegen diesen Theil der Werke, wo die doppelten Mauern auch doppelte Schwierigkeiten voraussetzen ließen, zu unternehmen beabsichtigte, und nicht vielmehr gegen die einfache Mauer eines anderen Theiles der Enceinte, wenn man sich nicht erinnerte, daß an dieser Stelle die große Nähe der savoyischen Grenze die Vorbereitungen zum Angriffe sehr begünstigen mußte. —

Vor ihrem Abmarsche redete der Herzog die bei Trembières versammelten Truppen mit einigen Worten

der Ermuthigung an und versprach ihnen, im Falle eines glücklichen Erfolgs, die Plünderung der Stadt [1]).

Albigny führte sie darauf, über Roche und Champey, durch das durchschnittene Uferland der Arve, welches ihren Anmarsch verbarg, während zugleich die rauschenden Wellen dieses schönen Flusses das Geräusch der heranziehenden Haufen übertönten.

Albigny befand sich mit der zur Eskalade bestimmten Abtheilung an der Spitze; die Uebrigen folgten bis Plein-Palais, wo sie als Reserve aufgestellt wurden. Der Herzog blieb bei dieser zurück.

Die Genfer hatten keine Ahnung von der Gefahr, welche ihnen drohte. Die Savoyarden hielten alle Landleute fest, welche ihnen während des Anmarsches aufstießen. Nur ein Bauer aus Chesne entkam und eilte mit der Schreckensbotschaft zur Stadt. Die Wache (wahrscheinlich die der Porte de la Rive) verweigerte

---

[1]) Die Genfer Geschichtsschreiber haben Unrecht, diese Maßregel eine grausame zu nennen, da die Plünderung einer eroberten Stadt, im 17. Jahrhunderte, noch eine völlig gesetzmäßige Handlung war, die man durch bestimmte Vorschriften fast reglementsmäßig gemacht hatte. Es war z. B. genau festgestellt, wie lange eine solche Plünderung dauern dürfe, welche Beutestücke gewissen Chargen zufielen u. s. w. Die deutschen Kriegsordnungen des 16. Jahrhunderts setzen in dieser Art fest, daß die Kirchenglocken dem obersten Feldzeugmeister gehören sollen und dergleichen mehr. Aus dem Vray discours etc. par J. Sarazin geht hervor, daß der Herzog nur eine solche, in jener Zeit, als völkerrechtlich anerkannte Plünderung im Sinne hatte, denn es heißt darin bei dieser Gelegenheit: et ce deslors que le tambour auroit battu dans la ville, et non plustost." — Nur seit der Zeit, wo man in Europa aufhörte, den Kriegsdienst für ein möglichst geldergiebiges Gewerbe anzusehen, ist jene heillose Lehre von der Beute so gänzlich verschwunden, daß uns die Plünderung als eine Wildheit und Rohheit erscheint. Auffallend ist es daher, daß sie noch bis auf diesen Tag, wiewohl unter sehr gemilderten Formen, bei dem englischen Heere gebräuchlich ist.

ihm den Eintritt, und als er ihr seinen Bericht zurief, mit dem Rathe, denselben sofort den Syndics, den ersten Staatsbeamten Genfs, mitzutheilen, hielten die sicheren Bürger die Erzählung für ein Erzeugniß der Furcht und des Irrthums und achteten ihrer nicht. Auch die Patrouille, welche sonst regelmäßig ihre Gänge an der bedrohten Stelle außerhalb des Grabens zu machen pflegte, hatte gerade in dieser dunklen Nacht ihren Weg verfehlt, und irrte bei Eauxvives am See umher, während die Gefahr auf einer ganz anderen Seite drohend heranzog.

So gelang es den Savoyarden, unbemerkt den äußeren Rand des Grabens zu erreichen, den sie zum Theil mit Wasser gefüllt fanden. Sie überschritten ihn indeß, vermittelst der mitgebrachten Hürden (Clayes), ohne Schwierigkeit. Hierauf legten sie die Leitern an die im Plan mit a bezeichnete Stelle, weil Bruneaulieu, in Folge seiner früheren Rekognoszirungen, wußte, daß weder das Wachthäuschen b, noch dessen Umgebungen besetzt waren. Die Truppen erstiegen die Mauern daher unentdeckt und ohne Aufenthalt. Bruneaulieu war an ihrer Spitze. Herr von Albigny blieb am Fuße der Leitern zurück. Er suchte die Hinaufsteigenden durch die Aufzählung der Reichthümer zu entflammen, welche ihren Muth und ihre Entschlossenheit belohnen würden, während Pater Alexander, ein schottischer Jesuit, sie an ihren gemeinschaftlichen, Tags vorher durch das heilige Abendmahl besiegelten Schwur erinnerte, und ihnen alle Segnungen der alleinseligmachende Kirche verhieß, wenn sie nicht säumten, alle ihre Kräfte zur Züchtigung der ketzerischen Stadt aufzubieten.

Es war 1 Uhr nach Mitternacht, als drei Hundert dieser Männer die Mauer unbemerkt überstiegen hatten. Bruneaulieu indeß, theils um dem Ueberreste seiner Kolonne Zeit zum Nachfolgen zu geben,

theils um die bei Nachtgefechten gewöhnliche Unordnung zu vermeiden, beſchloß, den Angriff bis zum Anbruche der Morgendämmerung zu verſchieben. Er begnügte ſich für jetzt damit, ſeine Leute an den Mauern und Gebäuden, welche die Korraterie (3) umgaben, zu verbergen und eine Patrouille durch das offene Thor der Terraſſe (4) in die innere Stadt zu ſenden. Dieſe kam bald mit der Nachricht zurück, daß dort noch alles ruhig und im tiefſten Schlafe ſei. Bis jetzt waren alſo noch die günſtigſten Ausſichten für das Gelingen des Unternehmens vorhanden; denn auch eine Genfer Patrouille war die Korraterie entlang zwiſchen den vom Dunkel der längſten Winternacht umhüllten Savoyarden hindurchgegangen, ohne ſie zu entdecken. —

Um halb drei Uhr des Morgens aber hörte die Schildwache auf dem Thurme über dem Münzthore (h) ein Geräuſch [1]). Der wachhabende Unteroffizier ſchickte daher einen Mann mit einer Laterne (!) als Patrouille ab, welcher am Wachhäuschen b auf die Savoyarden ſtieß, und, da ſein Ruf unbeantwortet blieb, ſeine Arquebuſe auf ſie abſchoß. Er wurde zwar auf der Stelle niedergeſtoßen, aber ſein Schuß reichte hin, um die ganze Bürgerſchaft unter die Waffen zu rufen. Jetzt konnte nur noch Entſchloſſenheit und ſchnelles Handeln zum Ziele führen. Brünaulieu entſandte daher auf der Stelle Abtheilungen nach dem Platze Bel-Aire (5), nach den Thoren der Teraſſe (4) und de la Treille und nach dem Münzthore, um dieſe Punkte anzugreifen oder zu beſetzen, in der Abſicht, die aus St. Gervais und Genf herbei eilenden Bürger von der Theilnahme an dem entſcheidenden Kampfe um die Porte-Neuve abzuhalten. Zu gleichem Zwecke bemeiſterte man ſich auch

[1]) In den handſchriftlichen „registres du conseil d'état“ wird geſagt, daß eine zweite Patrouille die Entdeckung gemacht habe.

der Häuser k und q, deren hintere Seiten an die innere Stadtmauer angelehnt und durch Thüren in unmittelbarer Verbindung mit der Stadt waren. Mit dem Haupttrupp aber eilte Brüneaulieu gleichzeitig zum Angriffe auf die Porte-Neuve, vor welcher Albigny die spanischen Regimenter bereits ordnete. Beim ersten Anlaufe zerstreute sich der größte Theil der dortigen Wache, und nur wenige Männer verschlossen sich in dem Thurme über dem Thore. Um dies letztere zu sprengen, war eben ein Savoyarde im Begriff eine Petarde [1]) an dasselbe zu hängen, als ein Mann der Thurmbesatzung die Geistesgegenwart hatte, den Strick zu durchschneiden, welcher das Fallgatter aufgezogen hielt [2]). Es fiel zwischen dem Thore und dem Petardier nieder, und dieser mühete sich nun vergebens, seine Maschine an den Thorflügeln zu befestigen, bis ihn die Schüsse der Vertheidiger des Thurmes niederstreckten.

Mittlerweile war ein, wenn auch weniger entscheidender, doch blutigerer Kampf am Münzthore entstanden. Die Savoyarden waren bald Meister desselben geworden; als sie aber in die Stadt eindringen wollten,

---

[1]) Mezeray abregé chronologique de l'histoire de France (Paris 1676). VI, 434, gedenkt bei Gelegenheit der Eroberung von Cahors i. J. 1580 der Petarde als einer damals neuerlich gemachten Erfindung.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde ihre Anwendung in ganz Europa seltener; im 18ten gehörte sie bald zu den Antiquitäten. Die häufigere Anwendung der Petarde bezeichnet deutlich genug denjenigen Zeitpunkt, in welchem das frühere Vertrauen auf die blanke Waffe wankend geworden, ohne daß doch die Ausbildung des Geschützwesens bereits so weit gediehen war, daß man schon in größerer Entfernung Hindernisse durch Artillerie mit Sicherheit wegzuräumen im Stande gewesen wäre.

[2]) Den Namen dieses Mannes haben die Annalen von Genf dankbar aufbewahrt; er hieß Isaac Mercier. Zur Belohnung seiner That erhielt er das Bürgerrecht.

fanden sie unerwartet eine in größter Eile errichtete Barricade vor, welche sie nun mehrere Stunden hindurch vergeblich und mit verhältnißmäßig großem Verluste angriffen.

Inzwischen war die ganze Bürgerschaft, halbbekleidet und kaum bewaffnet, auf den Schauplatz der Gefahr geeilt. Einer der Ersten daselbst war der Staatsrath Canal, Hauptmann eines Stadtviertels, ein schwacher Greis, der sogleich an der Spitze seiner Mitbürger im Handgemenge den Tod fand. Aber die Anzahl der Genfer wuchs mit jedem Augenblicke, während ihren Gegnern jede Aussicht auf Vermehrung ihrer Streitkräfte durch den Vorfall an der Porte-neuve benommen war. — Bald sahen sie sich so vielen Tausenden gegenüber, als sie selbst Hunderte zählten. Von der Uebermacht gedrängt, waren sie nun überall genöthigt, die von ihnen besetzten Posten aufzugeben und sich auf den Platz bei der Porte-neuve und der Corraterie zurückzuziehen. Hier entspann sich ein regelloser, höchst blutiger Kampf, in welchem die Tapferkeit der Savoyarden der Uebermacht ihrer Gegner mehrere Stunden das Gleichgewicht hielt. Endlich, gegen sieben Uhr, im ersten Dämmerschein des anbrechenden Tageslichtes, fingen Einzelne an, die vergebliche Gegenwehr aufzugeben und die Leitern hinab dem unvermeidlichen Verderben zu entfliehen. Auch dieser einzige Rettungsweg — einen anderen hatten sie nicht, um die Stadt zu verlassen — wurde ihnen bald abgeschnitten, als ein Kanonier die Flüchtlinge bemerkte, und durch einen wohlgezielten Schuß [1]) von der Flanke

[1]) Die neuern Werke über Genfs Geschichte sagen sämmtlich, das Geschütz sei mit Kartätschen geladen gewesen. Doch wird — meines Wissens — auf eine glaubwürdige Weise der Kartätschenschüsse zuerst von Puffendorf in der Geschichte Karl's X., bei Gelegenheit der Schlacht von Warschau 1656 gedacht. Auch die Quel-

der Gänse-Bastion (c) (boulevard de l'oye) die drei vorhandenen Leitern zerschmetterte oder umwarf. Viele stürzten sich jetzt verzweiflungsvoll die Stadtmauer hinab, viele wurden erschlagen, die anderen gefangen.

Die bei Plein-Palais aufgestellten Truppen waren bis jetzt ohne alle Kenntniß von den Vorfällen in der Stadt. Sie hielten jenen Kanonenschuß, welcher das Unglück ihrer eingedrungenen Gefährten vollendete, für ein Zeichen ihres Triumphes und rückten unter Jubel und Feldmusik gegen die Porte-neuve an. Ein zweiter Schuß auf dem Gänse-Bollwerke und die ihnen entgegenkommenden Flüchtlinge benahmen ihnen den Irrthum.

Auf der Stelle trat der Herzog den Rückzug an, der sehr bald in Flucht ausgeartet sein soll. Die Genfer dachten an keine Verfolgung. Sie dankten Gott — der berühmte Beza predigte — für den Sieg und die ihnen gewordene Rettung.

Die Feindseligkeiten mit Savoyen, welche noch einige Monate dauerten, wurden hierauf durch den Frieden von St. Julien, in welchem von den Ansprüchen Savoyens auf Genf nicht mehr die Rede war, gänzlich und auf immer beendet. Wenigstens unterblieben seitdem alle Versuche der Herzoge von Savoyen, Genf ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Die Eskalade macht deshalb Epoche in der Geschichte des kleinen Staats. Mit Recht feierten daher auch seine Bürger, seit dem Jahre 1603, alljährlich den zwölften Dezember als einen Sieges- und Befreiungstag. Erst seit dem Jahre

---

len für die Eskalade von Genf bedienen sich nur der Ausdrücke: „chargé de chaines, de cloux, de grosse dragée," von denen wenigstens nicht mit Bestimmtheit angenommen werden kann, daß sie sich auf Kartätschen beziehen. Die Entfernung, in welcher jener erfolgreiche Kanonenschuß abgefeuert wurde, beträgt 200 Schritt.

1814 hat man die schöne Sitte aufgegeben. Es geschah aus sehr achtungswerthem Zartgefühle für die ehemaligen savoyischen Unterthanen, welche durch die Beschlüsse des Wiener Congresses mit der Republik vereinigt wurden.

Genf, den 15. März 1830.

Reise-Mittheilungen [1]).

Halberstadt, den 16. Juni 1822.

Du trugst mir vor meiner Abreise auf, Dir meine Meinung über das Gefecht in Halberstadt im Jahre 1809 mitzutheilen.

Nunmehr habe ich die Oertlichkeit untersucht; auf die Erzählung der Thatsachen werde ich mich nicht einlassen, da Du sie durch die treffliche Darstellung von Heyde genügend kennst. Ich bin jetzt der Meinung, daß der Oberst Meyrone für die kurze, ihm zu Gebote stehende Zeit, gute Vertheidigungsanstalten getroffen hatte. Nicht eben so sehr kann ich mich mit den Maßregeln einverstanden erklären, welche von braunschweigischer Seite gewählt wurden. Weshalb diese Anzahl von Angriffs-Colonnen! Ein oder höchstens zwei Angriffe mit versammelter Kraft, während die übrigen Thore nur beunruhigt und beobachtet wurden, hätten mehr

[1]) Die hier folgenden Bemerkungen sind während einer Reihe von Reisen gemacht und theils in Tagebüchern, theils in brieflichen Mittheilungen niedergelegt gewesen. Die so zerstreuten Materialien habe ich, auf Veranlassung von Freunden, zusammengestellt, und wage, sie hiemit dem größeren Publikum zu übergeben.

gewirkt und ein dem außerordentlichen Muthe der Braunschweiger entsprechenderes Resultat herbeigeführt.

Kassel, den 24. Juli 1822.

Da Du weißt, wie wichtig zur Feststellung der Geschichte der Kriegskunst die Kenntniß der Waffen der verschiedenen Zeitalter ist, so will ich nicht versäumen, Dich auf die alte Hakenbüchse aufmerksam zu machen, welche sich im Naturalien-Kabinet zu Sondershausen befindet. Sie ist 6 bis 7 Fuß lang und mit einem Luntenschlosse versehen. Die Mündung des Laufes hat fast einen Zoll im Durchmesser. —

In der so eben angedeuteten Beziehung ist die hiesige Waffensammlung im so genannten Museum sehr sehenswerth.

Ueber die Rekrutirung u. s. w. der hessischen und hannöverischen Truppen kann ich Dir folgende fragmentarische Bemerkungen mittheilen.

Man hat bei beiden Armeen eine möglichst abgekürzte Dienstzeit eingeführt; aber die allgemeine Dienstpflicht aller Staatsbürger ist durchaus nicht vollständig in Ausübung gebracht, weil Stellvertretung zulässig ist. Hierin ist das preußische Dienstsystem ganz einzig in seiner Art und bisher anderwärts noch nicht erreicht worden. Die Infanteristen dienen bei den Hessen und Hannoveranern sechs Jahre, obgleich sie nicht diese ganze Zeit unter den Waffen sind.

Die hannöversche Kavallerie ist in einer Weise organisirt, die sonst in Deutschland nicht gebräuchlich ist, und welche genau mit der ziemlich antiquirten politischen Verfassung dieses Staates zusammenhängt.

Die Dienstzeit der Leute dieser Waffe ist gesetzlich auf zehn Jahre festgestellt. Zugleich ist aber den Kommandeurs erlaubt, sich durch eigene Werbung innerhalb des Landes zu ergänzen. In der That finden jene auch

so viel Zulauf zu ihren Regimentern, daß ihnen bei Abschluß der Dienstkapitulation mit diesen Rekruten die Auswahl unter den reichsten Bauersöhnen des Landes bleibt. —

Wirklich nehmen die Kommandeurs auch nur solche junge Leute in Dienst, welche eine nicht unansehnliche Caution zu stellen vermögen. Die hannöverschen Kavalleristen werden nämlich, nachdem sie ausgebildet worden sind, mit Pferden, Ausrüstung und Bekleidung während des größten Theils des Jahres in die Heimath beurlaubt, in welcher Zeit der Kavallerist zur Sicherstellung des öffentlichen Eigenthums jene Caution leisten muß; dagegen empfängt er, da er nicht nur seine, sondern auch des Dienstpferdes Unterhalt besorgt, eine Entschädigung von monatlich sieben Thalern. Die Kavalleristen sind jedoch während dieser Beurlaubungszeit gehalten, sich von Zeit zu Zeit zur Besichtigung der ihnen anvertrauten Dienstgegenstände in kleinen Abtheilungen zu stellen; und es sollen, wie man versichert, hierbei angetroffene Vernachläßigungen sehr streng bestraft werden.

Es ist nicht zu leugnen, daß das hannöversche Beurlaubungssystem sich, wo es überhaupt anwendbar ist, durch seine Wohlfeilheit sehr empfiehlt. Eben so wenig ist aber zu verkennen, daß bei demselben die innere Ausbildung der Truppen leiden muß, und das um so mehr, da die hannöversche Kavallerie in der Regel sehr zerstreute Standquartiere auf dem Lande hat.

Mehrere Dörfer haben oft gemeinschaftlich nur einen Mann und ein Pferd zu verpflegen, zwischen denen beide das Jahr hindurch alterniren. —

Der Vorrath von diensterfahrnen Unteroffizieren, und die Neigung und Anlage zum guten Reiten, welche man in Hannover verbreitet findet, scheinen die Nachtheile nicht ausgleichen zu können, welche aus solchen Maßregeln nothwendig entspringen müssen.

Man darf ſich übrigens wundern, vorausgeſetzt, daß die hier ſogleich mitzutheilenden Zahlenverhältniſſe richtig ſind, daß bei einem Friedensetat von 370 Pferden für ein Regiment, jährlich 40 Remontepferde geliefert werden. Man darf ſich wundern, ſage ich, da dieſe Anzahl von jungen Pferden, bei den verhältnißmäßig geringen Leiſtungen derſelben, nicht unbedeutend zu ſein ſcheint.

Die hannöverſchen Kavallerieregimenter rücken übrigens 1100 Pferde ſtark in das Feld. Dieſer Etat iſt wegen ſeiner Stärke wohl unbequem. Der Begriff, die Organiſation und die Beſtimmung eines Regiments laſſen vorausſetzen, daß ein ſolcher Truppentheil mit der menſchlichen Stimme überſchrieen und ohne Störung geleitet werden kann. Wer aber einmal dem Exerzieren eines 700 Pferde ſtarken Kavallerieregiments bei ungünſtigem Wetter beigewohnt hat, weiß, wie ſchwer es hält, nur ein ſolches, unter dieſen Umſtänden, regelmäßig und genau zu bewegen.

Auch die hannöverſchen Kuiraſſiere reiten auf deutſchen Sätteln, Du kennſt meine Abneigung gegen dieſen Gebrauch, von dem ich überzeugt bin, daß er ſein Beſtehen einem veralteten Vorurtheile verdankt. Das Drücken der Pferde durch den Sattel ſelbſt und durch das Gepäck iſt auf langen und anhaltenden Märſchen beim Gebrauch des deutſchen Sattels viel ſchwerer zu vermeiden, als bei dem des Bocks. Auch ſcheint jener häufigere Reparaturen zu veranlaſſen, als dieſer. Endlich aber iſt die größere Leichtigkeit des Gewichts des Bocks gerade bei den ſchon ſo ſehr überlaſteten Kuiraſſierpferden ſehr der Berückſichtigung werth [1]).

---

[1]) Später, als dieſer Brief geſchrieben iſt, hatte ich in Paſewalk Gelegenheit, bei der genauen Wiegung aller der Gegenſtände zugegen zu ſein, welche ein Pferd des 2ten

Goslar, im Juli 1822.

Die leider nicht zahlreichen Pferde, welche im sogenannten Harzburger Gestüt zu Bündheim gezogen werden, sind immer noch so kräftig und gedrungen, wie Du sie aus früherer Zeit kennst. Die trefflichen Weiden und die bessere Gebirgsluft bei Wildenplatz am Brocken, wo sich jetzt gerade die Mutterstuten mit den Fohlen befinden, sichern zum guten Theile diesen Pferden ihre Tüchtigkeit.

Dabei ist die braunschweigische Regierung erst kürzlich wieder darauf bedacht gewesen, das Blut dieser Pferde durch Ankauf von englischen und arabischen Hengsten vor Entartung zu sichern.

Hannover, den 28. Juni 1824.

Man sieht eine hiesige Wachparade nicht ohne Interesse aufziehen, weil sie an alle die ermüdenden Weitläuftigkeiten und den leeren Pomp erinnert, welche die Periode des 17. und 18. Jahrhunderts in der Geschichte der europäischen Heere bezeichnet.

Die hannöverschen Dienst- und Exerzierreglements, wenn ich mir gestatten darf, auf den Grund weniger Beispiele ein Urtheil über das Ganze zu fällen, scheinen mir aus dem ehemaligen preußischen und dem jetzigen englischen zusammengesetzt zu sein; daher die Aufstellung der Infanterie in zwei Gliedern, die Bewaffnung der Unteroffiziere mit Spontons, diesen durch eine lange Reihe von Jahren verkleinerten Abkömmlingen der ältern Hellebarden u. s. w.

Kuirassierregiments zu tragen hat. Der Reiter war von mittlerer Größe und Schwere. Er wog 161 Pfund. Sein Kuiraß war einer der leichtesten in der Eskadron, da sein Gewicht nur 12 Pfund betrug. Dennoch ergab sich, daß das völlig gerüstete Pferd, mit Einschluß der Schwere seines Reiters, 299½ Pfund zu tragen hatte.

Das Material und die Bewaffnung dieser Truppen ist wirklich trefflich.

Minden, den 2. Juli 1824.

Es ist schwer einzusehen, welchen Vortheil die Aufstellung der französischen Kavallerie, während der Schlacht von 1759, in der Mitte ihrer Armee, zwischen dem Fußvolke, gewähren konnte.

Diese fehlerhafte Anwendung läßt sich um so weniger entschuldigen, da die ganze Gegend von West-Halem bis zur Weser gegen Leteln fast ohne Ausnahme den freien Gebrauch der Reiterei auch damals gestattete. Die Folge dieser mangelhaften Aufstellung war die Trennung der verschiedenen französischen Infanterie-Corps und deren einzeln erfolgte Niederlage. Die Auflösung der französischen Armee wäre in der That vollständig gewesen, hätte Lord Sackville mit seiner Kavallerie die Vortheile verfolgt, welche das Ergebniß der Anordnung des Herzogs von Braunschweig waren.

Hamburg, im Juli 1824.

Mich dünkt, mein Freund, Du machst zu viel Aufhebens von dem Tode des jungen Mannes, dessen Andenken wir beide ehren, wie wir ihn während seines Lebens geliebt haben. Denn der Tod ist an sich kein Unglück; er wird es nur zuweilen durch die Umstände, von welchen er begleitet ist. Daß hin und wieder veralteten Vorurtheilen ein Opfer aus unserer Mitte fällt, ist weder überraschend, noch zu sehr zu bejammern.

Aber, daß jener verrostete Unsinn immer noch unter uns leben darf, daß die Götzendienerei wahnsinniger Prinzipien immer noch nicht hat ausgerottet werden können: das beklage ich mit Dir.

Daß durch Duelle streitige Fälle nicht rechtlich entschieden werden, versteht sich von selbst. Aber es haftet auf jedem, der eine Herausforderung nicht nimmt, der

Verdacht, daß Mangel an persönlichem Muthe ihn dazu bestimme.

Der persönliche Muth ist bei uns Soldaten, eigentlich bei jedem Mann, so sehr die conditio sine qua non, daß man deren Vorhandensein zu rühmen kaum das Recht hat. Der leiseste Verdacht dagegen stellt daher einen Soldaten in der ärgsten Blöße dar; man raubt dem Manne dadurch die Ehre und Würde seines Geschlechts; gerade so wie dem Weibe, wenn man es eines unanständigen Lebenswandels zeihet. Eine Armee, deren Offiziercorps ohne Eifersucht von seinem persönlichen Muthe sprechen und denselben bezweifeln läßt, ist bereits moralisch desorganisirt. Ich gestehe gern zu, daß auf diese Weise — da der Teufel an jedes Gotteshaus sein Capellchen anzubauen weiß — wahren Raufbolden die Gelegenheit eröffnet wird, unter dem Vorwande der Tapferkeit, ihrer Brutalität nachzugeben, und den Zustand des Friedens in den eines fortgesetzten Krieges zu verwandeln. Auch die positive Gesetzgebung kann schwer alle die Fälle vorsehen, in denen sie verpflichtet ist, diejenigen zu schützen, welche die Waffen ergreifen, nur um räuberische Einbrüche gegen ihr theuerstes Eigenthum, Ehre und guten Ruf, abzuwehren; — noch kann sie die Fälle alle bezeichnen, in welchen Verletzungen fremden Rechts verfolgt und bestraft werden müssen. Ich glaube, ein jeder solcher Streitfall sollte von unpartheiischen Standesgenossen beurtheilt werden, weil diese sich auf dem Standpunkte befinden, die Rechtsverletzung die hier so sehr aus conventionellen Begriffen hervorgeht, am genauesten zu erkennen.

Das Gesetz sollte den muthwilligen Beleidiger mit unerbittlicher, und nicht mit scheinbarer Strenge verfolgen; den Gekränkten aber, wie jeden andern, welcher zur Nothwehr zu greifen gezwungen wird, schützen.

Ich glaube, es giebt keine Art von Rechtsstreiten,

wo die Jury so sehr an ihrem Platze ist, als in Duellsachen.

Jeder einzelne Fall muß, wenn billig verfahren werden soll, besonders und nach den noch bestehenden Sitten oder Unsitten beurtheilt werden.

In diesem Sinne, wenn ich nicht irre, hat auch unser trefflicher König die Bildung der Ehrengerichte in der Armee anordnen lassen. — Das Beste bei Ausrottung von Mißbräuchen und Vorurtheilen wird freilich stets von der Erziehung und Volksbildung ausgehen müssen.

So lange sich Vorurtheile als Volkssitte geltend machen, sollten indeß die positiven Gesetze mit jenen nicht in Widerspruch treten, weil sonst Rechtsnormen, die übrigens mit dem idealen Naturrechte und der Moral in Uebereinstimmung sind, in ihrer Anwendung sogar zur Grausamkeit werden können! —

Deshalb erkärte auch der höchste Gerichtshof in Frankreich, (wenn ich nicht irre 1817 bei Gelegenheit des Duells, zwischen dem Obersten Dufey und dem Grafen St. Mory) daß die Beurtheilung des Zweikampfs außer dem Bereiche der jetzigen Gesetzgebung liege, insofern bona fide und mit gleichen Waffen erfochten sei.

Dresden, den 28. Juli 1828.

Heut bin ich durch die Weistritz gegangen, ohne die Schuhe voll Wasser zu füllen; und das würde ich ziemlich überall bis gegen die Ausmündung des Flüßchens in die Elbe haben wiederholen können.

Während dessen ist dieses Wasser so häufig von Theoretikern und einseitigen Chartenlesern als ein immerwährendes, bedeutendes Hinderniß bezeichnet worden.

Wenn doch die Menschen mehr sehen und durch Anschauung lernen, als phantasiren wollten!

Freiberg im Erzgebirg, den 31. Juli 1828.

Nichts sichert im Allgemeinen den glücklichen Ausgang einer Schlacht so wenig, als eine künstliche Einleitung derselben.

Man würde daher wagen dürfen, die Trefflichkeit der Vorbereitungen zur Endschlacht des siebenjährigen Krieges, am 29. October 1762, in Zweifel zu ziehen, wenn der Prinz Heinrich seinen Plan nicht auf genaue Kenntniß der Persönlichkeit seiner Gegner gegründet hätte. Die Gegend westlich vom Spittelwalde und von der Struth, bei Klein Schirma, Waltersdorf, Wegefurth u. s. w. wird durchschnittener, als sie es bei Freiberg selbst ist. — Sie behält diesen schwierigen Charakter nach Nossen zu. Doch sind die hier vorherrschenden Thalgründe weder tief, noch lang genug, um strategische Hindernisse zu sein, wenn schon sie bedeutende taktische Schwierigkeiten erzeugen. Der Prinz Heinrich benutzte sie auf das vollständigste. Das hätte aber nimmer geschehen können, wenn die Oestreicher die Gegend nach Nossen hin nicht unbesetzt, unbeachtet und ohne Vertheidigung gelassen hätten. Diese träge Nachläßigkeit der Oestreicher ist bei ihrer Ueberlegenheit an leichten Truppen kaum zu erklären.

Die Oestreicher stellten sich unthätig bei und vor Freiberg auf und wurden dafür von den Preußen völlig umgarnt. Anstatt die Struth, den Spittel- und Nonnenwald auf das äußerste zu vertheidigen, zogen sich jene, nach einem nicht eben hartnäckigen Gefecht auf Freiberg zurück, das in einer muldenförmigen Vertiefung des Münzbaches liegt, und einer langen Vertheidigung weder fähig, noch werth ist. Es scheint mir, die östreichische Armee hätte, nachdem sie den Vortheil der waldigen Position, westlich und nordwestlich von Freiberg aufgegeben hatte, diese Stadt zur Seite

lassend, eine zweite Stellung hinter der Mulde einnehmen müssen. Die in dieser Gegend steilen und tief eingeschnittenen Ufer dieses Flusses bieten bedeutende Vertheidigungsmittel dar.

In der Unbeweglichkeit der Truppen, so wie in der Organisation und den taktischen Vorurtheilen jener Zeit ist allein ein Entschuldigungsgrund für die bedeutenden Mißgriffe der östreichischen Generale zu finden.

Aber Meyers apathetische Unthätigkeit bei Brand, während er die Preußen nach Gefallen um sich herum marschieren ließ, steht in der That unter jeder Kritik. —

Auch im Königreich Sachsen findet keine strenge durchgreifende Dienstverpflichtung Statt. Man hat die Militairpflichtigen in vierKlassen getheilt. Die vierte Klasse wird aus den Aermsten gebildet u. s. w. Diese vierte Klasse wird zuerst zur Einstellung herangezogen, woraus meistentheils folgt, daß die drei oberen eximirt bleiben. Daher empfängt die Armee stets ein sehr rohes, ungebildetes und unbildsames Material, und in den Augen des Volks ist jene Unehre mit dem Kriegsdienst verbunden, welche in Preußen bei der consequenten Durchführung des allgemeinen Kriegsdienstgesetzes vom 3. September 1814 so glücklich aus unseren Reihen entfernt ist. —

Die sächsischen Soldaten dienen acht Jahre, sind aber in der Regel so lange Zeit beurlaubt, daß sie gewöhnlich nur ein Jahr etwa sich unter den Waffen befinden.

Bei uns wird die Dienstzeit unserer Leute sehr häufig für zu kurz gehalten, und dabei auf das Beispiel des Auslandes hingewiesen, als wo man fast überall die Soldaten längere Zeit, als bei uns, bei den Fahnen versammelt halte. Diese oft wiederholte Bemerkung beruht in den meisten angeführten Beispie-

len auf einem Irrthume. Gewöhnlich werden die Leute in den außerpreußischen Armeen längere Zeit, als bei uns, in den Listen als Dienstthuer geführt; in der That sind sie aber, wegen der vielen Beurlaubungen, kürzere Zeit im wirklichen Dienste.

Altenberg, im Erzgebirge, den 2. August 1828.

Die Gefechte, welche 1813 die Allirten bei diesem Städtchen und bei Zinnwalde den Franzosen lieferten, und noch mehr der darauf folgende Marsch nach dem Töplitzer Thale hinab, gehören zu den merkwürdigern Kriegsbegebenheiten. Wenn man erwägt, daß jene Corps gedrängt, auf an sich engen, sehr schwierigen und durch anhaltende Regengüsse verdorbenen, steilen Gebirgswegen diese Märsche in Ordnung und ohne große Verluste ausführten: so muß man zugestehen, daß diese Begebenheit ein herrliches Zeugniß für die Disciplin und den guten Geist der Truppen ist.

Liebten wir die Ruhmredigkeit in geschichtlichen, poetischen und malerischen Darstellungen, wie unsere Nachbaren jenseits des Rheins, so würde von diesen Märschen viel Aufhebens gemacht worden sein, während wir jetzt ihrer unbilliger Weise kaum gedenken.

Außig, den 5. August 1828.

Fast am Jahrstage der merkwürdigen Schlacht von Kulm war ich auf diesem Blutfelde.

Ostermann, der den Heldentod gestorben ist, that ganz recht, wie mich dünkt, sich erst vor Kulm zu stellen, weil zwischen diesem Orte und Nollendorff der Boden ihm sehr ungünstig war. Kulm hätte er am 29. August vertheidigen sollen, wofern es die ihm an dem Tage zu Gebote stehenden Streitkräfte zuließen. Da sich das Thal von Kulm nach Töplitz zu stets erweitert, so hatte Ostermann übrigens fortwährend eine um-

fassende Stellung. Kleist's strategische Umgehung macht seinem Muthe vorzugsweise Ehre.

Den Feind in eiserne Fesseln zu schlagen, bleibt unter allen Umständen gefahrvoller, als ihm goldene Brücken zu bauen.

Will man Vandamme tadeln, so fragt man natürlich: warum detaschirte er nicht nach Außig, um von da die Paschkopole zu nehmen? In dem Falle wären die Allirten vermuthlich ohne Schwertschlag auf Bilin und Brüx zurückgegangen.

Aber man muß zugestehen, daß Vandamme erwarten konnte, nur Trümmer einer geschlagenen Armee vor sich zu haben, die nicht im Stande sein möchten, großen Widerstand zu leisten, und welche, durch harte Schläge auf's Haupt, von vorn am sichersten vernichtet werden würden.

Hat er jedoch die gute Verfassung des Corps, welches ihm gegenüber stand, gekannt, so mußte ihm eine Schwächung durch Detaschirungen um so mißlicher erscheinen.

Dagegen hätte Vandamme unstreitig am 29. und 30. August den schönen Marsch über Neudorff und Neudfeld machen müssen, den Colloredo am 30. August in entgegengesetzter Richtung ausführte.

Eine solche Umgehung, zumal wenn sie von der leichten französischen Infanterie durch Bedrohung des linken Flügels der Russen am Erzgebirge erleichtert und unterstützt worden wäre, hätte vielleicht die Schaale zu Gunsten der französischen Adler sinken gemacht. Doch der berühmte General, der uns so treffliche Lehren gegeben hat, unterläßt nicht, immer zu wiederholen: „La critique est aisée, mais l'art est difficile.“ —

Zittau.

Die Gegenden von Schandau, vom Winterberge und von Außig hierher sind nur unter großen Schwie-

rigkeiten von ſtärkeren Corps zu durchziehen, da die tief eingeſchnittenen Thäler meiſt unwegſame Gebirgsſchluchten bilden, die den Namen der Heerſtraßen nicht verdienen. Die öſtreichiſche Regierung hat in dieſer Gegend für den Chauſſeebau etwas in der Richtung von Norden nach Süden gethan, z. B. von Rumberg nach Böhmiſch Leipa, über die Gabelſche Brücke (neben dem Oywin) u. ſ. w. Nur führen dieſe Chauſſee-Strecken ſelten bis zur Grenze, weil der Wiener Hof, im Sinne ſeiner defenſiven Politik und Kriegskunſt, meint, auf dieſe Weiſe etwanige Invaſionen bedeutend zu erſchweren!

Bautzen, den 7. Auguſt 1828.

Die Vernachläßigung, welche ſich Friedrich II. in ſeiner Stellung bei Hochkirch in einer Zeit, wo ſo viel auf Stellungen ankam, zu Schulden kommen ließ, iſt nur aus ſeiner genauen Kenntniß von Daun's Charakter zu erklären. Auch iſt bekannt genug, daß ſich Daun nur durch Laudon's unternehmenden Geiſt fortreißen ließ. Dem ſei, wie ihm wolle: zu rechtfertigen iſt Friedrich II. wegen dieſer Sorgloſigkeit, in einer Zeit, wo Stellungen ſo entſcheidend waren, nicht. Doch wird jeder gern einräumen, daß jener große König den gemachten Fehler durch ſeltene, im Angeſicht eines ſiegenden Feindes entwickelte Geiſtesgegenwart und Entſchloſſenheit auf eine glänzende Weiſe ausglich. Dieſes merkwürdige Gefecht bei Hochkirch liefert einen in die Augen ſpringenden Beweis für den großen Nutzen, welcher aus der ſtrengen Disciplinirung der Truppen erwächſt.

Ohne dieſe ſtrenge Disciplin, ohne die außerordentliche Uebung ſeiner Truppen in der Elementartaktik hätte Friedrich II. nie ſeinen glänzenden Rückzug von Hochkirch nach Krekwitz ausführen können. Der

moralische Wille (es ist wahr) kann zwar in manchen Fällen Leistungen hervorbringen, die denen einer langen und mühsamen Angewöhnung gleich kommen. Da aber die Kraft des sittlichen Willens den Menschen so häufig fehlt, so wäre es thöricht, und würde von geringer Menschenkenntniß zeigen, wollte man practische Einrichtungen auf die Voraussetzung jenes höheren Princips gründen.

Zwei Eigenthümlichkeiten haben die brandenburgisch-preußischen Heere, seit sie europäische Wichtigkeit erlangt haben d. h. seit der Regierung des großen Kurfürsten, fast ohne Unterbrechung ausgezeichnet. Erstens, eine auf strenge Disciplin gegründete, seltene taktische Ausbildung der Truppen; zweitens jene freie Beweglichkeit der geistigen Elemente, welche es dem wahren Talente möglich macht, auf eigenes Verdienst gestützt, sich den Weg zu den höchsten Stellen zu bahnen. Wir dürfen wohl voraussetzen, daß diese beiden wichtigen Hebel des Ruhms und der Brauchbarkeit unserer Armee niemals geschmälert oder als unbedeutend betrachtet werden möchten. —

Die östreichischen Generale verdienen, wie es mir scheint, wegen des Angriffs bei Hochkirch nicht besonders gelobt zu werden; denn Friedrich stand so schlecht, daß sie ihn, bei gleicher Bravheit der Truppen und bei gleicher Einsicht der Anführer, auch bei Tage und ohne vorhergegangene Ueberraschung zum Rückzuge aus dieser Stellung hätten zwingen müssen.

Daher gereicht es Daun zur Schande, daß er aus Muthlosigkeit oder aus Mangel an Einsicht oder aus Unentschlossenheit, Laudon's Sieg nicht kräftig zur Vernichtung der Preußen benutzte, und daß er den geschlagenen Feind unbesiegt ließ.

Am 8. August 1828.

Wenn politische Rücksichten die Verbündeten nöthigten, 1813 sich hier bei Bautzen zu schlagen, wenn sage ich, hier geschlagen werden mußte: so fragt man sich, warum stellten die Allirten ihr Haupttreffen nicht an die so leicht und so wirksam zu vertheidigende Spree? Warum wurde von deren Vortruppen das linke Ufer dieses Flusses nicht besetzt und hartnäckig vertheidigt? Wäre das geschehen, so hätte die Reserve allerdings hinter dem Höhenzuge stehen müssen, deren Hauptpunkt die Spitzberge zwischen Krekwitz und Doberschütz bilden. Diese Stellung hätte überdieß vor der von den Allirten ein genommenen den Vorzug gehabt, daß sie weniger ausgedehnt, als diese war, ein Umstand, der bei der Schwäche der Allirten sehr berücksichtigt zu werden verdiente.

Warum aber Bautzen von den Verbündeten so schnell verlassen wurde, ist mir stets unerklärlich gewesen.

Ich würde Dir sehr dankbar sein, wenn Du mir darüber näheren Aufschluß zu geben vermöchtest.

Nachdem die Verbündeten das Gefecht bei Königswarthe verloren hatten, konnten sie bei Bautzen eine Schlacht nur mit Verlust liefern. Daher mußte meines Bedünkens die Schlacht nach jenem Treffen sofort abgebrochen werden. So aber verlängerte die vorgezogene Reserve die Schlachtlinie anstatt und ohne sie zu verstärken; und das Ganze sah sich den concentrischen Angriffen eines weit überlegenen Feindes ausgesetzt.

Man sieht mit blutendem Herzen, wie Blücher, York und Kleist und jeder ihrer Soldaten sich wie Helden schlugen, eigentlich um sich einen ehrenvollen Rückzug zu bahnen. Sonst preis't man schon mit Recht, wenn bei einem Rückzuge die verschiedenen Truppentheile sich gegenseitig mit Ordnung und Entschlossenheit unterstü-

tzen; fast beispiellos ist es aber, wenn sie sich, wie es bei Bautzen zum Theil geschah, ihre Rückzugslinie erobern müssen, und dennoch ordnungsmäßig und stets schlagfertig die Angriffe eines sieghaften Feindes zurückweisen. —

Man darf sich wundern, daß Napoleon den rechten und nicht den linken Flügel der Verbündeten umging. Denn der eigentliche Schlüssel zur Stellung derselben war der Höhenzug, der sich von Hochkirch gegen Strehla und Ober-Keyna hinzieht. Durch die Wegnahme dieser Position hätte sich Napoleon zum Herrn der Gegend zwischen Bautzen und Weißenberg gemacht. Auch kann man Napoleon in diesem Falle nicht mit Unkenntniß des Landes entschuldigen wollen, da er und seine Offiziere es kennen zu lernen genügend Gelegenheit gehabt hatten. Vielleicht ist aber Napoleon der Meinung gewesen, daß gerade jene Seite von den Verbündeten am stärksten besetzt gewesen sei; und daß die Waldungen in der Gegend von Königswarthe Ney's Marsch verdecken und begünstigen möchten. — Wenn schon Napoleon seinen Zweck, wie es mir scheint mit geringeren Opfern hätte erreichen können: so ist es ausgemacht, daß unter den gegebenen Verhältnissen Napoleon geschickt und Ney tapfer handelte.

Hätte der Kaiser die Spree bei Hainitz überschritten, so konnte er bei der Zersplitterung der Streitkräfte der Allirten den Höhenzug bis Hochkirch, vermuthlich ohne sehr starken Widerstand zu finden, nehmen. In dem Falle wäre es diesseits Weißenberg nicht mehr zur Schlacht gekommen. Machte aber Napoleon den Uebergang in der Gegend von Kirchschau und ging dann auf Löbau vor: so würde diese völlig strategische Umgehung die Verbündeten vermuthlich noch weiter zurückgeworfen haben, und zwar auf ein Terrain, das den Franzosen als Angreifenden viel günstiger gewesen wäre, als das bei Bautzen.

Die Verbündeten möchten wenigstens diesseit der Görlitzer Neisse schwerlich eine Stellung gefunden haben, welche der an der Spree an Vertheidigungsfähigkeit gleich kommt.

Die Spitzberge bei Krekwitz sind classischer Boden in der Kriegsgeschichte Preußens.

Ein Denkmal sollte hier den gefallenen und geretteten Helden zu Ehren errichtet werden. Merkwürdig genug erscheinen die Preußen auf den beiden einander benachbarten Schlachtfeldern geschlagen, und dennoch unbesiegt. Die beiden Rückzüge hierher stellen die Führer als Meister, ihre Truppen musterhaft in der Hingebung und Disciplin dar. Hier nahm Friedrich II. seine Stellung nach einer unglücklichen Schlacht; hier, wo die Enkel seiner Generation einen heldenmüthigen Rückzug musterhaft begonnen. Um wie viel größere Verschiedenheiten stellen sich noch dem Betrachtenden vor Augen z. B. 1758 hing das Schicksal des Tages von einer genommenen Stellung ab, 1813 entschied die Bewegung; 1758 kämpften etwa so viel Preußen, wie 1813 von beiden Seiten Kämpfer außer Gefecht gesetzt wurden u. s. w.

Dresden, den 10. August 1828.

Wenn ich Dich weniger genau kennte, als es wirklich der Fall ist: so würde ich glauben, Du habest deine frühere Ueberzeugung von dem vortheilhaften Einflusse, den wissenschaftliche Bildung der Offiziere auf die Ausübung der Kriegskunst äußert, aufgegeben. Ein solches Mißverstehen deiner Worte könnte indeß nur durch deren Doppelsinn hervorgerufen werden. Allerdings läßt sich das meiste Wissenschaftliche unmittelbar fast nie in irgend einem Geschäftskreise zur Anwen-

dung bringen. Wenige Offiziere werden sich im dem Laufe ihrer Dienstjahre in die Lage versetzt sehen, einen Calcul der höhern Mathematik bei ihren Dienstverrichtungen anzuwenden. Mit den uns in der Geschichte bekannt gewordenen Zahlen und Namen wird nie eine feindliche Patrouille aus dem Felde geschlagen werden. Der Vortheil, welcher durch ein gründliches und zweckmäßig geordnetes Studium irgend einer Art gewonnen wird, ist jedoch viel höherer Art: er bestehet in der Ausbildung des Urtheils, und in der daraus hervorgehenden Wegräumung angewöhnter Vorurtheile, und in der Schärfung des praktischen Blicks.

In sofern übt eine reelle wissenschaftliche Ausbildung, die sich von Oberflächlichkeit und Einseitigkeit gleichmäßig entfernt hält, sicherlich den heilsamsten Einfluß auf die Brauchbarkeit fürs Leben aus.

Die oft gehörte Einwendung, man sehe nur zu häufig Offiziere, deren Bestreben es sei, sich wissenschaftlich zu bilden, sich durch Unbrauchbarkeit im praktischen Dienste auszeichnen, beruht auf einem ganz sonderbaren Irrthum. Wo diese Behauptung ausgesprochen wird, schließt sie gewöhnlich stillschweigend die Behauptung in sich, daß die Unbrauchbaren sich nur auf die Seite derer befänden, welche sich bestreben, sich eine theoretische Bildung anzueignen.

Jeder weiß aber doch, daß sich der Schwächeren und Unbrauchbareren welche auf allen Bildungsstufen finden, und daß die praktische Brauchbarkeit durchaus nicht ausschließlich das Eigenthum der wissenschaftlichen Ignoranten ist. Ich gebe gern zu, daß viele Stümper ihre Stümperei auch darin kund thun, daß sie, nachdem es in der Praxis schlecht ging, auch auf dem Gebiete der Wissenschaftlichkeit sich in ihrer Halbheit zu zeigen nicht entblöden. Dafür sollte man aber die schuldlosen Wissenschaften nicht schmähen.

Selbst die Geschichte spricht für den Satz, daß die

Geistesbildung der praktischen Brauchbarkeit nicht nachtheilig sei.

Feldherrn ersten Ranges aller Zeiten waren zugleich, man darf sagen, Gelehrte. Ich nenne in der Beziehung nur die Namen Alexander M., Cäsar, Hannibal, Torstenssohn, der große Kurfürst, König Friedrich II. und selbst Napoleon.

Man darf uns an Blücher nicht erinnern, um durch dessen Beispiel die gegentheilige Behauptung zu unterstützen. Blücher hat, seit er als commandirender General auftrat, das Glück gehabt, Männer als Gehülfen an seiner Seite zu sehen, welche den höheren Theil der Feldherrnkunst zu handhaben, durch ihre seltene wissenschaftliche Bildung auf eine außerordentliche Weise befähigt waren. Blücher scheint daher in der That selten Gelegenheit gefunden zu haben, sein eigenes strategisches Talent zu zeigen. Er fällt deshalb hier aus der Reihe solcher historischen Beispiele aus.

Wir sind wohl darin einverstanden, daß das ideale Ziel jedes Offiziers die Vereinigung der praktischen und theoretischen Ausbildung im möglichst hohen Maaße sein sollte. Diese Aufgabe ist allerdings so schwer, daß ihre Riesenhaftigkeit bei weniger gutem Muthe niederschlagend sein mußte. Wenn schon wir uns sehr fern von diesem unseren Ziele sehen, so dürfen wir doch den Muth nicht sinken lassen, da wir aus Erfahrung wissen, daß die Aufgabe auch menschlichen Kräften lösbar ist.

Denn Du kennst mit mir mehrere Generale und hohe Offiziere in unserer Armee, welche mit der gründlichsten, ja mit einer gelehrten Bildung eine seltene Kenntniß der Details des Dienstes, so wie ein ungewöhnliches Geschick bei Handhabung der Truppen im Kriege und im Frieden dargethan haben und noch fortwährend zeigen.

Solchen Vorgesetzten nachzustreben ist Freude! —

Dresden, den 11. August 1828.

Man hat Rutowsky mit Recht getadelt, daß er 1745 in der Schlacht bei Kesselsdorf seinen linken Flügel von Kavallerie entblößt hatte. Hier fand nämlich die Reiterei Terrain zum Agiren; an diesem Orte würde sie zur gleicher Zeit die sächsische Infanterie gestützt haben, die, vor Kesselsdorf vorgeschoben, durch die Beschaffenheit des Bodens nicht mehr geschützt und gedeckt wurde.

Die ganze sächsische Reiterei wäre hier freilich unzweckmäßig aufgestellt gewesen, weil sie in ihren etwanigen Bewegungen nach anderen Theilen des Schlachtfeldes sowohl durch das Defilée, welches Kesselsdorf selbst bildet, als auch durch die steilen Gründe neben demselben nach Tharandt zu, gehindert gewesen wäre. Die große Masse der Reiterei gehörte daher allerdings dahin, wo Rutowsky sie aufgestellt hatte, — hinter die Mitte seiner Schlachtlinie. Aber einige Regimenter Kavallerie, selbst ein einziges, neben Kesselsdorf aufgestellt, würde den wichtigsten Einfluß auf das Schicksal dieses Tages auszuüben Gelegenheit gehabt haben. Hätte Rutowsky ein Kavallerie-Regiment bei der Hand gehabt, so würde er, nach dem verunglückten Angriffe der Preußen auf Kesselsdorf, diese nicht durch seine Infanterie haben verfolgen lassen; und somit wäre allen den üblen Folgen vorgebeugt gewesen, welche von dieser unheilvollen Maaßregel erzeugt wurden. So sehr bestraft es sich, wenn Offiziere versäumen, Truppen unter sich und mit der Eigenthümlichkeit des Bodens, auf welchem sie fechten, in Verbindung zu setzen.

Ueberdies scheint es, daß Rutowsky's Stellung, so starke Anlehnungspunkte sie auch hatte, dennoch sehr ungeschickt benutzt wurde, da sein linker Flügel vor den Defilées, welche von Kesselsdorf und den Gründen neben diesem Orte gebildet werden, stand.

Jener Flügel gehörte nach Kesselsdorf, und er hätte an die so eben genannten steilen Gründe angelehnt sein sollen. Um solche Mängel der Aufstellung erklärlich zu finden, darf man freilich nicht vergessen, daß 1745 die Linear-Taktik in der strengsten Form herrschte, und daß man damals wenig verstand, einen durchschnittenen Boden mit aufgelöst'en Linien und durch Schützen zu vertheidigen.

Aber das Benehmen der sächsischen und östreichischen Offiziere, welche die steilen Ufer vor Benrich durch Infanterie zu vertheidigen beabsichtigten, indem sie diese über Kartätschenschußweite hinter jene so leicht zu bewahrenden Gründe zurückgezogen, ist am besten gar nicht zu beurtheilen. Sie ließen die Preußen ruhig an den Gebirgswänden herauf klettern, wo diesen keine andere Gefahr drohete, als solche, welche aus der Steilheit und Höhe dieses Naturhindernisses entsprang. Darauf formirten sich die so unternehmenden Regimenter am Rande des Abhanges, und warfen ihre Feinde, welche ihnen zu ihren entschlossenen Unternehmungen Zeit genug gelassen, zurück und über den Haufen. —

Die Stellung bei Benrich wäre wohl von Kesselsdorf her u. s. w. zu umgehen; sie ist aber, wenn sie gut vertheidigt wird, von vorn nie zu nehmen.

Warum erwartete man Napoleons Rückkehr aus der Lausitz, wenn Dresden am 26. und 27. August 1813 genommen werden sollte? Einige Tage früher hätte man diesen wichtigen Elbplatz, da er damals so schwach besetzt war, wohl nehmen können. Wollte man jedoch Napoleon an der Elbe festhalten, um ihn am Abmarsche nach Schlesien zu hindern, war es dann wohl zweckmäßig und verantwortlich so große Opfer für diesen Zweck zu bringen, der mit viel geringern

erreicht werden konnte? Indeß zum Taktischen der Schlacht selbst: die Verbündeten bildeten eine etwa vier Stunden lange Angriffslinie. Auf dieser langen Linie waren die Truppenmassen nicht etwa auf einigen wenigen Puncten in großer Anzahl zu Hauptangriffen versammelt, während Scheinangriffe des Feindes Aufmerksamkeit anderwärts beschäftigen sollten; sondern der Verbündeten Kräfte scheinen so ziemlich gleichmäßig auf der ganzen Linie vertheilt gewesen zu sein.

So, trotz der ungemeinen Tapferkeit der Angriffe, führten sie dennoch nicht zu dem erwarteten Erfolge, weil die Zersplitterung der Massen die Kraft des Stoßes geschwächt hatte. So war Meßko in der That außerordentlich exponirt und schon der Disposition zufolge ein wahres enfant perdu.

Murat's Bewegung, um Meßko von der östreichischen Armee zu trennen, war kühn entworfen und glücklich ausgeführt. Aber dennoch trifft Meßko mit Recht Tadel. Warum ließ er sich von der französischen Reiterei festhalten? Warum griff er sie nicht an, um bis Priesnitz durchzudringen? Ein Corps von 10,000 Mann kann sich überall und stets durchschlagen, wofern es will.

In dem schwer zu nehmenden Bodenabschnitte bei Priesnitz wäre er vor den Angriffen der französischen Reiterei gesichert gewesen, und er hätte Zeit gewonnen, sich über Wilsdruf, oder auf einem andern Wege mit den Seinigen zu vereinigen, bevor die französische Infanterie heran kommen konnte.

Zu weit aus ihrer Stellung würden sich die Franzosen nicht heraus gewagt haben, aus Furcht am Ende selbst die Abgeschnittenen zu werden. —

Auf der Bastei in der sächsischen Schweiz, den 14. August 1828.

Die Begebenheiten, welche der Kapitulation bei Pirna (den 14. October 1756), genauer bei Ebenheit, vorhergingen, scheinen zu erweisen, daß es selbst genialen Köpfen schwerer fällt, sich von den Vorurtheilen ihrer Zeit los zu machen, als es spätern Geschlechtern glaublich erscheint. In der That, scheint es, hat sich Friedrich II. durch die damalige Scheu vor sogenannten guten Stellungen bestimmen lassen, eine sechswöchentliche Blokade auf einem ausgedehnten Terrain, das sich à cheval eines bedeutenden Stromes befindet, einem recht tüchtigen Angriffe vorzuziehen. Du würdest hiervon um so mehr überrascht sein, wenn Du mit mir sähest, daß der Boden zwischen Struppen und Pirna gegen entschiedene und kräftige Angriffe durchaus nicht haltbar ist. Die Sachsen aber konnten nichts Schlimmeres thun, als passiv ihr Schicksal erwarten, da sie auf diese Weise früher oder später von dem bösen Feinde der Armee, vom Hunger und Auflösung der Disciplin, erreicht werden mußten. Mit einem so bedeutenden Corps, als das sächsische, zumal anfänglich noch war, kann man sich überall, wenn auch mit großem Verluste, durchschlagen, wofern nur in den Truppen der feste Wille lebt, es zu thun. Hier hätten die Sachsen es auf dem linken Elbufer thun sollen, weil die preußischen Truppen dort am schwächsten waren und daselbst, wie es scheint, einen Durchbruch am wenigsten erwarteten. Die Sachsen, nachdem sie sich durchgeschlagen, hätten über Gieshübel oder Peterswalde Böhmen gewinnen müssen, um daselbst zur Verbindung mit Brown über die Elbe zu gehen, oder um in diesem Lande auf dem linken Ufer dieses Stromes zu bleiben.

Brown trifft der schmälige Vorwurf, durch Unent-

schlossenheit und Mangel an Thatkraft die verderblichen Folgen dieser Fehler über die Sachsen gebracht zu haben.

Wenn man hier auf der Bastei, einem der lieblichsten Puncte im nördlichen Deutschland, steht; hier, wo wir durch große Schönheiten und Reize der Natur zu innigen Gefühlen erweckt werden: so erschrickt man über die Wirkungen der Leidenschaften der Menschen, die sich durch keine Betrachtung abhalten lassen, jenen die blutigsten Folgen zu geben.

Davon ist das ganze schöne Land, das hier zu unsern Füßen ausgebreitet liegt, Zeuge. Nicht nur das Blutfeld von Ebenheit entwickelt sich ganz vor unsern Augen; fast an der nämlichen Stelle, wo die Sachsen an jenen für sie so unheilvollen Tagen den Uebergang über die Elbe machten, bewerkstelligte 1813 Vandamme den seinigen in entgegengesetzter Richtung am Fuße des Königsteins, um einige Tage später bei Kulm vernichtet zu werden.

Weiterhin sieht man die Schlachtfelder von Dresden, Kesselsdorf und Maxen. Die Gegenden von Bautzen, Freiberg und Nollendorf erscheinen ernst und lehrreich in der Ferne, und des Elbstroms Fluthen mahnen, als immerwährende Zeugen, an das in Deutschland und unter Deutschen vergossene Blut, jedes deutsche Herz zur Vaterlandsliebe, Entsagung und Eintracht! —

Leipzig, den 19. September 1829.

Das Leipziger Schlachtfeld von 1813 ist keineswegs durch Naturhindernisse ausgezeichnet. Die Unebenheiten, welche man hier vorfindet, sind unbedeutend zu

nennen. Dagegen gewähren die vielen Dörfer, welche aus steinernen Häusern bestehen, der Defensive große Vortheile. Daher besteht das Wesentliche der Riesenschlacht von 1813 nicht in meisterhaften oder festen Stellungen, sondern vielmehr in kühnen Manoeuvern und in persönlicher Tapferkeit bei den Kämpfen um Ortschaften. Diese Schlacht ist bereits so vielfach besprochen, die in ihr vorgefallenen Fehler und Leistungen sind so glänzend beleuchtet worden, daß es thöricht wäre, wollte ich Dich, lieber Freund, mit meinen Ansichten über den Gegenstand unterhalten. Nur einige Bemerkungen, welche anderwärts nicht so hervorgehoben sind, wie sie es zu verdienen scheinen, erlaube mir hier auszusprechen.

Die größten Terrain-Hindernisse in dieser ganzen Gegend hat man zu überwinden, wenn man über Liebertwolkwitz und Wachau gegen Leipzig vordringen will. Bei Markkleeburg und Propsthaida scheiterten daher auch in der That, dieser Schwierigkeiten des Bodens halber, viele brave Angriffe der Verbündeten. Probsthaida liegt besonders merkwürdig in dieser Hinsicht auf dem höchsten Puncte einer nach allen Seiten flach abfallenden Erhebung.

Der Sieg bei Möckern ist sehr glücklich durch ein Kavallerie-Regiment — die brandenburgischen Husaren unter Sohr — herbeigeführt und durch das schnelle Eingreifen anderer Kavallerie festgehalten worden. Es versteht sich, daß ich die großen Verdienste der Infanterie, welche in diesem Gefechte viel Tapferkeit und Geschicklichkeit entwickelte, nicht herabsetzen will. Aber die Schlacht bei Möckern liefert uns einen merkwürdigen Beleg für die Meinung, daß die Reiterei in unserer Zeit, wenn auch nicht berufen, die glänzenden Siege des großen Seidlitz zu wiederholen und Schlachten allein zu gewinnen, dennoch nützlich und rühmlich, wie damals, nur

in andern taktischen Formen und Combinationen, zu fechten Gelegenheit hat. —

Es ist lehrreich für die Beurtheilung der Geschichte der Kriegskunst, daß hier Schlachten aus dem 17. und aus dem 19. Jahrhundert, welche jedesmal bedeutend genug waren, um für Feldzüge entscheidend zu sein, daß solche Schlachten hier auf dem nämlichen Felde ausgefochten wurden. Ich habe hier, außer unserer großen Leipziger Schlacht von 1813, die beiden bei Breitenfeld in den Jahren 1631 und 1642 gelieferten im Sinne. In der ersten dieser letzteren beiden fochten etwa nur ein Sechstheil so viel Streiter gegen einander, als in der unsrigen; und in der einen, wie in der anderen dieser Schlachten des 17. Jahrhunderts begnügte man sich mit dem zehnten Theile des Raumes, auf welchem wir 1813 kämpften. Ein Blick auf diese Verhältnisse und auf die hier in einander liegenden Schlachtfelder geworfen, thut dar, daß unsere Soldaten nothwendig andere Eigenschaften besitzen müssen, als man im 17. Jahrhundert von ihnen erwartete.

Das Studium des Schlachtfeldes bei Lützen macht diese Bemerkung anschaulicher. Gustav Adolph stellte hier, in dem kleinen Raum zwischen der Kunststraße (welche damals noch südlicher gelegen war, als jetzt) und dem Floßgraben, den größten Theil seines Heeres auf, während ein Theil seines rechten Flügels rechts vom Floßgraben stand. Es erscheint, beiläufig bemerkt, sonderbar, daß sich Gustav Adolph à cheval des Floßgrabens aufstellte, zumal da dieser im 17. Jahrhunderte bedeutender war, als er jetzt ist. Ich vermuthe, der König wollte von hier eine Umgehung gegen den linken Flügel der Kaiserlichen vornehmen, die aber später — vielleicht wegen Pappenheims Ankunft und Gustav Adolph's darauf erfolgten Todes — unausgeführt blieb. Bernhard v. Weimar unternahm sie dagegen später auf dem entgegengesetzten Flügel bei Lützen.

Uebrigens ist Gustav Adolph dem Floßgraben näher gefallen, als das zu seinem Andenken aufgestellte Denkmal anzudeuten scheint. Ich folge hiebei um so mehr dem theatrum europaeum und einigen lehrreichen gleichzeitigen Kupferstichen und Holzschnitten, welche auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt werden, als sie in völliger Uebereinstimmung mit der Aussage des Herrn von Leubelfing, des Adjutanten und Unglücksgefährten jenes merkwürdigen Königs, sind.

Du weißt vielleicht nicht, daß uns diese merkwürdige Mittheilung Leubelfing's im vierten Theil von Murr's „Journal zur Kunstgeschichte" aufbewahrt ist.

Doch um auf meine Hauptgedanken zurückzukommen.

Die wichtigste Schlacht des dreißigjährigen Krieges wurde auf einem eine halbe Stunde langen Terrain ausgefochten, während wir uns 1813 bei Leipzig auf einer Landesstrecke von drei Meilen Länge schlugen.

Zu wie schwierigen Combinationen muß nothwendig ein Kampf führen, den des Feldherrn Auge nur zum geringen Theile zu übersehen vermag; den er größten Theils durch Berichte Anderer kennt. Wie viel mehr muß das strategische Element des Krieges bei diesen großen Operationen sich entwickeln; wie innig mußte, unter dem Einflusse solcher Umstände, Strategie mit der Taktik in Verbindnng treten.

Weißenfels, den 20. September 1829.

Der Paß von Kösen scheint für uns Deutsche nicht glückbringend zu sein. Durch Wegnahme dieses leicht zu vertheidigenden Ueberganges besiegte Napoleon 1806 die Preußen, noch bevor man sich bei Auerstädt und Jena geschlagen hatte. — 1813 schickte man während der Schlacht bei Leipzig kleine Abtheilungen deut-

scher Truppen dorthin, die wegen ihrer Schwäche den zurückziehenden Franzosen gefällig Platz zu machen gezwungen waren, wogegen sie diesen bei größerer Stärke den bedeutendsten Schaden hätten zufügen können.

Bei Beurtheilung der Schlachten von Jena und Auerstädt darf man, um unpartheiisch zu sein, nicht übersehen, daß der wellenförmige, zum Bergigen aufsteigende und oft bewaldete Boden dem Tirailleurgefecht sehr Vorschub leistet. Dieser Umstand wurde, wie bekannt, für das Schicksal jener Tage von größter Wichtigkeit, da diese Art zu fechten den Franzosen, die darin geübt waren, ein bedeutendes Uebergewicht über die preußischen Truppen, welche fast nur die Linearaktik verstanden, verlieh.

Im Gasthause zum Schwan hieselbst, in einem Vorzimmer, eine Treppe hoch, befindet sich ein Gemälde, welches übrigens ohne Kunstwerth ist, aber nicht uninteressante Beiträge zur Geschichte der Reit- und Fahrkunst liefert.

Das Bild stellt eine Falkenjagd aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dar. Fast alle Jäger sind zu Pferde; die Hauptgestelle sehr einfach und ohne Unterlegetrensen.

Ich darf Dir wohl hiebei bemerklich machen, daß der jetzt so allgemeine Gebrauch der Unterlegetrensen seit noch nicht gar langer Zeit eingeführt ist. Das früheste mir bekannt gewordene Beispiel von gleichzeitiger Zäumung auf Kandare und Unterlegetrense, ist ein Bildniß Gustav Adolph's aus den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts, welches auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt wird.

Auf unserem Bilde hieselbst, im Schwan zu Weissenfels, werden die Pferde vermittelst sehr kleiner deut-

scher Sättel geritten, welche aber auffallend weit vorgesatteit sind.

Auf eben dem Gemälde sieht man eine Caroſſe, die über zwei Pferdelängen lang ist. Dieſe unzweckmäßige Länge und der Umstand, daß der Wagenkaſten in Riemen und noch nicht in Federn hängt, bezeichnet genügend die Zeit, welcher das Gemälde angehört. Die Anſpannung ist jene, den früheren Jahrhunderten eigenthümliche, wo die Stangenpferde an einer unbeweglichen Bracke ziehen. Diejenigen Menſchen, welche dieſen Gegenſtänden, die für uns Militairs von großer Wichtigkeit ſind, keine Aufmerkſamkeit ſchenken, ahnden nicht, wie lange Zeit dazu gehörte, um durch blos empiriſche Verſuche ein zweckmäßiges Verfahren beim Reiten und Fahren zu entdecken. Ich vermuthe, daß es Krönke zuerſt gelang, eine befriedigende Theorie der Fahrkunſt aufzuſtellen.

Hanau, den 22. September 1829.

Die Straße von Erfurt auf Frankfurt ist als beſte Straße in dieſem Theile von Deutſchland in der Richtung von O. nach W. von großer Wichtigkeit; und das um ſo mehr, als der Durchmarſch durch das enge Kinzigthal, von Schlüchtern bis Gelnhauſen, mit wenigen Mitteln wirkſam zu verhindern ist.

Um ſo mehr muß man ſich daher wundern, daß Wrede Napoleon 1813 ungehindert jenes Defilée paſſiren und den letzteren in der Ebene von Hanau ſich vollſtändig entwickeln ließ. Die Schlacht bei Hanau ist übrigens nicht merkwürdig wegen künſtlicher Bewegungen, nicht wegen Heranziehung lange zurückgehaltener Maſſen, nicht etwa wegen geſchickter Abwechſelung zwiſchen Drohen und Schlagen; — wohl aber ist ſie lehrreich wegen des Gebrauchs ſtarker Maſſen, welche,

auf einen Punct geschoben, stets schleunige und starke Erfolge herbeiführen müssen. Napoleon besetzte hier einzelne Karten hoch, und machte so die Verbündeten, wegen der halben Maaßregeln, Bete.

Diese Schlacht beweist ferner, wie manche andere, z. B. die bei Culm im Jahre 1813, daß ein jedes Truppen-Corps von einer gewissen Stärke, sich durchschlagen kann, wenn es will. Man muß sich einem fliehenden Feinde nicht gerade entgegenstellen, und so dessen Kräfte durch Verzweiflung zu unserem Nachtheile verdoppeln. Wrede hätte das Kinzig-Thal unwegsam machen und die durchziehenden Colonnen zu allen Tageszeiten anfallen und verfolgen, ihnen den Weg nach Mainz aber stets frei lassen sollen.

Schrecken, Furcht und gänzliche Entkräftung hätte er auf diese Weise in die Reihen der Verwüster unseres deutschen Vaterlandes bringen können; und schwerlich hätte der Rhein geordnete Abtheilungen der Kaisergarde wiedergesehen!

Mainz, am 24. Sept. 1829.

Auch die Schlacht bei Höchst, am 10ten Juni 1622, lehrt, auf einem wie kleinen Raume man die Schlachten des 17ten Jahrhunderts lieferte. Daher richteten in jener Periode die übrigens sehr schlecht bedienten Geschütze in den dichtgestellten Haufen, auf den wenig Raum umfassenden Schlachtfeldern, gewaltigen Schaden an. Hier bei Höchst entschied eigentlich die Artillerie den Kampf zu Gunsten der Liguisten. Uebrigens war die Schlacht bei Höchst, wie die meisten des dreißigjährigen Krieges, Parallelschlacht. —

Es ist mitunter schwer zu glauben, wie langsam und verspätet die Menschen die einfachsten Erfindun-

gen und Einrichtungen machten. So wurden z. B. die Steigbügel bekanntlich erst mehrere Jahrhunderte nach Anfang unserer Aera eingeführt. Man darf den Mangel dieser Vorrichtung nicht etwa einer größeren Reitfertigkeit der Völker des classischen Alterthums zuschreiben. Denn wir wissen im Gegentheil, daß die römischen Reiter in Gefechten oftmals von den Pferden herabfielen, und dadurch außer Thätigkeit gesetzt wurden, weil sie jene in der Schnelligkeit nicht wieder zu besteigen vermochten. Es ist ferner bekannt, daß die Gracchen auch deshalb vom Volke belobt wurden, weil sie dafür sorgten, daß die Seiten der Landstraßen vielfach mit Steinen besetzt wurden, welche das Besteigen der Pferde möglich machten oder erleichterten. Auch klagen Hippokrates und Galen über Geschwüste und verwandte Krankheiten an der inneren Seite der Schenkel und Waden der Reiter, denen diese im Alterthum oftmals unterworfen waren, weil bei dem fortgesetzten Reiten ohne Bügel jene Muskelparthien einer außerordentlichen Anspannung ausgesetzt sind. Dessenungeachtet findet man die früheſten Spuren der Steigbügel erst unter den Byzantinern. In dem Mainzer Bibliothek-Gebäude werden römische Grabmähler aufbewahrt, welche auf dem classischen Boden bei Zahlbach gefunden sind. Unter ihnen befinden sich auch mehrere mit Reliefs, welche Reiter darstellen, die noch ohne Bügel reiten. Sie sind auf Sätteln oder vielmehr Polstern sitzend dargestellt, welche durch Vorder- und Hinterzeug in ihrer Lage erhalten werden, an denen man zum Theil reiche Verzierungen deutlich wahrnimmt. In Betreff des hier berührten Gegenstandes sind diejenigen in der Bibliothek aufbewahrten Grabsteine der meisten Beachtung werth, welche mit folgenden Ueberschriften bezeichnet sind: Cohors VI, Thracum. — Ala Noricorum Claudiana — Cohors I, Asturum — Ala II, Flaviae. —

Bonn, den 2. Octb. 1829.

Sehr häufig findet man am Mittelrhein die Pferde und Ochsen ohne Bracken angespannt. Die Ketten oder Stränge, vermittelst welcher die Zugthiere das Fuhrwerk nachziehen, sind dann vor der Brust oder am Kopfe derselben befestigt. Diese Bemerkung ist nicht ohne Interesse, da Du weißt, daß sämmtliche Zugthiere an Kriegs-Fahrzeugen bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts auf diese Weise angeschirrt wurden. In dieser Gegend finden wir also noch den Grund-Typus jener Bespannungsweise, welche zur Schwerfälligkeit der Heere des Mittelalters und der zunächst darauf folgenden Jahrhunderte so viel beitrug. Es ist aber um so interessanter diese Form hier noch in ihrer lebenden Anwendung zu finden, da sie übrigens aus Deutschland, vielleicht aus dem größten Theile von Europa, verschwunden ist.

Trier, den 7. Oct. 1829.

Neben den großen Römerwerken dieser Stadt und Gegend verdient die auf Napoleons Befehl erbaute Pallien-Brücke eine besondere Beachtung. Ohne ein Riesenwerk zu sein, ist sie ein kühnes und schönes Gebäude, welches zwei steile Abhänge verbindet. Der Zugang zu dieser Brücke ist von den französischen Ingenieurs durch Thon-Schiefer-Felsen tief eingesprengt worden. Hier findet man den schönsten Claude-Lorrain, wenn man von der im Grunde liegenden Gypsmühle unter dem weit gespannten Bogen der Brücke durch nach dem Moselthale hin sieht. Man erblickt in der Nähe das Dorf Pallien, von herrlichem Baumschlage umgeben und eingefaßt; zwischen den Häusern und breitästigen Bäumen zeigt sich die Mosel, durch Wiesengründe dahinfließend und Schiffe mit weißen

Segeln tragend. Der Hintergrund des ganzen Bildes wird durch Hügel geschlossen, und über den Vordergrund desselben, ganz in der Nähe des Beschauers, breitet sich der feste und bequeme Bogen der Pallienbrücke aus, der von Thieren und Menschen, welche die große Landstraße entlang ziehen, vielfach belebt wird. Alles lebt und grünt hier fern und nahe. Die gemalten Claude Lorrains, Ruysdales und Hackerts erscheinen als kleinliche Versuche gegen solche Leistungen der Natur. Und dennoch übersehen die Menschen in ihrer dürftigen Einseitigkeit so häufig das Urbild, die Natur, um sich in anspruchsvoller Anbeterei der Nachbildungen hören und sehen zu lassen! —

Saarlouis, den 8. October 1829.

Die eigene Ansicht des Mosel- und Saarlandes macht es erklärlich, weshalb die Kriegsführung in diesen Gegenden stets besonderen Schwierigkeiten unterworfen war.

Man findet hier fast keine Ebenen, sondern einen stets steigenden und fallenden Boden; ein Berg oder Hügel hängt sich an den andern; Berg und Thal werden hier oft von fließenden Gewässern durchströmt, welche zwar nur Bäche sind, plötzlich aber, nach einem Regenguß, zu überschwemmende Strömen anwachsen und sodann jede für militairische Bewegungen entworfene Combination, jeden Calcul zu nichte machen. Da diese Gebirge aus Thonschiefer und rothem Sandsteine bestehen, so wird ihre Oberfläche aus einer rothen Thonerde gebildet, in welcher bei nassem Wetter die Wege überall grundlos sind. Es läßt sich kaum begreifen, wie an der Mosel und Saar, vor Anlegung der jetzigen Chausseen, große Armeen sich haben bewegen können.

Kaiserslautern, den 9. October 1829.

In dieser Gegend bedient man sich vierrädriger Wagen für ökonomische Zwecke, deren Vordergestell, in nicht vollständiger Absonderung vom Langwagen, gewendet wird. Die Deichsel hat nach hinten zwei Arme, welche an einem Querbalken befestigt sind, der unmittelbar auf der Axe und unter dem Wagenkasten liegt. Für den Fall der Wendung gewährt diese Construction dem Vorderwagen einen sehr geringen Spielraum. In der That werden diese Fuhrwerke auch nur auf Chausseen zum Gerodeausfahren benutzt.

In den Abbildungen des 16. und 17. Jahrhunderts, z. B. in denen, welche dem Theatrum europaeum beigegeben sind, findet man häufig genug Kriegsfuhrwerke von dieser Construction. Die größere Langsamkeit der Märsche in damaliger Zeit muß allerdings aus der mangelhaften Organisation des Fuhrwesens zum Theil erklärt werden.

Der Herzog von Braunschweig nahm bekanntlich im November 1793 eine Stellung vor Kaiserslautern, um die von Homburg und Landstuhl her vorrükkenden Franzosen abzuhalten.

Mich dünkt, er würde die Erreichung seines Zwecks mit größerer Wahrscheinlichkeit haben erwarten dürfen, wenn er sich in den nördlichsten Theil der Vogesen zurückgezogen hätte. Er wäre dort seinen Subsistenzmitteln ziemlich nahe gewesen und hätte seine Basis, wären die Franzosen ihm gefolgt, durch Bewegung und Angriff gedeckt. In dem zur Offensive günstigen Augenblicke hätte er von da wieder in das freiere Land vordringen können.

Anstatt dessen verschanzte sich der Herzog à cheval der Chaussee, die er vertheidigen wollte, den linken Flügel auf dem Galgen- und den rechten auf dem Kaiserberge.

Die Deutschen hofften, daß die Franzosen sie gerade an dieser Stelle angreifen würden. Diese Erscheinung erinnert etwas an die deutsche Kriegsordnung des 17. Jahrhunderts, während sich die französischen Offiziere bereits die größere Gewandheit des 19. Jahrhunderts angeeignet hätten. Sie umgingen die in der Front schwer zu erobernde Stellung des Herzogs von Braunschweig, so daß dieser bald seinen rechten Flügel über Moorlautern bis Otterberg auszudehnen veranlaßt war. Man kann den Scharfblick nicht verkennen, der die Franzosen leitete, indem sie ihren Angriff gerade von dieser Seite her ausführten. Denn von Moorlautern neigt sich im Ganzen die Bergebene gegen Kaiserslautern. Aber alle aus den Einleitungen zur Schlacht entsprungenen Vortheile zu benutzen, schienen die Französischen Truppen jener Zeit moralisch viel zu schwach. Denn als es zum wirklichen Kampfe kam, der zuletzt jede kriegerische Unternehmung zur Entscheidung bringt, vermochten die Franzosen der Tapferkeit der Deutschen nicht zu widerstehn. So wurde die Schlacht bei Kaiserslautern, was bei deren Einleitung nicht zu erwarten war, für die Franzosen verloren.

Diese Schlacht liefert übrigens mehrere Beiträge zu der Lehre von der Wichtigkeit partieller Kavallerie-Angriffe für den Gang einer großen Schlacht. Sicherlich sind diejenigen eben so im Irrthume, welche der Kavallerie allen Werth in unserer Zeit absprechen, als die, welche glauben, man müsse heut noch auf eben die Art Schlachten gewinnen, wie der Kriegsheld Seydlitz bei Roßbach und Zorndorf. Die innigere Verbindung aller Waffen, welche ein Erzeugniß unserer Tage ist, hat den Sieg im Allgemeinen von dem Ineinandergreifen derselben abhängig gemacht. Daher dünkt mich, daß der Kavallerie-Offizier, wenn schon er die Hoffnung hegen darf, daß seine Waffe zuweilen sehr große, entscheidende Schläge, für sich und auf eigne Rechnung,

ausführen wird, doch besonders die Momente des Zusammenwirkens mit den übrigen Waffen kennen zu lernen und zu ergreifen hat. Aus eben dem Grunde ist auch die Bestimmung einer Divisions-Kavallerie, — wenn schon ein ächtes Kavallerieherz sich selbige nie herbeiwünschen wird, — dennoch äußerst wichtig und ehrenvoll.

Landshut, a. d. Isar, den 18. October 1829.

Heute habe ich classischen Boden durchlaufen. Die geschickteste Waffenthat, welche Davoust jemals ausgeführt hat, scheint mir der Marsch aus der Gegend von Regensburg über Abbach nach Ingolstadt, den er machte, um sich mit Napoleon in Verbindung zu setzen. Die Hügel und Wälder, welche Davoust während jenes Marsches von einem sehr kleinen Theile seines Korps in der Gegend von Puch, Rohr u. s. w. vertheidigen ließ, sind in der That nicht bedeutend genug, daß die Oestreicher sich hätten durch diesen Umstand irre führen lassen dürfen. Hätten die Oestreicher hier fest zugefaßt, so würde dem ganzen Feldzuge eine andere Wendung gegeben worden sein.

Das Land zwischen Landshut und Eckmühl ist durchschnitten, sanfthügelig und vielfach bewaldet, also einem sich zurückziehenden Heere günstig. Noch günstiger aber war den Oestreichern die Stellung, welche der Erzherzog bei Eckmühl selbst gewählt hatte. Vor diesem Orte finden sich Niederungen und sumpfige Wiesen, welche sich westlich bis über Schierling hin verbreiten und auch östlich über Eckmühl hinaus ausdehnen. Der Laberbach bildet diesen Terrainabschnitt und macht die Stellung fest. Eckmühl und Schierling bestehen aus großen steinernen, zur Vertheidigung sich eignenden Gebäuden. Der Damm, welcher bei Eckmühl durch den vor der Position liegenden Sumpf führt, ist

schmal, und sowohl leicht zu durchstechen, als zu vertheidigen. Den Uebergang bei Schierling (denn vermuthlich ist dort einer) habe ich nicht untersuchen können. Hinter der von der Laber durchflossenen Sumpfniederung, welche die Front des Erzherzoges deckte, ziehet sich ein dominirender Erdzug hin, der stets mit dem Sumpfe parallel läuft, und während der Schlacht von den Oestreichern besetzt war. Davoust, dem Helden des Feldzuges von 1809, gebührt der Ruhm, die Oestreicher in dieser überaus günstigen Stellung überwunden zu haben. Vollständig und in seinen Folgen für die Oestreicher sehr gefährlich wurde indeß dieser Sieg erst, nachdem der französischen Reiterei der Durchgang durch den Laberbach unterhalb Eckmühl gelang, wodurch die östreichische Stellung in ihrer linken Flanke umgangen wurde. Als diese Reiterei bei Egloffsheim auf die östreichische stieß, hätte die letztere dem Angriffe des überlegenen Feindes ausweichen, oder ihn mit vereinter Kraft anfallen sollen. Halbe Maaßregeln, indem man einzelne Regimenter gegen die großen und tiefen französischen Massen vorschickte, führten hier, wie überall, zum Verderben.

Als die östereichische Armee am 23. April bei Regensburg über die Donau ging, konnte auf der weiten Ebene südlich dieser Stadt Reiterei sie allein vom Untergange retten. Die östreichischen Reiter schlugen sich hier wie Helden; sie hielten sich gegen die Uebermacht der Franzosen vornämlich durch Echellon- und Flankenangriffe, vermittelst welcher die nebeneinander aufgestellten Regimenter sich gegenseitig rechtzeitig unterstützten. Man darf den französischen Kavallerie-Generalen vorwerfen, daß sie nicht verstanden, hier einen größeren Nutzen aus der Mehrzahl ihrer Streitkräfte

zu ziehen. Mit Unrecht hat man sie dagegen getadelt, daß sie Weichs, unterhalb Regensburg, den zweiten Uebergangspunkt der Oestreicher, während des Gefechts nicht bemerkten. Denn Weichs und die Donauinsel vor diesem Orte, welche die Oestreicher beim Schlagen ihrer Brücke benutzt hatten, liegen so tief, daß diese Gegenstände, selbst wenn man schon Ober-Traubling und Waintening hinter sich hat, wegen einiger, an sich sehr unbedeutender Ravins, nicht sehen kann. Von Köffering und Nieder-Traubling aus ist von jenen Puncten durchaus nichts wahr zu nehmen; davon habe ich mich an Ort und Stelle überzeugt. Ueberdieß sahen die Franzosen nur den Rückzug der Oestreicher nach dem Abbacher Thore. Sie dehnten sich daher natürlich stets links aus, um die Oestreicher von ihrem einzig sichtbaren Rückzugspunete abzudrängen. Hätten die Franzosen die Brücke bei Weichs schon während des Gefechts bemerkt, so wäre sie leicht zerstört gewesen. Die Oestreicher, hier in der Minderzahl, schlugen sich wie Helden, und die Geschichte zeigt uns wenige so glänzende Beispiele, wie dieses vom Muthe, der Geschicklichkeit und der Ueberlegenheit deutscher Reiterei. Ruhm sei den Tapfern, die hier kämpften! —

München, den 2. November 1829.

Die baiersche Armee, zumal die Infanterie, ist durch die neuesten, für sie geltenden Einrichtungen eigentlich auf Cadres reducirt, bei welchen nur so viele Leute im Dienste behalten werden, als nöthig ist, damit das Kriegshandwerk nicht ganz verlernt werde. Es sollen sich sogar weniger Leute bei den Fahnen befinden, als die Bundesmatrikel vorschreibt; alles Uebrige ist beurlaubt und nur in den Listen.

Den Regimentern ist ihre Oekonomie völlig übergeben. Für das Geld, welches ihnen die Staatskasse

zahlt, verschaffen sie sich ihre Bedürfnisse, entweder durch Lieferung vom Mindestfodernden, oder durch eigene Arbeiter. Die Regiments-Oekonomie-Kommissionen untersuchen die Dichtigkeit des Gewebes der ihnen gelieferten Tücher vermittelst einer eigenthümlichen Vorrichtung. In zwei perpendiculairen, etwa drei Fuß von einander entfernten Ständern ist eine Walze in der Art eingelassen, daß sie durch einen Griff, der sich außerhalb des einen Ständers befindet, in Bewegung gesetzt wird. Das eine Ende des zu untersuchenden Stücks Tuch wird an der Walze befestigt. Diese ist inzwischen zur allmäligen Aufrollung durch einen Menschen, der eine kleine Treppe oder einen Stuhl neben dem Ständer, um den Griff der Walze erreichen zu können, bestiegen hat, in Bewegung gesetzt. Die Walze muß nämlich so hoch angebracht sein, damit gleichzeitig ein größerer Theil des Tuches übersehen werden kann. Nun ist die ganze Maschine in der Art aufgestellt, daß sie sich zwischen dem in das Zimmer einfallenden Lichte, z. B. vor einem hohen Fenster, und dem Beschauer des Tuches befindet. Da nun das Tuch nach Maßgabe der Dichtigkeit seines Gewebes mehr oder weniger Licht durchfallen läßt, so ist diese, so wie die Menge des eingewebten Materials ohne Schwierigkeit wahr zu nehmen.

Die Gemeinen werden durchaus, die Subalternen-Offiziere verhältnißmäßig besser; dagegen die Stabs- und General-Offiziere, in Verhältniß zu den landesüblichen Preisen, geringer besoldet, als die der preußischen Armee.

Die baiersche Kavallerie, zumal aber die Kuirassiere, sind wohl etwas zu schwer beritten. Ihre Pferde scheinen mehr Fleisch, als Kraft zu haben; die Vorderhand ist bei ihnen überladen. Hierin mag auch der Grund liegen, weshalb ich in den Königlichen Manegen zu München und in denen der hiesigen Kavallerie mehr auf den Blättern reiten sah, als man es anders-

wärts in Deutschland zu finden gewohnt ist. Man hat nämlich den Schlag der baierschen Landpferde durch Ankauf normännischer, großer Hengste für die Landgestüte sehr schwer gemacht. Hiemit ist den Landbauern und den Frachtfuhrleuten unstreitig ein größerer Dienst erwiesen, als den Kavallerieregimentern, die im Lande sich zu remontiren angewiesen werden. Wie wenig diese colossalen Thiere zu Reitpferden geboren sind, ist sehr in die Augen springend, wenn man sie mit den benachbarten würtenbergischen Pferden vergleicht. Diese sind von jener kräftigen, mittleren Größe, die zur Ertragung von Strapatzen am geeignetsten macht. Dabei sind die würtembergischen Pferde gewandt und muskulös. Der König von Würtemberg, der selbst Pferde liebt und zu beurtheilen versteht, hat viele und vortreffliche ungarische und siebenbürgische Hengste, von denen ich eine Auswahl der schönsten in den Marställen zu Stuttgardt aufgestellt fand, in sein Land gezogen. Dieses edle Blut gedeiht trefflich auf den Gebirgsgestüten der rauhen Alp, von denen das bei Eßlingen äußerst merkwürdig sein soll. Leider konnte ich es nicht sehen.

Für uns Preußen ist es eine Merkwürdigkeit, daß die baierschen Kuirassiere, dem französischen Principe folgend, immer noch im Trabe attaquiren und den Angriff durch schnellere Gangarten zu verstärken verschmähen.

Die baiersche Infanterie scheint auf die möglich kürzeste Dienstzeit beschränkt zu sein. In der Regel pflegt man die Rekruten nach achtwöchentlicher Dienstzeit als ausexercirt zu betrachten. Viele derselben werden dann schon wieder entlassen.

Eine große Anzahl der Infanteristen dient als Schützen. Diese sind in der gesammten Infanterie vertheilt und haben den Rang über den Gemeinen. Viele von ihnen führen gezogene Röhre, und sämmtliche zu-

gleich kleine hölzerne Pfeifen, nach Art gewöhnlicher Jagdpfeifen. Diese sind an einer grünen Schnur am Halse dieser Soldaten befestigt. Diese Pfeifen werden zum Signalisiren benutzt, wenn die Infanterie in aufgelöster Ordnung in durchschnittenem Terrain, des Nachts, bei Nebelwetter; — mit einem Worte überall, wo das Gesicht aufhört, agirt. Es ist wohl zu bemerken, daß die große Masse der Infanteristen mit dergleichen Pfeifen nicht versehen ist, weil das, wie die Offiziere der Waffe mir sagten, zu einem vielfachen, verwirrenden Signalisiren führen würde. Eben diese Offiziere haben mir zugleich versichert, daß übrigens die ganze Einrichtung, von der ich Dir hier schreibe, sich als sehr zweckmäßig bereits in mehreren Feldzügen bewährt habe.

In der baierschen Armee scheint der Grundsatz zu gelten, daß man die Leute, welche über die vorgeschriebene Zeit hinaus dienen, so viel als möglich beschäftigen müsse, damit nicht Erschlaffung und Rückschritte eintreten. Daher fand ich die länger dienenden Infanteristen in- und außerhalb ihrer weitläuftigen und wohl eingerichteten Kasernen sehr fleißig mit Voltigiren, Rappiren und Bajonetfechten beschäftigt. Die Kavalleristen derselben Kategorie übt man jetzt in ähnlicher Art und im Reiten.

Vortrefflich ist der Grundsatz, daß man dem Soldaten alle die Kleidungsstücke wirklich giebt, welche ihm vorschriftsmäßig zukommen. Daher ist auch jeder mit den Montirungsstücken bekleidet, deren Tragezeit gerade statt hat; auf den Montirungskammern fand ich nur Bekleidungsgegenstände von Beurlaubten, Kranken u. s. w.

Ueber die gegenwärtige Organisation des baierschen Heeres ist bis jetzt kein Werk im Buchhandel erschienen. Man erwartet jedoch, daß vor Ablauf eines Jahres ein solches officiel bekannt gemacht werden wird.

Dagegen giebt der Militair-Almanach von Fromm, (Ulm, in der Stettinschen Buchhandlung) Aufschluß über die Verfassung der würtembergischen Armee.

München, den 5. November 1829.

Du verlangst, lieber Freund, ich soll Dir über die hiesige Kadettenanstalt schreiben. Fast scheint das überflüßig, da Du mehrere Anstalten der Art in verschiedenen deutschen Ländern gesehen hast; denn alle sind einander sehr ähnlich. Das ist natürlich, weil sämmtliche auf gleichen Grundlagen bauen. Ueberall nämlich, wo Kadetten erzogen werden, hat man Kinder in einem Alter, wo Einsicht und Ueberzeugung in ihnen noch nicht entwickelt waren, veranlaßt, sich dem Soldatenstande zu widmen. Jeder Knabe, der einseitig für einen bestimmten Stand gebildet wird, bevor er sich die allgemeinere, menschliche Bildung hat aneignen können, wird sich dem Einflusse einseitiger Standes-Vorurtheile, denen wir ja schon an sich so leicht und so oft erliegen, nicht zu entziehen vermögen. Dieser Umstand wird in allen Kadetten-Anstalten stets große Hindernisse erzeugen, zumal in didaktischer Hinsicht. In moralischer Rücksicht wirkt dagegen der Umstand vielleicht noch nachtheiliger, daß der für die Entwickelung kindlicher Gemüther so wohlthätige Einfluß des Familienlebens den Zöglingen fern bleibt. Das ermahnende Wort des Vaters, die vorsehende Liebe der Mutter schützt den Knaben der Erziehungsfabrik nicht vor Fehltritten. Die große Gemeinschaft, in der er lebt, macht allgemein polizeiliche Anordnungen nöthig die der Zögling, der weder blinden Glauben, noch vernünftige Einsicht zu denselben bringt, mit Widerwillen erträgt. Anstatt der Liebe bemächtigt sich auf diese Weise das Gefühl der Gehässigkeit und der Engherzigkeit des jugendlichen Gemüthes. Ich glaube nicht zu viel zu behaup-

ten, wenn ich sage, daß die deutschen Kadettenanstalten mehr oder weniger an dergleichen Mängeln leiden. Ich zweifle sogar nicht, daß man über ausländische Aehnliches aussprechen darf, insofern anderweitige Grundursachen und veränderte Nationalbedürfnisse nicht Verschiedenheit erzeugen.

Erlaß es mir, Dir über die Details des Münchner Kadettenkorps zu schreiben. Es sei genug, wenn ich Dir mittheile, daß man hier den Grundsatz festgestellt hat und zur Ausübung zu bringen sucht, daß der Zögling keinen Augenblick unbeobachtet bleiben darf, um ihn vor Vergehen zu bewahren! Wie kann auf Entwickelung von männlicher Einsicht und fester Selbstständigkeit gerechnet werden, wo die Kadetten in der That zu keiner Zeit ohne strenge Aufsicht bleiben, weder beim Spielen, noch beim Essen, noch beim Schlafen, noch irgend wo. Und dabei werden sie zur Vereinfachung der Aufsicht stets in möglichst großen Haufen beisammen gehalten. Ich breche gern hievon ab, und will nur eine Bemerkung über einen Unterrichtsgegenstand hinzufügen.

Für den kalligraphischen Unterricht hat der Schreiblehrer Kette eine ganz neue Methode erfunden und mit gutem Erfolge eingeführt. Dieser Lehrer giebt nämlich seinen Schülern keine geschriebenen Vorschriften, sondern trägt dieselben mit Kreide oder weißer Farbe auf gewöhnliche große, schwarze Wandtafeln. Diese Vorzeichnungen der Buchstaben sind so groß und deutlich, daß sie im ganzen Schulzimmer überall vollkommen gesehen und gelesen werden können. Zugleich leitet Herr Kette seine Zöglinge an, die Buchstaben in ihren Grundformen als aus mathematischen Figuren entstanden zu betrachten, und sie sich ebenso nach festen Regeln selbst zu bilden. Herr Kette beabsichtigt, bei dieser an sich mechanischen Beschäftigung zugleich das Denkvermögen und die Aufmerksamkeit der Zöglinge zu üben.

Man versicherte mir in der Kadettenanstalt zu München, daß dieses seit mehreren Jahren dort eingeführte Verfahren mit dem besten Erfolge gekrönt sei, und daß Herr Kette dasselbe dem größeren Publikum öffentlich bekannt zu machen beabsichtige.

Singen, bei Schaffhausen, den 6. November 1829.

Wenn eine Armee vom Oberrhein her gegen das südliche Deutschland vorzurücken unternimmt, so stößt sie auf sehr bedeutende Terrainhindernisse eigentlich nur im Schwarzwalde und in der rauhen Alp. Hat Deutschlands Feind diese Gebirge hinter sich, so hat er bis zum östlichen Baiern keine sehr große Schwierigkeiten des Bodens zu überwinden. Dennoch möchte das rauhe Klima der baierschen Hochebene — denn allerdings ist es hier bemerkbar strenger, als in den norddeutschen Tiefländern — zur ungünstigen Jahreszeit auf den Gesundheitszustand einer hier operirenden Armee sehr nachtheilig wirken. Uebrigens werden dergleichen Unternehmungen von den vielen, gut unterhaltenen Kunststraßen, welche das südliche Deutschland vielfach durchschneiden, sehr erleichtert.

Zürich, den 8. November 1829.

Es ist fast unbegreiflich, daß die Oestreicher, bei den Bewegungen, welche der Schlacht von Zürich, am 4 — 6 Juni 1799, vorhergingen, ihre Vorposten zwischen dem Züricher Berge und dem Albis stehen ließen. Da diese Vorposten hinter den Bergen standen, so konnten sie natürlich nicht um sich sehen; Massena hatte demnach Gelegenheit, den Erzherzog unbemerkt zu umgehen. Diese Bewegung, welche ungehindert ausgeführt wurde, verschaffte den Franzosen den Besitz von Zürich. Der Muth der östreichischen Truppen, der die

von ihren Befehlshabern begangenen Fehler gut machte, führte bekanntlich das Gefecht am 4. Juni sogar zu solchem Ende, daß Massena, die ferneren Angriffe seiner unerschütterlichen Feinde fürchtend, unter dem Schutze der Dunkelheit und mit großem Verluste an zurückgelassenen Geschützen, den Zürcher Berg fast fliehend verließ, um sich in die festere Stellung auf dem Uetly und dem Albis zu setzen.

Vor der sogenannten zweiten Schlacht bei Zürich (den 25. September 1799) hatte sich Korsakow eingebildet, er könne eine lange Flußstrecke mit zersplitterten, schwachen Abtheilungen gegen den Uebergang eines unternehmenden Feindes schützen. In Folge dessen wurden die Russen durch Massena und Mortier von Baden bis Schärnis und Rapperschwyl überall umgangen und durchbrochen. Selbst nachdem diese Bewegungen ausgeführt waren, blieb Korsakow sogar noch in Zurich; zwar nicht unerschüttert, doch unbeweglich. Er ließ sich in dieser Stadt unbegreiflicherweise von allen Seiten einschließen und mit Uebermacht angreifen, nachdem zuvor die einzelnen, zerstreuten Korps der Russen geschlagen, vertrieben und aufgelöst waren. Zuletzt wurden die Russen in Zürich nach tapferer Gegenwehr durch die Uebermacht ihrer Feinde erdrückt und aufgerieben.

Die Meinung der Zürcher, welche Augenzeugen dieser Scenen gewesen und namentlich Korsakow damals zu sehen und zu sprechen Gelegenheit gehabt hatten, läuft darauf hinaus, daß dieser General als Opfer seiner eigenen, dünkelhaften Beschränkheit gefallen sei. —

Payerne, im Waatlande, den 10. November 1829.

In der Schlacht bei Murten, am 22. Juni 1476, ließ sich Carl der Kühne von den Eidgenossen umgehen, während er Murten belagerte. Bei unseren henti-

gen Ansichten von der Kriegesführung erscheint es unverzeihlich, daß der Herzog von Burgund sich fast von allen Seiten zugleich angreifen ließ, ohne seinem Feinde entgegen zu gehen und dessen Unternehmung durch kühne, schnelle Bewegungen zu lähmen.

Um dergleichen Begebenheiten sachgemäß zu beurtheilen, darf man jedoch nie die Zeit und die Umstände, unter denen sie vorgingen, unerwogen lassen. So durfte im 15. Jahrhundert ein Feldherr, der tüchtig verschanzt war, wie Herzog Carl vor Murten, sich mit Recht für unangreifbar halten. Doch stat sua cuique dies! —

Im Stadthause zu Murten findet man einen Plan dieser Schlacht. Die Manier läßt jedoch vermuthen, daß er erst im 17. Jahrhundert entstanden sei. In eben diesem Gebäude zeigt man auch verschiedene Waffen, welche 1476 erobert sein sollen, wogegen indeß mancher Zweifel zu erheben sein dürfte. Außer einigen, mit Luntenschlössern versehenen Musketen, verdienen hier fünf Geschütze bemerkt zu werden. Sie haben Kammern, ein etwas kleineres Kaliber als unsere zehnpfündigen Haubitzen, sind kürzer als diese, in der Form im Allgemeinen nicht von einander verschieden und ruhen nicht auf Blöcken, sondern auf Affuiten. Diese Geschütze sind sämmtlich eisern, zusammengeschmiedet, und ihre Röhre werden durch eiserne Ringe zusammengehalten. Unbezweifelt gehören dieselben zu denjenigen leichten Haubitzen, deren schon sehr frühzeitig durch deutsche, französische und niederländische Schriftsteller Erwähnung geschieht.

Genf, den 18. December 1829.

Du weichst von unserer ursprünglichen Verabredung ab und verlangst, ich soll Dir neben dem Militairischen auch über andere Gegenstände, welche mir wichtig erscheinen, berichten. Ich thue es gern, so gut

ich kann, und will, um Dich gegen jede Besorgniß zu schützen, als möchte ich Deine Erlaubniß mißbrauchen, bevorworten, daß ich Dich nicht mit Naturschilderungen und Kunstbetrachtungen behelligen werde, da Du beide nicht liebst; sondern ich will Dir nur neben kriegswissenschaftlichen Bemerkungen mittheilen, was mir Merkwürdiges auf dem Gebiete der Politik begegnet, da Kriegskunst und Staatswissenschaft als Geschwister Hand in Hand durch die Welt gehen.

Zunächst erlaube mir eine Bemerkung über die Bewohner meines gegenwärtigen Aufenthaltsorts.

Die Genfer haben mit den Franzosen wenig mehr gemein, als die Sprache und einige gesellige Formen. Ihrer Bildung, ihrem Temperamente und ihren Bestrebungen nach, stehen sie den Deutschen und Engländern näher, als den leichtfertigen Nachbarn. Auch gewinnt die französische Sprache unter der Herrschaft ihres Geistes allerdings eine veränderte Richtung, eine gediegenere Form, wofür zunächst ihre Theologen und Naturforscher — die beiden großen Lichtsäulen, welche seit drei Jahrhunderten Genf entströmten — demnächst aber auch J. J. Rousseau, alle freilich auf verschiedene Weise, zeugen.

Nichts hat mich hier so sehr überrascht, als die vielfache Uebereinstimmung zwischen Genf und Hamburg. Tiefe Einsicht in die öffentlichen Angelegenheiten und lebendiges Interesse für dieselben bei den Vornehmen und den Geringsten zeichnen die Bürger dieser beiden Republiken aus. Das verdanken sie besonders ihren Verfassungen; Verfassungen, welche solchen Duodez-Republiken gute Dienste leisten, in größeren Staaten aber ganz unanwendbar sind. Zu leugnen ist indeß nicht, daß auch wir Manches von Hamburgern und Genfern lernen können, z. B. in der Armenpflege, im Volksschulwesen u. s. w. Nichts möchte ich aber so gern von den Genfern auf unsere Landsleute übertra-

gen, als die Vaterlandsliebe. Denn wenn sie auch starr und steinern und darum ungelenkig ist, so wird sie eben deswegen weder durchsichtig, noch wankend, noch zum Rosten geneigt! —

Man kennt hier die Vorgänge in Paris so genau, als wenn man dort wäre. Denn wir sehen hier viele Franzosen, und die Genfer machen häufig die Reise nach Paris. Ueberdieß finden ununterbrochene Verbindungen zwischen beiden Orten Statt, zumal in literärischer, kommerzieller und politischer Hinsicht. Ich bin daher im Stande, von hier aus ziemlich bestimmte Nachrichten über Frankreich und dessen Hauptstadt mitzutheilen. Um Dir ein Beispiel von dem Urtheil der gebildeteren Franzosen über Deutschland zu geben, will ich Dir eine Stelle aus einem Artikel der Nouvelle revue germanique (August 1829) mittheilen. Es heißt darin, nachdem gesagt ist, Frankreich sei von inneren Bewegungen erschüttert und zerrissen, derselben aber immer noch nicht satt: — la grave et meditative Allemagne, fidèle à ses traditions comme à son caractère, pas faite pour l'action, mais forte pour la pensée, trop heureuse des bienfaits qu'elle doit à la marche du siècle et à la sagesse de ses princes, pour les avanturer dans des luttes hasardeuses pour un mieux possible, s'avance d'un pas lent et mesuré, mais sûr et exempt de chances, dans la route des progrès et des améliorations civiles et sociales. Moins brillants, mais plus réfléchis; moins actifs, mais plus patiens; moins prompts, moins exigens, mais plus opiniâtres, mais plus constans, que leurs voisins d'outre-Rhin, les Allemands ne font jamais que de conquêtes durables, par cela même que ces conquêtes apparaissent comme les résultats nécessaires de la marche progressive de leur développement moral, intellectuel, religieux et civil. Penseurs hardis et profonds, l'action chez eux est de sa nature circonspecte et timide; mais elle devient plus énergique et plus soutenue, dèsque, fondée dans les nécessités progressives des esprits et du temps, elle a pour elle les

convictions publiques et le profond sentiment de justice qui distingue cette nation d'une manière si honorable. En Allemagne toutes les questions de la vie pratique sont longtemps débattues dans les livres avant qu'elles se hasardent sur la place publique etc.

Und dieses ist die Meinung einer bedeutenden Anzahl gebildeter Franzosen.

Ich muß Dich auf ein neues Product der französischen Literatur aufmerksam machen, welches betitelt ist: „Moeurs politiques au 19me siècle par Alexis Dumesnil.“ Es hat Furore gemacht. Der hypochondrische Verfasser (eine seltene Erscheinung in Frankreich) entwirft ein Grauen erregendes Bild vom jetzigen Zustande seines Vaterlandes. Er sagt pag. 8. „Dans le cours sanglant d'une longue révolution il est quelques fois permis de haïr les hommes; pour les mépriser sans retour, il faut avoir vu une restauration!“ Dieser ergreifende Ausspruch ist im Grunde das Thema, welches, mit treffenden Bemerkungen und scharfsichtigen Beobachtungen durchwürzt, durch das ganze Buch variirt wird.

Unwillkürlich vergleicht man Dumesnils Werk mit Fichte's Reden an die deutsche Nation. Beide Verfasser schrieben, als sie ihre Völker in der Versunkenheit zu erblicken glaubten, und in der Absicht, diesem Uebel nach Kräften zu begegnen. Der Franzose hat gut beobachtet, hält sich aber einzig an die Erscheinung und deklamirt über diese. Der deutsche Schriftsteller dagegen geht der Krankheit auf den Grund, faßt die Ursachen scharf ins Auge und legt deren Folgen mit mannhafter und erschütternder Beredsamkeit dem Leser ans Herz. Fichte geht weiter: er dringt mit sittlichem Ernste und mit der heiligen Strenge eines Begeisterten auf Besserung; er läßt nur zwischen dieser und völligem Untergange die Wahl.

Ich kenne keine andere Arbeiten, in denen sich die Verschiedenartigkeit des Geistes, die abweichende Rich-

tung beider Völker so entschieden ausspräche, als die so eben genannten von Fichte und Dumesnil.

„Waterloo," das neueste Gedicht von Mery und Barthelemy, dieser Dioskuren der constitutionellen Muse, hat uns eine interessante Brochüre vom General Gerard verschafft. Es kommt neues Detail, die Hauptsache bei Beschreibungen von Kriegen, darin vor.

Frankreich geht einer heftigen Krisis entgegen, oder befindet sich vielmehr schon darin. Das haben die Franzosen zunächst der Congregation zu danken. — Vor einiger Zeit klagten mir Französinnen, daß die jungen Männer die Galanterien verlernten, die Gesellschaften der Damen zu vermeiden anfingen, weil sie vorzögen, sich unaufhörlich untereinander mit Politik zu beschäftigen, und daß selbst nicht selten einige die gute Sitte so sehr vernachläßigten, daß sie sich Rücksichtslosichkeiten gegen die Damen erlaubten. Da ich diese Bemerkung von mehreren Seiten wiederholt höre, so finde ich sie bedeutend genug, um sie Dir mitzutheilen. Denn sie bezeichnet eine gewisse Ungesundheit der nationalen Richtung und ist bei den Franzosen zumal ganz widernatürlich. Erinnert man sich der Uebertreibungen unserer Turner, so darf man auch hier bemerken, daß ähnliche Ursachen überall ähnliche Folgen erzeugen.

Genf, den 10. Januar 1830.

Mit Recht nimmt die Bewegung der Gemüther in Frankreich Deine Aufmerksamkeit in Anspruch. Ich kann Dir allerdings und mit Gewißheit versichern, daß es

eine ziemlich zahlreiche Partei in Frankreich giebt, welche die Republik will. Zwar läßt sich nicht wohl einsehen, auf welchem Wege sie zu diesem Ziele gelangen könnte, da man, trotz aller kühnen und die Gesetzmäßigkeit erschütternden Schritte, nicht annehmen kann, daß die Republikaner eine Revolution herbeizuführen, den Muth haben werden.

Es sind überdies noch zu viele Menschen in Frankreich, welche das Elend eines gesetzlosen Zustandes ennen. Doch dagegen läßt sich mit Recht erwidern, daß der Leichtsinn der Franzosen Alles überwinden, und daß ihr esprit sie Alles leicht verschmerzen läßt.

Ganz neuerlich ist „Force et Faiblesse militaires de la France par Paixhans" erschienen.

Der Verfasser ist Oberstlieutenant in dem Artillerieregiment zu Straßburg. Manches sagt er offenbar nur den Liberalen zu Gefallen, von welchen er für die Deputirten-Kammer gewählt zu werden wünscht [1]). Das Werk enthält übrigens bemerkenswerthe Mittheilungen über den gegenwärtigen Zustand der französischen Armee. Auch verlangt Paixhans eine Bewaffnung der ganzen Nation. Die Ideen der kühnsten Theoretiker in Frankreich erheben sich jedoch mit ihren Vorschlägen noch nicht bis zu dem, was wir in Preußen schon wirklich erreicht haben. Paixhans meint, daß seine Miliz wenigstens in zweiter Linie und zur Besetzung von Festungen gut sei: unsere Landwehr dagegen weiß Schlachten zu gewinnen. — Paixhans weiset deutlich nach, wie nachtheilig die Friedensschlüsse von 1814 und 15 für Frankreich in strategischer Hinsicht ausgefallen sind. Wie er über Preußen, das in Frankreich mehr gefürchtet, als geehrt wird, denkt, sagt er Pag. 347.: Si c'est la Prusse que nous avons pour ennemie: elle a sans doute une armée aussi exercée que nombreuse, et en ou-

[1]) Was bekanntlich seit dem auch wirklich geschehen ist.

tre elle a de fortes places, bâties à neuf contre nous; mais avec son territoire morcelé, avec son faible trésor, avec ses forteresses plus offensives contre la France que défensives pour elle même, son armée trouvera peu long-tems de l'appui, et il nous suffira d'avoir en Allemagne le moindre allié, ou seulement le moindre ennemi, pour que les chemins de Jéna cessent de nous être fermés.

Diese großsprecherischen Worte erscheinen als die Stimme einer gewissen Partei in Frankreich und sind in sofern nicht unbemerkenswerth. Ueberdies ist es überall weit lehrreicher, die Meinung der Feinde, als das Lob der Freunde zu hören. Seine Vorschläge über Artillerie und Fortification sind mannigfaltig und nehmen zum Theil alte Controversen wieder auf. Der Vorschlag zur Anwendung des Gußeisens bei fortificatorischen Anlagen scheint der Prüfung werth zu sein. Paixhans will Traversen von Gußeisen auf Wällen gegen Ricochet-Schüsse und isolirte Thürme von demselben Material z. B. zur Sperrung von Gebirgspässen anwenden. Die Zeit wird uns über die Zweckmäßigkeit solcher Anlagen belehren.

Der „Coup-d'oeil impartial sur l'armée française“ (Paris 1829) von einem ungenannten Verfasser ist sicherlich nicht frei von Uebertreibungen zu Ungunsten des gegenwärtigen Zustandes der französischen Armee. Das Ganze wirft aber viel Licht auf die jetzige Organisation derselben und macht auf die allgemeinen Friedenskrankheiten der europäischen Heere aufmerksam.

Es wird Dir wohl nicht unlieb sein, ein Wort über französische Militair-Zeitschriften zu hören. Ich kenne deren drei, und ich vermuthe, daß es auch nicht mehrere giebt.

1. Bulletin des sciences militaires. 2. Journal des sciences militaires und 3. Le spectacteur militaire. No. 1 ist die achte Section des von Feruſſac herausgegebenen Bulletin univer. und wird von Koch redigirt. Dieser, bekannt durch seine Geschichte des Krieges von 1814

und andere Arbeiten, scheint unbedeutende Mitarbeiter zu haben. Das Bülletin enthält meist kritische Analysen und theoretische Abhandlungen, welche man mehr gelehrt, als geistreich nennen muß. Manches ist sogar nur gewöhnlich in dieser Zeitschrift. No. 2 wird von Vaudoncourt redigirt. Unter den Mitarbeitern sind Alix, Carrion-Nisas, La Roche-Aymon, Sicard und Ch. Dupin ausgezeichnet oder bekannt. No. 3 giebt General Lamarque heraus. Er selbst verleiht seiner Zeitschrift Ansehen, so wie die Generale Pelet und Le Couturier. No. 2 und 3 sind viel practischer und wirklich gehaltreicher, als No. 1; doch scheint No. 3 eigentlich den Vorrang vor den beiden anderen zu behaupten. —

In einer statistisch-militairischen Tabelle, welche dem Spectateur vom Jahre 1828 beigefügt ist, liest man folgende auffallende Bemerkung: „La Prusse est aujourd'hui, malgré l'infériorité de sa population, la puissance militaire la plus redoutable de l'Europe continentale après la Russie. L'Autriche pourrait peut-être présenter une force numérique plus considérable, mais ses troupes ont bien moins d'élan et sont bien plus difficiles à réunir que celles de la Prusse."

Mr. Denaix, chef de bataillon à l'état-major, hat einen zierlich gezeichneten und gestochenen Atlas in 30 Blättern herauszugeben angefangen. Dieser stellt Europa dar; und zwar auf den ersten zehn Blättern physisch-geographisch und auf den zwanzig übrigen historisch. Jene ersten Blätter sind (mit Ausnahme eines einzigen, welches die Klimatologie von Europa nach Malte-Brun giebt) getreue Copie des Schnepfenthaler Atlasses von C. Ritter. Die historischen Karten hat Denaix dagegen von Kruse entlehnt, und nur einige neue Anordnungen z. B. für specielle militairische Studien gemacht. Das Unternehmen könnte mithin bei uns kein Aufsehen erregen; hier aber ist die Arbeit als

ihrer Grundlage nach neu betrachtet, und in Frankreich, wo man im Durchschnitt noch viel unwissender ist, als in Genf, soll sie bewundert werden. So werden in Frankreich die Schätze der deutschen Literatur nicht gekannt und doch gemißbraucht! —

Du mußt mir diesmal schon, gegen Deinen Willen, auf das Gebiet der Poesie folgen, weil sie in jetziger Zeit in Frankreich mit der Politik zusammentrifft. Die Romantiker in Paris haben sich mit den Liberalen allirt und beide nehmen auf ihrem Gebiete eine gleiche Stellung ein.

Diese beiderseitigen Liberalen bekämpfen alle Mißbräuche; große Talente stehen ihnen zu Gebote, so daß sie bei reinerem Willen wirklich Außerordentliches würden leisten können. Aber diese Neulinge geben anstatt der alten nur zu häufig neue Mißbräuche. Zu dieser Bemerkung veranlaßt mich der so eben erschienene Hernani von Victor Hugo, gewissermaaßen dem Haupte und Führer der romantischen Schule. Hernani scheint mir wenig poetisch, noch weniger geschmackvoll zu sein.

Um der heiligen Drei des Aristoteles zu entgehen, an deren Joch die französischen Poeten Jahrhunderte lang ehrfurchtsvoll zogen, giebt er barocke Einfälle in poetischer Form, ohne inneren Grund und Nothwendigkeit an einander geknüpft, zum Besten. Mich dünkt, die Bekanntschaft mit Shakespeare ist für Victor Hugo sehr nachtheilig geworden. Nachahmen ist immer gefährlich; einem außerordentlichen Geiste nachahmen, der die Schranke des Hergebrachten überschreiten kann und darf, führt sogar gewöhnlich zu künstlerischem Elende. Keinesweges möchte ich indeß dieses Urtheil auf alle

Werke Victor Hugo's ausdehnen, am wenigsten auf dessen kleinere Gedichte.

In den Orientales thut sich ein wahrhaft lyrisches Genie kund. —

Zu meinem Schrecken habe ich Dich, den wenigstens scheinbaren Verächter der Musen und Grazien, auf das Gebiet der Poesie verlockt. Tröste Dich, da ich verspreche, es künftig zu vermeiden, und bedenke, daß die Poesie in unserer Zeit scharf in die Politik und Kriegskunst hinüberspielt. Ich darf daher Cicero's Worte, welche er bei Vertheidigung eines Dichters aussprach, hier zur Vertheidigung der Dichtkunst wiederholen.

Etenim omnes artes, quae ad humanitatem pertinent, habent quoddam commune vinculum, et quasi cognatione quadam inter se continentur. —

Genf, den 27. Januar 1830.

Im hiesigen Arsenal befindet sich eine Anzahl alter Bandeliere, deren sich die Musquetiere vor Einführung der Papierpatronen, zumal während des 17ten Jahrhunderts, bedienten. Diese Bandeliere sind von weichem, dünnem Leder gearbeitet und etwa 2 bis 3 Finger breit. An ihnen sind die Pulverkapseln mit Bindfaden befestigt. Diese an sich sind aus Holz gedrechselt, und ebenso ihre Deckel, welche genau schließen. Diese und jene sind mit dünnem, aufgeleimten Leder überzogen. Solche Kapsel hat die Länge eines ausgewachsenen Mannesfingers, und im Lichten, dessen Dicke.

Genf, den 11. Februar 1831.

Die politische Verfassung Genfs bietet eine Erscheinung dar, welche der näheren Betrachtung sehr werth ist. Diese Republik nahm nämlich bei der Restauration von 1814 eine durchaus demokratische Ver-

fassung an; das einzige Beispiel dieser Art unter den ehemals aristokratisch regierten Cantonen der schweizerschen Conföderation. Man hat damals die Verfassung Genfs so durchaus folgerecht nach demokratischen Principien aufgeführt, daß nur bei einer ausnahmsweisen Wahl der Deputirten für das gesetzgebende Corps eine geringe Abweichung zu Gunsten des aristokratischen Princips zugelassen worden ist. Und dennoch findet sich hier, obschon Genf alle Stadien der Revolution mit Frankreich durchgemacht hat, eine bedeutende Aristokratie, nicht nur allein der Gesinnung, sondern auch dem Einflusse, der That nach. Diese Macht ist bis jetzt nicht drückend geworden, weil sie auf Bildung und Vermögen gegründet ist, und bisher von Verständigen gehandhabt wurde. Wehe aber diesem kleinen Staate, wenn in Zeiten der entfesselten Leidenschaften, wo Heuchelei die Maske der Vaterlandsliebe vornimmt, wohlthätige Formen gemißbraucht werden sollten, um niedrigen Zwecken zu dienen. Denn es kann nicht geleugnet werden, daß Personen, bei denen sich höhere Bildung und größerer Reichthum vereinigt finden, in der That schon an sich, durch ihren Einfluß ein größeres Maß von Macht besitzen. In solchem Falle bildet sich der Adel auf eine ungezwungene, nothwendige Weise. Ihm, unter den oben angedeuteten Umständen jenen Einfluß entziehen wollen, ist gegen die Natur und deshalb unweise. Die Gesetze mögen diesen, auch ohne jener Zuthun, Bevorrechteten nur den angemessenen Spielraum anweisen und beschränken; so wie sie gegen etwaige Ueberschreitungen wachen sollen. Solche, an materieller Macht und durch geistige Entwickelung unabhängigere Classe von Staatsbürgern wird sogar jedem Staate die größten Dienste erweisen können. Sie ist daher wahres Bedürfniß, und eine wohlorganisirte Aristokratie Wohlthat für das Ganze. Wo man den Adel nicht gesetzlich

geschaffen hat, wird er sich, in jedem lebensthätigen Staate, wie im vorliegenden Falle in Genf, außerhalb der gesetzlichen Schranken bilden; und der Staat muß sich dann glücklich schätzen, wenn jene Bürgerklasse, wie in dieser Stadt, dem Sinne der Gesetzgebung nicht untreu wird.

Auch über die Nothwendigkeit des monarchischen Princips in allen Staaten liefert Genfs Geschichte seit der Restauration ein lehrreiches Beispiel. Als 1815 die Nachricht von Napoleons Landung in Frankreich hieselbst eintraf, bekleidete der repräsentative Rath den Staatsrath mit der ausgedehntesten Macht, und begab sich während dieser Zeit der ihm gesetzmäßig zustehenden Theilnahme an der Staatsverwaltung. So hat noch keine Republik bestanden, ohne sich für eine kürzere oder längere Zeit in eine Monarchie umgewandelt zu haben. Jede Dictatur, jede Suspension der gesetzgebenden Gewalten ist eine vorübergehende Monarchie. Die Monarchien gingen aus dem Bedürfnisse hervor; sie finden sich überall, nur nicht immer unter gleicher Dauer und mit gleichen Beschränkungen.

In dieser Beziehung ist die Monarchie das Produkt der Nothwendigkeit und die Beschützerinn des Nothstandes und der zahllosen Bedürfnisse der Menschen. Da in größern Staaten der außerordentlichen Fälle mehrere vorkommen, ja da deren Leben eine fortgesetzt zusammenhängende Reihe von diesen erzeugt: so wird in diesen die bleibende Monarchie nothwendig, während sie in Staaten geringeren Umfangs für gewisse Zeiträume entbehrt werden kann.

Selbst in der so sehr republikanischen Schweiz macht sich daher die Nothwendigkeit des monarchischen Princips jedesmal geltend, wenn die vollziehenden Staatsbehörden von der Tagessatzung oder von den gesetzgebenden Gewalten der verschiedenen Cantone beauftragt werden, Verwaltungsmaßregeln geheim und unter ei-

gener Verantwortung zu behandeln, wie z. B. gegenwärtig bei den Verhandlungen mit Frankreich über die dortigen Schweitzer-Regimenter. In jedem Falle, wo die Republik die Oeffentlichkeit aufgiebt, verläßt sie ihren eigentlichen Grund und Boden! —

Genf, den 29. März 1830.

Das Fore de l'Ecluse ist viel wichtiger wegen seiner Lage, als stark durch seine Bauart und eigene Vertheidigungsmittel. Die Werke bestehen aus gemauerten Thürmen mit Etagenfeuer [1]). Da sie aber auf dem schmalen Wege, welcher sich zwischen der Rhone und dem Grand-Credo hinzieht, selbst stehen: so vertheidigen sie diese Straße gar nicht seitwärts. Um ein kreuzendes Feuer zur Vertheidigung dieses Defilees hervorzubringen, müßte auf dem linken Rhoneufer, dem Fort de l'Ecluse gegenüber, ein zweites Fort erbauet werden. Da jedoch jener Punkt seit 1815 wieder savoyisch ist, so wird er für die französische Anlage nur bedrohlich bleiben. Es scheint mir, daß selbst bei der heutigen Lage der Dinge einige Höhen nach der Schweiz zu, welche das Fort de l'Ecluse dominiren, von Seiten der Franzosen fortificirt werden müßten. Wenigstens wurden diese Puncte 1814 und 15 mit größtem Erfolge gegen das Fort benutzt. Ja, die französische Regierung müßte sogar den Gipfel des Credo über dem Fort befestigen lassen.

[1]) Ich hoffe es wird den Lesern dieser Blätter nicht unangenehm sein, als Titelkupfer dieser Mittheilungen eine landschaftliche Darstellung des Forts de l'Ecluse zu finden, welche nach den von Bricquet in Genf besorgten Souvenirs de Genève copirt ist. Der Standpunct des Zeichners befindet sich auf dem rechten Rhoneufer, niedriger als das Fort, etwas östlich von demselben. Man sieht das Fort sich an den Fuß des Grand-Credo lehnend, während der Wache, jenem gegenüber am linken Rhoneufer, nicht sichtbar wird.

Im Uebrigen will ich nur bemerken, daß das Gemäuer der verschiedenen Gebäude des Forts nicht besonders fest zu sein scheint und die Gewölbe namentlich, in Betreff ihrer Dauerhaftigkeit, keinen Vergleich mit denen von Coblenz und Ehrenbreitstein aushalten möchten.

Genf, den 29. April 1830.

Du willst etwas Näheres über das Gefecht von St. Julien wissen, welches vom 27. Februar bis 1. März 1814, um Genf den Franzosen nicht zu überlassen, geliefert wurde.

Neben den bekannten Quellen [1]) benutzte ich, um dieses interessante Gefecht vollständiger kennen zu lernen, mündliche Ueberlieferungen von Augenzeugen und beritt das Terrain wiederholt. Das beiliegende Croquis, obschon es nur flüchtig, doch an Ort und Stelle entworfen ist, hoffe ich, wird Dir nicht unerwünscht sein, da, so viel ich weiß, bis jetzt nirgends ein Plan von diesem Gefecht bekannt gemacht wurde [2]).

In den letzten Tagen des Jahres 1813 und den ersten des darauf folgenden Jahres waren östreichische Truppen unter dem Oberbefehl des Feldmarschall-Lieutenant Bubna durch Savoyen bis zum Dauphiné, und die Rhone und Saone entlang gegen Lyon und in die Bourgogne vorgedrungen. Ihr Ziel war die Eroberung des südlichen Frankreichs, wo sie Wellington die Hand zu reichen beabsichtigten. Doch dieses Corps war nur

---

[1]) Es müssen für diese Begebenheit die großsprecherischen victoires, conquêtes etc. mit Koch's, Norvins und Matthieu Dumas Werken verglichen werden. Deutscher Seits sind Plotho und die östreichische Militair-Zeitschrift (III. Band), die aber leider aus der nämlichen Quelle schöpften, zur Hand zu nehmen.

[2]) Eine Copie der hier in Rede stehenden Skizze wird am Ende des Bändchens folgen.

schwach, und Augereau wurde Mitte Januar von Napoleon nach Lyon geschickt, um den Befehl über die dort zu organisirende Armee, welche größtentheils aus Nationalgarden und Truppen der spanischen Armee zusammengesetzt wurde, zu übernehmen. Sie war bald den ihr gegenüberstehenden östreichischen Truppen an Zahl überlegen und somit in den Stand gesetzt, angriffsweise zu Werke zu gehen. Graf Bubna konnte mithin, bevor er von der großen Armee verstärkt wurde, nicht ferner vorrücken; er mußte sich auf die Festhaltung von Genf beschränken und that daher Alles, um diesen Punct zu verstärken.

Zuweilen kann man zweifelhaft sein, ob der Vertheidigungskrieg offensiv oder defensiv geführt werden müsse.

Bubna's Aufgabe war, im vorliegenden Falle dem stärkeren Feinde mit geringen Kräften solange das Eindringen in die Schweiz zu wehren, (im Waatlande und Aargau hätte man die Franzosen in dieser Zeit der Restauration der Berner Aristokratie mit offenen Armen empfangen) bis er vom Rhein her über Besançon Verstärkung erhalten haben würde. Es kam nur darauf an, die Franzosen, mit dem möglich geringsten Verlust, einige Zeit aufzuhalten. Daher suchte Bubna eine Position und ließ sie durch den Feldmarschall-Lieutenant Klebelsberg südwärts von Genf beziehen, da von Chambery der drohenste Angriff der Franzosen ausging, während Augereau die von Lyon vorgeschobenen Truppen bei Bourg en Bresse und Pont d'Ain unthätig stehen ließ.

Wenn man von Genf südwärts nach Annecy oder Chambery zu gehet, so findet man den ersten bedeutenden Terrainabschnitt vor Landecy, St. Julien und Bernex, vom Aire-Bach gebildet. Dieses Wasser hat sich, zumal vor Ternier und St. Julien, ziemlich tief eingeschnitten, und sein Thalgrund ist durch steile Ufer

begränzt. Die Flügel der Stellung werden durch die Höhen von Bernex und durch den Mont-Saleve, auf dessen Westabhange Archamp liegt, bezeichnet. Die Linie von Aire bildet die Courtine zwischen jenen beiden natürlichen Bollwerken. Daher beabsichtigten die französischen Generale, eine dieser Bastionen zu nehmen, wodurch sie Herren der ganzen Linie geworden wären; und in der That gelang es ihnen später wirklich nicht, ohne im Besitz dieser wichtigen Flügelpuncte zu sein, das Centrum zu durchbrechen.

Umgehen ließ sich diese Stellung ebenfalls nicht; denn wer den Mont-Saleve östlich umgehen will, verwickelt sich auf weiten, tagelangen Märschen in ein sehr schwieriges Terrain. Hätten aber die Franzosen Bernex umgangen, so würden sie sich zwischen der Rhone und der Oestreicher Stellung eingeengt befunden und ihre Basis völlig aufgegeben haben. Wer überdieß weiß, wie mißlich es ist, des Winters mit Truppen Feldwege zu betreten, der wird den General Marchand nicht tadeln, daß er den so eben angedeuteten Versuch unterließ. —

Die Oestreicher hatten nämlich, unter Feldmarschall Lieutenant Klebelsberg 5600 Mann und 29 Kanonen stark, ihren linken Flügel in Archamp und Landecy, das Centrum in St. Julien und den rechten Flügel auf den Höhen von Bernex und Confignon aufgestellt. Am 27. Februar griff General Dessaix, von Annecy und Rumilly kommend, diese Stellung mit 8000 Mann an. Archamp wurde verloren und wieder genommen. Während die Franzosen von dort vertrieben wurden, schickte General Zechmeister den Major Mylius mit leichter Infanterie durch die Schlucht von Ternier in des Feindes Rücken. Die so zusammen wirkenden Angriffe waren für diesen Theil des Gefechts entscheidend, und am Abend sahen sich die Franzosen selbst aus Moissin und La Chable verdrängt. Sie hatten an die-

sem Tage gleichzeitig den rechten östreichischen Flügel, aber ebenfalls ohne Erfolg, angegriffen.

Am 28. Februar machten die Franzosen einen unbedeutenden und erfolglosen Angriff auf der Straße von Rumilly. An demselben Tage erhielt General Marchand Verstärkung über Seyssel vom rechten Rhoneufer her. Seine Streitkräfte wuchsen dadurch auf 11000 Mann und 13 Kanonen an, und waren nunmehr denen des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Klebelsberg weit überlegen, so daß das Uebergewicht, welches die Oestreicher wegen der Mehrzahl ihrer Geschütze und wegen ihrer vortheilhaften Stellung bis jetzt behauptet hatten, durchaus paralysirt wurde. Der französische Befehlshaber säumte daher nicht, seinen Feind nachdrücklich anzugreifen, da er überdies voraussetzte, daß Marschall Augereau, dem ursprünglichen Plane gemäß, auf dem rechten Rhoneufer ungesäumt gegen Genf vordringen würde.

Am Morgen des 1. März rückten die Franzosen gegen beide Flügel und die Mitte der östreichischen Stellung vor. Der Angriff gegen Landecy und Archamp sollte jedoch nur die Aufmerksamkeit der östreichischen Befehlshaber vom wahren Angriffspuncte ableiten. Dieser war das östreichische Centrum. Man schlug sich mit wechselndem Glücke und vielem Muthe um Tairier, St. Julien und Ternier, so wie um die Schluchten zwischen diesen Orten.

Nachdem die Lage der Oestreicher, durch die französische Uebermacht sehr kritisch geworden war, behaupteten jene am Abend dennoch ihre Stellung.

Während dieses Gefechts rückte die Brigade Bardet auf dem rechten Rhoneufer vor, umging das Fort de l'Ecluse durch Uebersteigung des Jura und besetzte Meyrin. Jenes Fort wurde sofort umringt und beschossen, worauf sich die östreichische Besatzung schon am 1sten März ergeben mußte, so wie einige Monate

früher die damalige französische den Angriffen der Oestreicher. Da nun mit Bestimmtheit vorauszusehen war, daß die Franzosen alsbald auf dem rechten Rhonenfer vordringen, die Verbindung Genfs mit der Schweiz ungesäumt aufheben und zugleich die Stellung von St. Julien forciren würden: so ertheilte Graf Bubna am 2. März dem Feldmarschall-Lieutenant Klebelsberg den Befehl, sich hinter der Arve, unter den Kanonen von Genf aufzustellen. Bald darauf schickte der östreichische Oberbefehlshaber den Feldmarschall-Lieutenant Klebelsberg mit sämmtlicher Kavallerie nach Yverdun, um das Waatland im Zaume zu halten und eine Verbindung mit der großen Armee zu suchen. Graf Bubna selbst blieb mit der gesammten Infanterie und Artillerie seines Corps in Genf, um diesen wichtigen Platz den Allirten um jeden Preis zu erhalten. Er beschloß, hierden Verlauf der ferneren Begebenheiten abzuwarten, die sich auch bald glücklich genug wendeten, um ihn aus seiner mißlichen Lage zu befreien.

Scheron bei Genf, den 10. Mai 1830.

Lange Zeit hatte man behauptet und geglaubt, daß die Reste der Verschanzung, welche Cäsar 58 a. Ch. gegen die Helvetier anlegte, und deren er im ersten Buch seiner Commentarien gedenkt, noch jetzt im Waatland, zwischen Nyon und Gingin zu sehen seien. Diese Annahme scheint besonders durch Cäsars Ausdruck „murus“ herbeigeführt, da man der Meinung war, diesen durchaus mit „Mauer“ übersetzen zu müssen. In der That finden sich auf der oben bezeichneten Linie manche Reste alten Gemäuers. Hottomann (in seinen notes sur les commentaires de César, zuerst 1574) scheint zumal zur Verbreitung jener Annahme beigetragen zu haben, der selbst Addison in den remarks on several parts of Italy etc., in der Ausgabe von 1718, S. 359 noch beipflichtet.

Liest man jedoch die Stelle des Cäsar [1]) ohne locale Vorurtheile und mit einiger kriegskundigen Sachkenntniß, so muß man außer allem Zweifel sein, daß die römischen Verschanzungen [2]) auf dem linken Rhoneufer lagen, denn die Helvetier, welche aus dem Waatlande vordrangen, mußten, um jene Verschanzungen anzugreifen, nach Cäsars eigener Angabe, die Rhone durchschreiten. Die ganze, einfache Darstellung bei Cäsar läßt keinen Zweifel übrig, daß dieser Feldherr seine befestigte Stellung unmittelbar an der Rhone, auf ihrem linken Ufer genommen hatte, so daß sich sein rechter Flügel an Genf, der linke aber an den Wache [3]) im Jura lehnte.

So viel mir bekannt ist, hat Spon das Verdienst, zuerst auf diese richtigere Ansicht des Gegenstandes (in seiner histr. de Genève, II, 289) aufmerksam gemacht

---

1) De bell. gall. Lib. I. c. 8.

2) Bekanntlich bedeutet murus nicht nur Mauer, sondern auch jeden Damm oder Wall, sobald er einen Raum umschließt, sichert. Cäsars Fortificationen müssen, bei der Kürze der Zeit, in welcher sie errichtet wurden, von Erde aufgeführt gewesen sein. Daher läßt sich ferner erklären, weshalb an den Orten, wo sie standen, jetzt keine Spur mehr davon zu finden ist.

3) Dieser Berg liegt dem Grand-Credo, an dessen Fuß das Fort de l'Ecluse erbaut ist, gegenüber. Zwischen beiden hat die Rhone ihr schmales Bett eingeschnitten. Der Wache ist überdieß in sprachlicher Hinsicht merkwürdig. Die Landesbewohner sprechen ihn (um die Laute mit deutschen Buchstaben, so gut als möglich anzudeuten) U—asch aus; also in der Art wie die Engländer ihr W aussprechen. Die Aussprache von nur sehr wenigen Eigennamen erinnert in Frankreich an den ehemaligen Einfluß germanischer Stämme und Dialecte auf Gallier und deren Sprache. Dahin gehört z. B noch der Name des französisch-normännischen Dichters Robert Wace (auch Waice und Vace) der im 12ten Jahrhundert lebte, und von Franzosen U—äß gesprochen wird. Daher auch die in der französischen Sprache abweichende Schreibart solcher Namen mit W.

zu haben. Le Maire tritt in seiner Ausgabe des Cäsar unserer Ansicht so sehr bei, daß er sie als ausgemacht darstellt, und die darüber statt gehabten Controversen unberücksichtigt läßt.

Secheron bei Genf, den 1. Juni 1830.

Unsere Armee-Einrichtungen werden im Auslande öffentlich und in vertraulichen Gesprächen dermaßen gelobt, daß ich fürchte, man wird jene, sobald die Umstände es erlauben wollen, nachahmen. Das würde ein Unglück sein, da unsere Armee-Einrichtungen, zumal die Landwehr, dem preußischen Staate ein bedeutendes Uebergewicht über das Ausland verleihen. Am nachtheiligsten wäre es, wenn Frankreich unser Landwehr-Institut adoptirte. Es würde uns dann das Doppelte unserer Armee, wenn schon nicht Anfangs, doch allmälig, entgegen stellen können. Jetzt schickt es aber, dafür bürge ich Dir, wenigstens beim Ausbruch des Krieges, keine Armee ins Feld, welche der unsrigen an Zahl gleich kommt. Inzwischen tröste ich mich damit, daß es unmöglich ist, das Landwehr-System in Frankreich anders, als zur Zeit einer heftigen Krisis, einzuführen; daher haben wir, wenigstens für jetzt, von der Seite nichts zu fürchten. Ich bin nämlich der Ansicht, daß kein Ministerium irgend einer Partei, ohne seine eigene Existenz zu gefährden, wagen darf, den Kammern einen solchen Vorschlag zu machen, da die Vortheile der jetzt in Frankreich geltenden Recrutirungs-Art, des Conscriptions-Systems, von den Begütertern und Vornehmeren, also gerade von den Mitgliedern beider Kammern, genossen werden. *) Anderer-

*) Mich dünkt, diese Voraussetzung ist vollständig durch die Erfahrung bestätigt. Nachdem durch einen ungeheuern Umschwung die Erweiterung der Nationalgarde bewirkt worden, haben die Gesetzgeber in den Kammern dennoch

Liest man jedoch die Stelle des Cäsar [1]) ohne locale Vorurtheile und mit einiger kriegskundigen Sachkenntniß, so muß man außer allem Zweifel sein, daß die römischen Verschanzungen [2]) auf dem linken Rhonenufer lagen, denn die Helvetier, welche aus dem Waatlande vordrangen, mußten, um jene Verschanzungen anzugreifen, nach Cäsars eigener Angabe, die Rhone durchschreiten. Die ganze, einfache Darstellung bei Cäsar läßt keinen Zweifel übrig, daß dieser Feldheer seine befestigte Stellung unmittelbar an der Rhone, auf ihrem linken Ufer genommen hatte, so daß sich sein rechter Flügel an Genf, der linke aber an den Wache [3]) im Jura lehnte.

So viel mir bekannt ist, hat Spon das Verdienst, zuerst auf diese richtigere Ansicht des Gegenstandes (in seiner histr. de Genève, II, 289) aufmerksam gemacht

---

1) De bell. gall. Lib. I. c. 8.

2) Bekanntlich bedeutet murus nicht nur Mauer, sondern auch jeden Damm oder Wall, sobald er einen Raum umschließt, sichert. Cäsars Fortificationen müssen, bei der Kürze der Zeit, in welcher sie errichtet wurden, von Erde aufgeführt gewesen sein. Daher läßt sich ferner erklären, weshalb an den Orten, wo sie standen, jetzt keine Spur mehr davon zu finden ist.

3) Dieser Berg liegt dem Grand-Credo, an dessen Fuß das Fort de l'Ecluse erbaut ist, gegenüber. Zwischen beiden hat die Rhone ihr schmales Bett eingeschnitten. Der Wache ist überdieß in sprachlicher Hinsicht merkwürdig. Die Landesbewohner sprechen ihn (um die Laute mit deutschen Buchstaben, so gut als möglich anzudeuten) U—asch aus; also in der Art wie die Engländer ihr W aussprechen. Die Aussprache von nur sehr wenigen Eigennamen erinnert in Frankreich an den ehemaligen Einfluß germanischer Stämme und Dialecte auf Gallier und deren Sprache. Dahin gehört z. B. noch der Name des französisch-normännischen Dichters Robert Wace (auch Waice und Vace) der im 12ten Jahrhundert lebte, und von Franzosen U—äß gesprochen wird. Daher auch die in der französischen Sprache abweichende Schreibart solcher Namen mit W.

zu haben. Le Maire tritt in seiner Ausgabe des Cäsar unserer Ansicht so sehr bei, daß er sie als ausgemacht darstellt, und die darüber statt gehabten Controversen unberücksichtigt läßt.

Secheron bei Genf, den 1. Juni 1830.

Unsere Armee-Einrichtungen werden im Auslande öffentlich und in vertraulichen Gesprächen dermaßen gelobt, daß ich fürchte, man wird jene, sobald die Umstände es erlauben wollen, nachahmen. Das würde ein Unglück sein, da unsere Armee-Einrichtungen, zumal die Landwehr, dem preußischen Staate ein bedeutendes Uebergewicht über das Ausland verleihen. Am nachtheiligsten wäre es, wenn Frankreich unser Landwehr-Institut adoptirte. Es würde uns dann das Doppelte unserer Armee, wenn schon nicht Anfangs, doch allmälig, entgegen stellen können. Jetzt schickt es aber, dafür bürge ich Dir, wenigstens beim Ausbruch des Krieges, keine Armee ins Feld, welche der unsrigen an Zahl gleich kommt. Inzwischen tröste ich mich damit, daß es unmöglich ist, das Landwehr-System in Frankreich anders, als zur Zeit einer heftigen Krisis, einzuführen; daher haben wir, wenigstens für jetzt, von der Seite nichts zu fürchten. Ich bin nämlich der Ansicht, daß kein Ministerium irgend einer Partei, ohne seine eigene Existenz zu gefährden, wagen darf, den Kammern einen solchen Vorschlag zu machen, da die Vortheile der jetzt in Frankreich geltenden Recrutirungs-Art, des Conscriptions-Systems, von den Begütertern und Vornehmeren, also gerade von den Mitgliedern beider Kammern, genossen werden. [1]) Anderer-

[1]) Mich dünkt, diese Voraussetzung ist vollständig durch die Erfahrung bestätigt. Nachdem durch einen ungeheuern Umschwung die Erweiterung der Nationalgarde bewirkt worden, haben die Gesetzgeber in den Kammern dennoch

seits wird wohl jedes Ministerium Anstand nehmen, dem Könige den Vorschlag zu einer allgemeinen Volksbewaffnung zu machen, da die königliche Familie die Ausführung solcher Maßregel als ihre Existenz gefährdend betrachten würde. Wie glücklich, mein Freund, sind wir, einem Lande anzugehören, in welchem Niemand an solch eine Gefahr denkt!! —

Selbst in Zeiten großer Aufregung, in denen die Privatinteressen stets in Etwas zum Schweigen gebracht werden, möchte man in Frankreich Schritte zur allgemeinen Volksbewaffnung kaum durchzusetzen vermögen. Wenn Du dich übrigens überzeugen willst, wie genau man dort die Verfassung unseres Heeres kennt, so lies nur, unter manchen anderen Arbeiten der Art, die des Artillerie-Obersten Caraman im Spectateur militaire von 1828 und 29. Er ist eine Zeitlang in preußischem Dienste gewesen, und besitzt außer der Kenntniß unserer Sprache manche Verbindungen in unserem Vaterlande, welche es ihm erleichterten, den Gegenstand gründlicher zu erfassen, als es sonst seinen Landsleuten eigenthümlich ist.

Seit einigen Tagen lebe ich mit Lord Cochrane in einem Hause. Leider ist er nicht sehr zugänglich. Er ist ein Mann von mittlerer Größe, hat blondes Haar, einen röthlichen Backenbart, eine gebogene Nase und starke Gesichtszüge. Sein ganzes Aeußere trägt vielmehr den Ausdruck eines kräftigen, gesunden, als den eines an Geist und Bildung ausgezeichneten Menschen. Seine Haltung fällt um so mehr ins Gewöhnliche, da er stark ausgeschweifte Beine hat. —

---

in diesem ganz nationalen Institute die Stellvertretung festzuhalten gewußt. Trotz der glorreichen Revolution stehen also die Franzosen in den Maaßregeln der allgemeinen Vaterlandsvertheidigung immer noch hinter Preußen.

Man ist sehr thätig, die deutsche Literatur in Frankreich durch Uebersetzungen zu verbreiten. — Ich nenne unter den neuesten Erscheinungen der Art nur: Niebuhrs römische Geschichte, übersetzt von Golbery, einem Gerichtsrathe in Colmar, der sich schon früher durch Untersuchungen über die Gallier bekannt machte. Die Franzosen wollen wenig Geschmack an jenem Unternehmen finden, weil der Uebersetzer übler Weise bemüht war, die eigenthümliche Steifheit der Sprache des Originals wiederzugeben. —

Hoffmanns Erzählungen werden von Löwe-Weimar ganz vortrefflich übersetzt. — Die in Berlin erscheinende Handbibliothek für Offiziere kommt gleichzeitig in einer französischen Ausgabe in Paris heraus, unter dem Titel: Bibl. manuelle pour les officiers de toutes armes, rédigée par une société d'officiers prussiens. So erscheinen jetzt auch Uebersetzungen von Neanders Denkwürdigkeiten der christlichen Kirche, der Stunden der Andacht, des Conversations-Lexicons u. s. w.

Betrachtet man dies bunte Gemisch von geistigen Berührungen, welche jetzt unaufhörlich Frankreich und Deutschland mit einander in Verbindung setzen, so wird man versucht zu meinen, daß ein rechtes, gegenseitiges Verstehen beider Völker Statt finde. Dem ist aber nicht also. Vor einiger Zeit hielt ich mit aller mir zu Gebote stehenden Beredsamkeit einer Französin eine Rede über den Werth der deutschen Literatur, so wie über den Nutzen, der aus der Befreundung des wissenschaftlichen Lebens unserer beiderseitigen Nationen hervorgehe. Nachdem mich die Dame lange Zeit, mit Fächer und Bandschleifen spielend, mit gefälliger Aufmerksamkeit angehört hatte, sagte sie ganz unbefangen, anstatt aller Gründe und Untersuchungen: Oui! Mrs. les Allemands sont actuellement à la mode.“ Ja, ja, sie hatte das große Wort gelassen ausgesprochen. „A la mode“ sind wir mit unserer Literatur. Jeder Herr von seinen

Ton läßt seinen Namen auf die Visitenkarten mit deutschen Buchstaben (lettres gothiques) drucken; die Ecken der Schnupftücher der Schönen dürfen jetzt nur mit solchen bezeichnet sein. So kleben sich die Franzosen deutsche Buchstaben überall äußerlich auf, um mit ihnen zu spielen; deutsches Wesen ist aber nicht in ihre Köpfe, noch viel weniger in ihre Herzen eingedrungen. —

Aosta in Piemont, den 23. Juli 1830.

Wenn man sich von Genf über den See, dann die Rhone entlang bis Martigny und über den Col des großen Bernhard in das Thal der Dora baltea hierher begiebt, so folgt man einer von der Natur selbst angewiesenen Straße. Daher ist auch der Paß des großen Bernhards, obschon höher als 7500′ über dem Meere gelegen, schon in den ältesten Zeiten Heerstraße gewesen. Die Römer hatten sie für diesen Zweck eingerichtet und benutzt. Sie hatten bereits eine Raststelle in der Nähe des jetzigen Hospizes errichtet, wovon die vielen Antiquitäten zeigen, die man noch jetzt in dessen Umgebungen findet. Auch der römische Meilenstein in St. Pierre, einige Stunden unterhalb des Hospizes, an der Nordseite des Gebirges, giebt Zeugniß davon, daß die Römer eine vollständig eingerichtete Landstraße über den großen Bernhard hatten.

So sind auch späterhin die Völker dieser Straße zur Erreichung friedlicher und kriegerischer Zwecke gefolgt. Bridel in Montreux bei Lausanne, der Geschichtsschreiber des Wallis, ist der Meinung, daß die Magyaren bei ihren Verheerungszügen durch Europa mehrmals den Col des großen Bernhard überschritten und sich zum Theil selbst in den benachbarten walliser Thälern von Entremonts und Bagnes niedergelassen hätten. Ueber die Stationen, welche die Araber, die

auf ihren Zügen von Frainet bei Marseille hierher gekommen zu sein scheinen, auf dem Col des Gr. Bernhard lange Zeit gehabt, und namentlich über Verwüstungen, welche sie im zuerst genannten Thale angerichtet haben, spricht eine, dem 11. Jahrhundert angehörende Inschrift in der Kirche zu St. Pierre.

Die Schwierigkeiten des Weges über den großen Bernhard sind in der That nicht so bedeutend, als sie oft dargestellt werden. Denn aus dem, was ich Dir so eben mittheilte, geht schon hervor, daß die Passage nicht ungebahnt sein könne; doch ist sie freilich nie für Fuhrwerk eingerichtet gewesen, also schmal und oft, ohne Vermeidung steiler Abhänge, auf dem nächsten Wege fortgeführt. — Als Napoleon den großen Bernhard überstieg, stellten sich ihm, von Martinach bis St. Pierre, keine anderen Hinderniſſe entgegen, als die, welche sich auf allen Gebirgsstraßen finden. Diese Wegestrecke ist ebenso, wie die auf der Südseite von St. Remy bis Aosta für Fuhrwerke gebahnt. Die außergewöhnlichen Schwierigkeiten fangen auf dem Nordabhange 1½ Stunde unterhalb des Hospizes an und hören auf dem Südabhange zwei Stunden unter demselben auf. Die Hinderniſſe, die man hier überwinden muß, sind wegen der Steilheit und Enge der Wege in der That außerordentlich; jedoch hat die Ruhmredigkeit und Redseligkeit der Franzosen nicht unterlassen, auch sie zu übertreiben und zu apotheosiren.

Bern, den 16. Juli 1830.

In Deinem Briefe, welchen ich nach meiner Rückkehr aus Piemont in Genf vorfand, verlangst Du von

mir, daß ich Dir eine Uebersicht der schweizer Armee-Verfassung mittheile. Erschöpfend und vollständig kann diese nicht sein; ich werde aber einige Mußestunden, die sich mir hier darbieten, benutzen, um diejenigen Bemerkungen für Dich zusammenzustellen, welche sich mir über den Gegenstand dargeboten haben.

Die Bundes-Regierung verlangt von den Cantonen durchaus nicht die Unterhaltuug stehender Truppen.

Die Organisation der schweizerischen Truppen ist in allen 22 Kantonen, nach den Vorschriften der Bundesregierung, gleichmäßig ausgeführt, und diese Trnppen selbst hängen von derselben ab, sobald sie es verfügt. Jeder Schweizer ist verpflichtet, die Waffen zu führen und sich in ihrem Gebrauch zu üben. Man hat also auch in der Schweiz die der preußischen Landwehr zum Grunde liegende Idee angenommen, dieser aber eine noch weitere Ausdehnung, als bei uns, gegeben. Die zwei ersten Aufgebote (ich gebrauche die bei uns geläufigen Ausdrücke, um leichter verstanden zu werden) und um kürzer sein zu dürfen), dieser Milizen entsprechen, ihren Altersclassen und ihrer Bestimmung nach, unsern stehenden Truppen, und unserer gesammten Landwehr; denn sie sind zunächst zum Dienst gegen den Feind bestimmt. Ein drittes Aufgebot enthält, wie unser Landsturm, alle noch übrigen wehrfähigen Männer und soll nur für den äußersten Nothfall in den Kampf geführt werden.

Die Contingente sind nach Maßgabe der verschiedenen Beschaffenheit der Cantone mit Umsicht vertheilt. Die Exercierzeit in den Cantonen findet des Frühjahrs während einiger Wochen Statt, und zwar in der Art, daß jeder Mann, der zu einem der zwei ersten Aufgebote gehört, jedes Jahr geübt wird, jedoch, nachdem er der einen oder der anderen Waffe angehört, kürzere oder längere Zeit.

Es ist festgestellt daß, alle Uebungen während die-

ser Exercierzeit zusammengerechnet, jeder Infanterist 15 Stunden, jeder Artillerist 24 Stunden und jeder Kavallerist 36 Stunden exerciren soll; eine Vorschrift, die mit Pünktlichkeit erfüllt wird.

Ich habe den Gang dieser Uebungen mit Aufmerksamkeit im Canton Genf verfolgt und bin überrascht von der Schnelligkeit, mit der es gelang, ganz neu eingetretene Rekruten zu einem gewissen Grade von Fertigkeit zu führen. Der Grund dieser Erscheinung ist folgender. Die Männer, welche Offizierstellen bekleiden, haben großen Theils in fremden Armeen gedient und sind daher nicht ohne praktische Erfahrung; da sie sich zu gleicher Zeit gewöhnlich eine angemessene Bildung angeeignet haben, so sind sie im Stande, ihre Gedanken deutlich und bestimmt auszudrücken. Diese Klarheit wird ihren Mitbürgern gegenüber, in etwanigen Fällen von Ungeschicklichkeit, nicht durch unzeitige, leidenschaftliche Ausbrüche getrübt. Die Masse der Soldaten besteht — ich spreche immer noch von Genf, denn die Verhältnisse dieses Cantons sind mir genau bekannt — großen Theils aus Handwerkern und Arbeitern, deren Nachdenken bei der hochgesteigerten, gewerblichen Industrie dieses Landes ungemein geschärft ist. Die Instruction, vom Offizier ausgesprochen, ist so fort von seinen Untergebenen verstanden, mit Eifer ausgeführt und eingeübt. Denn neben der seltenen Bildung dieses Volkes ist an demselben nichts so sehr auffallend, als seine Liebe fürs Vaterland und seine Anhänglichkeit an dessen öffentliche Einrichtungen, denen es daher mit Neigung dient.

Man bleibt aber nicht bei diesen Uebungen innerhalb des Cantons stehen. Während des Sommers werden von der Bundes-Militair-Inspection, welche die gesammten Armeeangelegenheiten der Conföderation, unmittelbar unter der Tagessatzung, und man muß gestehen, mit möglichster Einheit, leitet, — von dieser

Behörde werden größere Manoeuvre von allen Waffen angeordnet. Zu dergleichen Uebungen sollen, nach der Vorschrift, nicht über 3000 Mann zusammengezogen werden, und diese Corps werden immer aus den Truppen verschiedener Cantons zusammen gesetzt, damit sie sich kennen und einander schätzen lernen. Außerdem wird aber von Artillerie- und Genie-Abtheilungen im Sommer ein Lager bei Thun bezogen. Die Arbeiten, welche dort vorgenommen und bis auf zwei Monate ausgedehnt werden, beziehen sich auf die verschiedenartigsten, theoretischen und practischen Verrichtungen dieser beiden Waffen. Dieser Unterricht wurde schon seit mehreren Jahren von dem Obersten Dufour geleitet, welcher in der kaiserlich französischen Armee gedient, sich aber seit dem als militairischer Schriftsteller und sonst als Mathematiker einen Namen gemacht hat. Das 1ste und 2te Aufgebot, welche hier immer als ein Ganzes betrachtet werden, da sie es ihrer Organisation nach sind, sollen, dem offiziellen Etat zu folge 67,516 Mann zählen. Unter diesen befinden sich 736 Kavalleristen, und 170 Feldgeschütze verschiedenen Calibres folgen ihnen. Die Infanterie ist aber bedeutend stärker, als jene Zahl sie angiebt; sie überschreitet ihren Etat ebenso, als die Bataillone der preußischen Landwehr den ihrigen. Diese Erscheinung erfolgt natürlich aus der seit 1815 in Europa Statt gehabten Vermehrung der Bevölkerung. Man wird daher in den Ländern, wo das Landwehrsystem eingeführt ist, bald gezwungen sein, neue Etats zu entwerfen, wofern diese nicht von der Wahrheit bedeutend abweichen sollen. Die vaterländischen Wünsche einiger Schweizer setzen ihre gegenwärtige Kriegsmacht auf 200,000 Mann. Nach meiner Berechnung dürfte die Annahme von 120,000 Mann der Wahrheit näher kommen. Diese Armee (ich habe immer nur die beiden ersten Aufgebote im Sinne) ist organisirt in einem Lande, welches etwa 880 □ Meilen

groß und mit 1,800,000 Einwohner bevölkert ist. In der preußischen Monarchie leben dagegen auf etwa 5000 □ Meilen 13 Millionen Einwohner, von welchen in ähnlichen Verhältnissen, also mit Einschluß der Landwehr 2ten Aufgebots ohne übertriebene Berechnung 800,000 Männer die Waffen zu tragen bereit sind. Aus diesen Angaben ergiebt sich, daß in der Schweiz auf 1 □ Meile etwa 148 Soldaten gerechnet werden müssen, und daß eben daselbst ungefähr $\frac{1}{15}$ der gesammten Bevölkerung bewaffnet sei. In Preußen dagegen finden wir 100 Wehrfähige 1 □ Meile entsprechend und $\frac{1}{25}$ der gesammten Bevölkerung gerüstet. Wahrscheinlich sind in keinem anderen civilisirten Staate der Erde die Waffenübungen so allgemein verbreitet, als in diesen beiden.

Da die Schweiz durchaus kein Militairstaat ersten Ranges ist, und sie überdieß die französischen Reglements für die meisten Fälle in ihrer Armee angenommen hat: so giebt deren Detail zu wenigen Betrachtungen Veranlassung. Ich will daher nur noch einige Bemerkungen folgen lassen.

1) Sämmtliche Infanterie wird, abweichend vom französischen Exercierreglement, in zwei Gliedern formirt. Diese Formation gewährt nur größere Leichtigkeit, bei kleineren Abtheilungen und deren Dressur; es wird aber um so schwieriger, größere Massen, wegen der um ein Drittheil größeren Ausdehnung der Linien, zu bewegen. Bei einer Armee, die aus lauter Milizen von sehr kurzer Dienstzeit besteht, scheint es daher doppelt fehlerhaft, ein solches System eingeführt zu haben. Man konnte sich auch nur bei einer überaus großen Anzahl der Schützen, wie wir sie in der schweizerischen und in der englischen Infanterie finden, zu solchem Schritte entschließen.

2) Die Kavallerie ist viel zu schwach, obschon große Entscheidungen in diesem Lande nicht von ihr herbei-

zuführen sind. Noch lebt indeß in unserem Gedächtniß die Erinnerung an die nicht unbedeutenden Dienste, welche die Kavallerie der Allirten, z. B. östreichische Dragoner während der Revolutionskriege auch in der Schweiz zu leisten Gelegenheit fanden. So im Mai und Oktober 1799 bei Petershausen und bei Schwarzenburg.

3) Es ist reglementsmäßig vorgeschrieben, daß die Infanterie, wenn sie von Kavallerie angegriffen wird, hohle Quarrés, in denen sie zwei Mann hoch steht, formiren soll. In der That bilden auch die hiesigen Truppen auf dem Exercierplatze ihre Quarrés niemals anders. Die Schweiz hat die hohlen Quarrés von Frankreich, wo sie seit der Restauration wieder eingeführt wurden, entlehnt. Ich denke, wir dürfen wünschen, daß die Franzosen, sollten wir ihnen jemals feindlich begegnen, Quarrés von der Art gegen uns formiren. Ich hoffe, unsere Kavallerie wird dann wieder ihr altes Uebergewicht behaupten. Denn das Feuer scheint zwar im hohlen Quarré durch die Verlängerung seiner Seiten vermehrt zu sein; ich glaube aber nicht, daß es, wie seine Vertheidiger voraussetzen, an Regelmäßigkeit gewinnt. Ferner ist die Formation der hohlen Quarrés, wenn sie auch noch so sehr vereinfacht wird, stets künstlicher und weitläufiger, als die der vollen. Eine Eigenthümlichkeit dieses schweizerisch französischen Quarrés ist überdieß, daß die Tirailleurs, welche hier, (ich weiß nicht, ob auch in Frankreich) bei den Bataillons in besonderen Kompagnien formirt sind, und zur Verstärkung der Ecken und des flankirenden Feuers außerhalb derselben in Knäueln aufgestellt werden. Die Ecken der Quarrés gewinnen durch diese Einrichtung sicherlich an Stärke; die Lage dieser außerhalb aufgestellten Tirailleurs scheint aber nicht beneidenswerth zu sein.

4) Die Conföderation hat in ihrer Infanterie etats-

mäßig 4000 (es sind jedoch in der That vielmehr) Schützen, welche in besondere Bataillone zusammengestellt und sämmtlich mit gezogenen Büchsen bewaffnet sind. Vorschriftsmäßig hat jedes Bataillon Linieninfanterie 6 Kompagnien, von welchen eine aus Schützen oder Tirailleurs besteht, die auch mit gezogenen Gewehren versehen sind. Ja das eidgenössische Militair-Reglement spricht den Wunsch aus, die Kompagnien dieser Formation möchten vermehrt werden, und stellt sogar den Cantons frei, ganze Schützen-Bataillone anstatt der Linien-Bataillone zu den Uebungen und ins Feld zu stellen [1]). Es drängt sich bei der Wahrnehmung dieser Tendenz der Schweizer zum Schützendienste die wichtige, organisatorische Frage auf, ob es überhaupt rathsam sei, ein Volk für eine Waffe besonders zu erziehen und zu bilden. Man kann bei der Beantwortung derselben einen Augenblick zögern, weil der

[1]) Ich sehe jetzt hier, in Bern, wie sehr von Seiten der Conföderation die Ausbildung des Schützenwesens befördert wird.

In der ganzen Schweiz bestehen in jedem Orte von einiger Bedeutung, ja selbst in vielen Landgemeinden, Schützengesellschaften, deren Mitglieder zusammen genommen sich bis auf 10 — 12,000 belaufen sollen. Aus ihnen sind die Schützen-Bataillone und Kompagnien größtentheils zusammengesetzt. Jährlich einmal versammeln sich zahlreiche Deputationen dieser Vereine in irgend einer Stadt. Dieses Jahr finde ich sie hier in Bern. Man hat umfassende und kostbare Anstalten zu ihrer Aufnahme gemacht. Es versammeln sich hier allmälig 5000 Mitglieder dieses allgemeinen, eidgenössischen Schützenfestes. Man schießt auf eine Entfernung von 210 Schritten gleichzeitig nach 34 Scheiben, welche in einer Linie, und zwar so, daß eine von der anderen nur wenige Schritte entfernt ist, aufgestellt sind. Die Scheibensucher werden durch mit Ziegeln bekleidete Brettwände, welche zugleich die Scheiben von einander trennen, gesichert. Dennoch würde das Leben jener Scheibensucher beinahe immer aufs Spiel gesetzt sein ohne die große Sicherheit, mit welcher die Schützen des Treffens gewiß sind.

Gedanke sehr nahe liegt, daß die Begünstigung einer mit Vernachläßigung der anderen verbunden sein dürfte. Dieser Fehler wäre groß; aber sehen wir die Sache näher an! Versäumt man keine Gelegenheit, die Kräfte aller Theile des Heeres möglichst zu entwickeln, und denselben die Entdeckungen des In- und Auslandes, insofern sich ihre Nützlichkeit durch Erfahrung bewährt, anzueignen; befindet sich das Heer stets auf dem Standpunkte seiner Zeit und bleibt es nie hinter dieser zurück: so kann man gewiß, bei vorsichtiger Anwendung der in Europa gemachten Entdeckungen, auch auf die dem Lande und Volke eigenthümlichen Neigungen und Anlagen Rücksicht nehmen und ihre Entwikkelung ohne Scheu befördern, und man wird sicher sein, daß man des Feindes besondere Streitmittel dadurch weit eher paralysiren wird, als es durch todte, widernatürliche Nachahmung derselben geschehen würde. Daher wird auch das Auge, welches Organisationen im Großen zu leiten berufen ist, stets aufmerksam den Gang der benachbarten Heere erforschen, um deren Schwächen zu benutzen und deren Stärke zu entkräften, während es das Element, auf welches wir durch Natur und Geschichte gewiesen sind, zur festen Säule des Staats heranzubilden sucht. In diesem Sinne ist es gewiß rathsam, wenn die Schweiz sich vorzugsweise zum Schützendienste vorbereitet, wenn Rußland und Norddeutschland besondere Sorgfalt auf die Ausbildung einer zahlreichen Cavallerie, verbunden mit der in unserer Zeit nöthigen, reitenden Artillerie verwendet; und eben so richtig ist es, daß England in der Stärke seiner Flotte die Grundlage seiner Größe erkennt.

5) In Hinsicht auf die Organisation der Artillerie ist zunächst zu bemerken, daß das Traincorps von der eigentlichen Artillerie getrennt ist, d. h. die Geschütze und die übrigen Artilleriefuhrwerke werden von Leuten gefahren, welche nicht unter den Artillerieoffizieren ste-

hen. Die Mängel dieser Organisation sind so auffallend, daß man sie in Frankreich im verflossenen Jahre aufgegeben hat.

6. Die Affutage der schweizerischen Geschütze war bis vor einiger Zeit nach der damals in Frankreich eingeführten Art gemodelt. Da man aber seit Kurzem bei der französischen Artillerie die Blocklaffeten adoptirt hat, so folgt man auch in der Schweiz bei neuen Anschaffungen dem Beispiel des Nachbars. Die hiesige und die französische Anspannung mit Blocklaffeten weicht von der englischen, der sie nachgeahmt ist, darin bedeutend ab, daß die englische Artillerie mit einer Gabeldeichsel fährt, die beiden erst genannten aber die gewöhnliche, einfache Deichsel beibehalten haben. Noch hat man nämlich diese Geschütze mit Blocklaffeten nicht anders zu construiren versucht, als daß die Deichsel vorn zur Erde herabfällt. Hierdurch wird die Last, welche die Stangenpferde zu überwinden haben, bedeutend vermehrt. Die Engländer, um dem Uebel zu begegnen, fahren mit einer Gabeldeichsel und spannen gewöhlich die Pferde neben einander. Die Last der Deichsel wird daher, was allerdings ein Gewinn ist, von dem Rücken des Pferdes getragen. Die bei dieser Methode entstehenden Nachtheile sind:

a. die Pferde, welche in der Gabel ziehen, müssen von außerordentlicher Stärke sein.

b. Werden dieselben in der Gabel während des Gefechts erschossen, so sind sie eben so schwer auszuspannen, als ihrer Qualität nach, zu ersetzen.

Die Franzosen, und nach ihnen die Schweizer, glaubten diesen Nachtheilen durch Anwendung der zweispännigen Deichsel zu entgehen. Sie sind aber nun, weil diese ihre Deichsel nicht durch die Construction des Fahrgestells in der Luft frei schwebend erhalten wird, dem großen Uebelstande ausgesetzt, daß ihre Stangenpferde, welche diesen schweren Theil des Fuhrwerks

mit dem Halse tragen, in Folge solcher Anstrengung, bald gedrückt und selbst brustlahm und außer Thätigkeit gesetzt werden. Sollte man wegen der größeren Leichtigkeit, mit der sich Blocklaffeten bedienen lassen, sie bei uns einzuführen sich bewogen fühlen, so wäre es daher wohl wünschenswerth, daß man vorher eine bessere Bespannungsmethode ersönne, als die genannten Armeen uns zeigen. Die gewonnenen Vortheile möchten sonst die angenommenen Nachtheile nicht überwiegen. Uebrigens ist, beiläufig erwähnt, die Blocklaffete, was hin und wieder ausgesprochen worden ist, keine Erfindung unserer Zeit. Denen meiner Freunde, welche an der Richtigkeit dieses Ausspruchs zweifeln, will ich, nach meiner Rückkehr ins Vaterland, dessen Glaubwürdigkeit durch Abbildungen aus dem 17. Jahrhunderte darthun.

7) Die Einführung der Percussions-Zündung bei den Geschützen und die Anwendung der Congrevschen Raqueten sind Gegenstände, welche die Artillerie-Offiziere der französischen Schweiz in diesem Augenblicke vorzüglich beschäftigen. Man ist sehr geneigt, aber noch nicht entschlossen, den bei den nassauischen Truppen durch den Major Hadeln eingeführten Hammer anzuwenden, da man die Annahme des Zündungshammers der niederländischen Armee aufgegeben hat. — Es ist wohl der Erwähnung sehr werth, daß einige Genfer Chemiker von Bedeutung, welche ihre Militairdienste im Artilleriecorps abmachen, viele Versuche über die Natur und das gegenseitige Verhalten des zur Percussionszündung angewendeten Knallqueckſilbers und Knallkali's (aus der Potasche dargestellt) gemacht haben. Die Meinung hat sich zu Gunsten des Knallqueckſilbers ausgesprochen, weil:

I. die beim Verbrennen des Knallkali's entstehenden Gase eine stärkere Oxydation der Metalle herbeiführen, als es beim Knallqueckſilber der Fall ist;

II. weil das Knallqueckſilber eine größere Kraft entwickeln ſoll, als das Knallkali.

Dieſe Meinung ſcheint um ſo mehr eine genaue Prüfung zu verdienen, da man in Deutſchland die entgegengeſetzte ausgeſprochen hat.

Auf Verſuche über Anwendung der Congrevſchen Raqueten verwendet man in Genf verhältnißmäßig viel Zeit und Geld. Herr Pictet-Cazenove, ein dortiger, durch ſein anſehnliches Vermögen unabhängig geſtellter Privatgelehrter, der zum Generalſtabe der Artillerie gehört, hat die Leitung dieſes Gegenſtandes übernommen. Ueber den Erfolg, da man die Verſuche bis jetzt geheim gehalten hat, läßt ſich noch nicht urtheilen; ich habe aber die Ausſicht, bald einigen Uebungen beiwohnen zu dürfen. Man beabſichtigt, die ſchon vor mehreren Jahren vom General Congreve ſelbſt weitläuftig beſprochene Idee, nämlich auch die Infanterie mit dieſer Brandwaffe auszurüſten, wo möglich in Ausführung zu bringen. Wenn das den Schweizern wirklich auf eine zweckmäßige Weiſe gelingen ſollte, ſo wird ihnen der Mangel an Geſchützen nicht ſo fühlbar werden, als es ohne dieſes Surrogat bei der geringen, oben angeführten Anzahl derſelben der Fall ſein muß. Uebrigens ſcheint mir der Gegenſtand ſo wichtig zu ſein, daß wir wünſchen ſollten, unſere Regierung ließe den Fortgang dieſer Unternehmung beobachten, um ſo die Erfahrung Anderer zu ſeiner Zeit für ſich benuzzen zu können.

8) Die Ingenieur-Offiziere ſtehen nicht im Dienſte der einzelnen Cantone, ſondern bilden eine Abtheilung im großen Generalſtaabe der Conföderation. Sapeur- und Pontonnier-Abtheilungen, im Ganzen 213 Mann ſtark, ſind aber mit den Artillerie-Contingenten der Cantons verbunden. Dieſe Leute, welche im Fall des Krieges unter den Ingenieur-Offizieren ſtehen werden, kommen mit dieſen, während des Friedens, nur

des obenerwähnten Uebungslager bei Thun in Berührung. Bei dieser Organisation des Ingenieurcorps ist man von der, mich dünkt, nicht fehlerfreien Ansicht ausgegangen, nie einen Belagerungskrieg führen, sondern sich nur der Feldverschanzungen zu seiner Vertheidigung bedienen zu wollen.

Man scheint dabei zu vergessen, daß die wirksamste Vertheidigung häufig im Angriff besteht, und daß man, wenn man dann den Feind in seinem Lande angreift, auf seine Festungen stößt u. s. w. Die finanzielle Rücksicht hat aber hiebei, wie es scheint, entschieden. Denn für die ärmeren Cantons würde die Anschaffung eines Belagerungstrains zu kostbar werden, und die reichen Landestheile haben nicht Lust, für die ärmeren zu bezahlen. Das ist die schwache Seite einer Bundesregierung! —

Ein Wort über die schweizerischen Festungen scheint hier an seinem Orte zu sein. Diese Befestigungen rühren aus früheren Jahrhunderten her, wenn schon ihre Werke in späterer Zeit umgebauet und zeitgemäß eingerichtet sind. Sie liegen an militairisch-wichtigen Puncten, was sie aber keinem System, sondern anderen Umständen zu danken haben, da die größeren Städte nicht im Hochgebirge selbst, wohl aber leicht an den Ausmündungen der Thäler gedeihen konnten, weil sich hier die Vereinigungspuncte der Land- und Wasserstraßen bilden. So z. B. Bern, Zürich, Genf u. s. w. Man hat in neuerer Zeit wiederholt daran gedacht, die Festungswerke dieser Städte zu schleifen, da sie denselben fortdauernd bedeutende Ausgaben aufbürden, und man nicht daran denkt, sich einer ernsthaften Belagerung aussetzen zu wollen. Bis jetzt hat jedoch die Ansicht in den gesetzgebenden Körpern dieser Republiken vorgeherrscht, daß, ihre Festungswerke Reichthümer von solcher Bedeutung einschließen, daß es der Mühe werth sei, jene zu unterhalten, um die letzteren

gegen Streifzüge zu ſichern. Dieſe Meinung, welche für die Verhältniſſe, in denen die Schweizer leben, in der That die richtige zu ſein ſcheint, erhält mithin eine Anzahl proviſoriſcher Befeſtigungen, welche einzig in ihrer Art ſind. Zum Beweiſe für die Richtigkeit des Verfahrens nur eine hiſtoriſche Bemerkung über die Befeſtigung Genfs. Sie enthält ſeit Anfang des zuletzt abgelaufenen Jahrhunderts 12 ganze und 2 halbe Baſtionen. Es liegen ihnen faſt ohne Ausnahme Contrefacen, ſo wie den Ravelins Lünetten vor. Dabei beſitzt jedoch Genf, außer den 16 Kanonen und 10 Haubitzen, welche es zum Bundes-Contingent ſtellen muß, nur 60 Feuerſchlünde zur Vertheidigung der Feſtungswerke. Mit dieſen Geſchützen, welche die Stadt ſchon ſeit längerer Zeit beſaß, und deren Anzahl einleuchtend viel zu gering iſt, um einem ernſthaften Angriffe damit erfolgreich begegnen zu können, — mit dieſen Vertheidigungsmitteln hat Genf ſeit 35 Jahren, d. h. von 1780 bis 1815, fünf Angriffe abgewehrt, von denen einer ſchon wegen des bloßen Vorhandenſeins jener Mittel (Ende Februar 1814) ſcheiterte. Viermal aber (1782, 1798, 1813 und 1815) erkämpften ſich die Genfer durch kurze, doch muthige Vertheidigungen hinter ihren Wällen ſehr günſtige Capitulationen und die Erhaltung ihrer großen Beſitzthümer. — Faſſe ich Alles das, was ich in der Schweiz von militairiſchen Leiſtungen zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, und wovon ich hier nur das Wichtigſte andeuten wollte, unter einem Geſichtspunkte zuſammen, ſo ſcheinen mir folgende Sätze das Ergebniß zu ſein:

1) Die Infanterie iſt wenigſtens eben ſo gut ausgebildet, wie andere Milizen von ſo kurzer Dienſtzeit, und wird im Fall des Krieges, wegen der großen Neigung und Fähigkeit des Volks zum Schützendienſte dem Feinde ſehr gefährlich werden.
2) Die Kavallerie könnte und ſollte vermehrt werden.

3) Daß gar keine stehende Cadres vorhanden sind, ist besonders für das Artillerie- und Ingenieurcorps nachtheilig. Die Armuth der sogenannten kleinen Cantone und die Unlust der reicheren, für jene zu bezahlen, werden es indeß wohl, obschon der Mangel anerkannt wird, für immer verhindern, daß demselben abgeholfen werde.

4) Die Offiziere leisten mehr, als man im Auslande anzunehmen geneigt ist. Denn sie sind, wie alle Schweizer, für ihr Vaterland mit Leidenschaft enthusiasmirt, und widmen sich daher gern den öffentlichen Angelegenheiten. Sehr viele unter ihnen haben Dienst- selbst Kriegserfahrung, da es bekanntlich nicht selten ist, daß junge Schweizer eine Zeitlang in fremden Heeren dienen und dann in's Vaterland zurückkehren. Die Schweizer reisen gern, [1]) und sind auch bemittelt genug, weite Reisen zu machen, und sich mit den Fortschritten fremder Heere in Verbindung zu erhalten. Es befindet sich in manchen Gegenden der Schweiz eine nicht unbedeutende Anzahl von Gelehrten in sehr unabhängiger Stellung,

---

[1]) Aus den merkwürdigen Reisen des Obersten Fischer v. Schaffhausen in England während der Jahre 1825—27 sind auch bei uns Auszüge in den öffentlichen Blättern mitgetheilt worden.

Ich selbst kenne Männer in der Schweiz, die außer der Exercierzeit sich mit der Administration und der Rechtspflege des Landes beschäftigen, und welche von Zeit zu Zeit aus eigenen Mitteln Reisen in fremde Länder für militairische Zwecke unternehmen. Kürzlich haben sich diese durch eigene Ansicht vom Zustande der preußischen und der französischen Armee unterrichtet. Dieses Bestreben führt eine Erscheinung herbei, die man füglicher bei uns, als in der Schweiz zu finden erwarten sollte, obschon ich vermuthe, daß sie bei uns wirklich fehlt. Es haben sich nämlich in verschiedenen Theilen der Schweiz kriegswissenschaftliche Vereine zu gegenseitiger Mittheilung neuer Ideen und Erfahrungen gebildet. Ich habe Sitzungen solcher Gesellschaften beigewohnt, und sie nicht ohne Belehrung verlassen.

wodurch es ihnen möglich wird, einen Theil ihrer Muße und Kenntniſſe zum Nutzen ihres militairiſchen Berufs zu verwenden.

5) Die ſchweizeriſche Armee wird, wahrſcheinlich eine Zeitlang mit Erfolg, ſelbſt den überlegenen Streitkräften eines einzelnen der großen europäiſchen Staaten, ſollte einer derſelben die Eroberung des Landes unternehmen wollen, die Spitze bieten können. Die Schweizer erwarten aber in ſolchem Falle die Unterſtützung anderer Mächte. Ihre Vorausſetzung gründet ſich ganz richtig auf den Zuſammenhang des europäiſchen Staatenſyſtems. Uebrigens ſcheinen ſie wirklich den feſten Willen zu haben, in einem ſolchen Falle den Kampf auf Tod und Leben zu führen; und ſie rechnen nicht auf Eroberungen, ſondern auf die Sicherung ihrer unabhängigen Exiſtenz.

Luzern, den 20. Juli 1830.

Auch in dem hieſigen Zeughauſe befinden ſich Bandeliere mit Pulverkapſeln aus der Zeit vor Erfindung der Papierpatronen. Jene ſind brodirt und geſtickt; dieſe noch größer, als die im Zeughauſe zu Genf befindlichen; Ebenſo fand ich hier auch Pulverhörner aus jener Zeit, deren Dülle am untern Ende in der Art geſchloſſen werden kann, daß dieſelbe zugleich ein Pulvermaß beim Aufſchütten wird, wie dergleichen auch gegenwärtig bei Jagdliebhabern noch häufig in Gebrauch ſind. Die Schwerdter aus dem 15ten 16ten und 17ten Jahrhundert, welche ſich hier befinden, ſind ſämmtlich leichter, als unſere Kuiraſſierpalaſche.

Eine Muskete, welche der Zeit Karl des Kühnen angehören ſoll, iſt zugleich mit Rad- und Luntenſchloß verſehen. Das letzte ſcheint nur im Nothfall angewendet worden zu ſein, wenn das erſtere ſeine Dienſte verſagte.

Bad Pfäffers, den 27. Juli 1830.

Der während der Revolutionskriege so berühmt gewordene Lucienſteig iſt allerdings ſehr wichtig, weil über ihn die einzige große Fahrſtraße im Rheinthale von Vaduz nach Chur rührte. Durch den Beſitz dieſer Gegend tritt man zugleich in Verbindung mit der Straße am linken Rheinufer zum Bodenſee, mit der des Wallenſtädter Thales, mit den oberrheiniſchen Straßen über den Bernhardin, den Splügen und denen nach dem Engadin; mit anderen Worten, man bahnt von hier den Weg gegen Schwaben, Zürich, Italien und Tirol zu. Daher möchten wohl der Lucienſteig, ſo wie Mayenfeld und Malans, befänden ſie ſich im Beſitz einer großen Macht, ſtark befeſtigt werden. Der Canton Graubündten glaubt dagegen, daß dies nicht in ſeinem Intereſſe ſei. So wie die Sache jetzt ſtehet, hat man im Lucienſteige keine anderen Schwierigkeiten zu bekämpfen, als ſolche, die in jedem engen und hochgelegenen Gebirgspaſſe zu überwinden ſind. Ja, dieſe Poſition kann ſogar auf mehreren Fußwegen umgangen werden. Sicherlich gehört ein ſeltenes Talent dazu, im Hochgebirge mit Geſchicklichkeit zu manövriren und dem Feinde, bei Schonung eigener Kräfte, zuvorzukommen. Am wichtigſten hiebei ſcheint mir die genaue Kenntniß der Seitenwege zu ſein, welche aus einem Querthal in das benachbarte, über die hohen Waſſerſcheiden, führen; nicht wieder aber ein zweckmäßiges Verpflegungsſyſtem und eine geordnete Marſcheintheilung. Wer es verſucht hat, nur eine Gemsjagd anzuſtellen, der wird Lecourbe und ſeine Nebenbuhler aller Zeiten bewundern! —

Pontreſina im Ober-Engadin, am nördlichen Fuße des Bernina, den 30. Juli 1830.

Seit meinem letzten Briefe habe ich die Schweiz in ihrer ganzen Ausdehnung von W. nach O. durch-

ſtrichen. Wir haben zuerſt die beſuchteſten Gegenden in den mittleren Cantonen geſehen. Es wäre Thorheit, eine Schilderung von den Gegenden am Vierwaldſtätter See, welche nach meinem Geſchmacke an maleriſcher Schönheit Alles übertreffen, entwerfen zu wollen. Waſſer und Berge, Baumſchlag und Himmel wetteifern mit einander, um Luzern zu einem der lieblichſten Aufenthaltsorte zu machen. Und der ſüdliche Theil des Vierwaldſtätter Sees bedarf wahrlich nicht jener großartigen Erinnerung, welche ſich an Orte wie Tellsplatte, Grütli, Flüelen u. ſ. w. knüpfen, um unſer Gefühl erhaben zu ſtimmen; die Natur würde es dort ſchon an ſich thun. Die Ausſicht vom Rigi iſt, nach meinem Geſchmacke, ſchon zu hoch, um ein vollkommen ſchönes Bild zu geben. Das Land unter ihm erſcheint mehr landkartenartig, als maleriſch ſchön. Aber dieſer Standpunkt iſt höchſt merkwürdig und für die phyſiſche Erdkunde äußerſt lehrreich. Wir ſind von dort über den Züricher See dem Getümmel der Reiſenden entflohen, haben uns an den Reizen deſſelben bei Rapperswyl gelabt und darauf Graubündten durchſtrichen. Dieſes Land iſt eben ſo intereſſant, als unvollſtändig gekannt. Denke Dir ein Land, deſſen mittlere Erhebung etwa 4000 (alſo faſt 1000′ höher als der Brokken) iſt. Die höchſten Punkte der Alpen, welche Graubündten in vielen Verzweigungen durchziehen, erreichen nicht ſelten die Höhe von 11,000 Fuß. Dieſes Land gewährt dem Menſchen ſo wenig Unterhaltsmittel, daß derſelbe ſich nur in den ſchmalen Thälern, von welchen das Land in allen Richtungen durchbrochen iſt, anſiedeln konnte, um von dort aus während dreier Monate die höher liegenden Alpmatten von ſeinen Heerden beweiden zu laſſen. Das breiteſte Thal iſt das des Rheines bei Chur — der einzigen Stadt im ganzen Lande, welche dieſen Namen verdient — und dennoch iſt es kaum eine Stunde breit. Der Grau-

bündtner treibt eine sehr bedeutende Viehzucht, verkauft sein Vieh in die Lombardei und bringt von dort Wein zurück, wovon er ziemlich viel selbst trinkt, größtentheils aber nach der nördlichen Schweiz und dem südlichen Deutschland befördert. So sind die Graubündtner, durch die Natur und ihre Umgebungen gezwungen, zu gleicher Zeit Vieh- und Weinhändler. Getreide und Erdtoffeln können im größten Theile dieses rauhen Landes nicht gebaut werden. Man ist daher genöthigt, die Mehlfrüchte aus Deutschland oder Italien zu beziehen, weshalb es auch unmöglich scheint, sich in diesem Lande mit einer großen Armee längere Zeit zu halten. Wenn sie vom Feinde nicht vernichtet wird, so geht sie dem Hungertode entgegen. Sehr überraschend ist es, in den engen, unfruchtbaren Thälern dieser demokratischen Republiken die Felsgipfel mit ungemein zahlreichen Ruinen von Ritterburgen gekrönt zu sehen. Ich habe nur am Niederrhein einen ähnlichen Ueberfluß von solchen Zeugen abgelaufener Jahrhunderte gefunden. Welchen Kampf hat hier das Communal-Wesen kämpfen müssen, um das Feudal-System so ganz auszurotten, wie es hier geschehen ist. Ich wäre im Stande, Dir eine gute Anzahl von solchen Burgen zu nennen, welche wischen 4 — 5000 Fuß über dem Meere erbauet sind. Bei der geringen Fruchtbarkeit dieses Landes und der im Ganzen wenig verbreiteten ländlichen Industrie während des Mittelalters würde ich mir diese Erscheinung durchaus nicht erklären können, wenn ich nicht zufällig Straßen gefolgt wäre, auf welchen sich im Mittelalter zum Theil der Welthandel hin und her bewegte. Ich bin nämlich von Sargans den Rhein bis Chur hinaufgestiegen, habe aber von dort meine Richtung durch das Oberhalbstein-Thal bis Stalla genommen. Dieses Thal führt zu den Pässen des Juliers und Septimers. — Auf der Höhe des Passes des Juliers stehen zwei 4

Fuß hohe Säulen aus einem granitischen Gestein. Ihr Aeußeres läßt ein hohes Alter vermuthen; leider sind sie aber ohne Inschrift. Unser Führer sagte mir, in einem Steine, der in der Nähe auf der Erde liege, sei eine Inschrift eingegraben, welche ausspreche, die Säulen seien von einem Kaiser errichtet. Dieser Inschrift-Stein wurde von uns gesucht, aber nicht gefunden. Die Bücher, welche ich zur Hand habe, vermögen eben so wenig zu rathen; wenn Du es vermagst, versäume ja nicht, es zu thun. Es ist ein reizender Anblick, wenn man den Julier mit Mühe und Beschwerde überstiegen hat, und sich dann dem Thale des Ober-Engadin bis auf eine halbe Stunde nähert. Der Abhang des Gebirges ist mit den schönsten Lärchentannen bedeckt, durch deren halbdurchsichtiges Laub man den Inn erblickt, welcher drei oder vier dunkelgrüne Seen bildet, oder von ihnen gebildet wird.

An den Ufern dieser Wasser erheben sich viele wohlhabende Dörfer mit ihren glänzend weißen Häusern. Uns gegenüber stieg eine andere Alpenkette mit schneebedeckten Häuptern empor, deren Fuß mit fetten Weiden, Sennhütten und Viehheerden bedeckt war. — Das erste Dorf, auf welches man auf diesem Wege im Engadin stößt, ist Silvaplana. Das Auge fällt dort zuerst auf ein großes, geräumiges Haus mit freundlichen Vorhallen und Gärten. Es ist Josti's Schloß. Stehely, der vom Gensd'armes-Markt, hat sich ein anderes in Sils, an der Quelle des Inn, 5 bis 6000 Fuß über dem Meere, erbauet. Diese Häuser sind aus nichts Anderem, als aus Berliner Süssigkeiten entstanden. Im Ober-Engadin nämlich, das noch weniger eigene Hülfsmittel hat, als die übrigen Theile Graubündtens, ist es ein sehr verbreiteter Gebrauch, daß die Männer in den Jahren der Rüstigkeit auswandern, um von dem zu erwerbenden Gewinne ein gemächliches Alter in der Heimath verleben zu

können. Da die Zuckerbäckerei weder Vorkenntnisse, noch Betriebscapital von Bedeutung verlangt, so beschäftigen sich die Engadiner vorzugsweise mit ihr, in Italien, Frankreich, den Niederlanden, Dänemark und Deutschland.

Mailand, 2. August 1830.

Die Oestreichische Regierung hat eine vortreffliche Kunststraße von hier über Lecco und Varenna am Ostufer des Comer-Sees ganz neuerlich bauen lassen. Die hohen Felsufer des Sees, welche in denselben, meist mit außerordentlicher Steilheit unmittelbar hinabfallen, mußten häufig gesprengt oder zu langen Gallerien ausgehöhlt werden. Sobald die noch fehlende, nur kurze Strecke dieser Kunststraße bei Colico beendet sein wird, was diesen Herbst statt finden soll, ist dem Lande allerdings eine merkantilisch und militairisch höchst wichtige Straße gegeben, welche das Valtellin vermittelst des Stilfser Jochs mit Tirol verbindet. Damit es den Oestreichern nicht gelingen möge, allen Handel aus ihren deutschen Provinzen nach der Lombardei auf ihre Straße zu locken, so erbaut Graubündten, außer den beiden schon vorhandenen, noch eine dritte große Kunststraße, welche durch diesen Canton über die Alpen, und zwar östlich von der über den Bernhardin und den Splügen führt. Die Strecken auf dem Julier und dem Maloya sind bereits fertig; nord- und südwärts von den großen Gebirgshängen hat man aber noch nichts zur Bearbeitung dieser neu anzulegenden Heerstraße gethan.

Man muß den erschlaffenden Eindruck des furchtbaren italienischen Climas empfunden haben, um zu begreifen, wie dieses Land im Mittelalter das gewisse Grab aller deutschen Heere wurde. Diese Alles auf-

lösende Hitze des italienischen Himmels macht den gänzlichen Mangel an aller Anstrengung und Thätigkeit, und die daraus hervorgehende politische Thatenlosigkeit und Entwürdigung der Italiener begreiflich.

Mit diesen Erscheinungen und meiner daraus abgeleiteten Bemerkung, scheinen die Leistungen und die Tüchtigkeit der alten Römer im Widerspruche zu sein. Ich gestehe Dir, ich neige mich daher, wenn schon mit Vorsicht, doch gern, um mir die Sache genügend erklären zu können, zu der Meinung, das Clima Italiens sei seit der Römer Herrschaft wärmer geworden. Dafür haben wir, wie mich dünkt, selbst Zeugnisse in der römischen Literatur. Denn, wenn wir schon wissen, daß Horazens neunte Ode in dessen erstem Buche nur eine Nachahmung einer ähnlichen des Alcäus war, der das rauhere Thracien zu schildern sich vorgesetzt hatte, so glaube ich dennoch, daß heut kein mittel- oder unteritalienischer Dichter singen wird, wie Horaz damals sang. Seine Verse lauten also:

Vides, ut alta stat nive candidum
Soracte, nec jam sustineant onus
Silvae laborantes, geluque
Flumina constiterint acuta.

Da aber dieses Bild eines gleichsam nordalpinischen Winters dem kälteren thracischen Klima nachgebildet sein mag, so sind die Hindeutungen Virgils auf eine größere Rauhigkeit des italischen Himmels seiner Zeit allerdings von größerer Wichtigkeit. Solche Stellen, wie Georg. III. V. 318 — 20.:

Ergo omni studio glaciem ventosque nivalis,
Quo minor est illis aurae mortalis egestas,
Avertas [1])

und manche andere sind um so auffal-

[1]) Virgil hat hier von der Zucht der Ziegen gesprochen und fährt in den citirten Zeilen fort: Je weniger sie der Fürsorge der Menschen bedürfen, desto mehr schütze sie dagegen gegen Eis und Schneegestöber.

lender, da der Schauplatz dieses Lehrgedichts Mittel- und Süd-Italien ist.

Mailand, den 4 August 1830.

Das Schlachtfeld, auf welchem Franz I. 1525 geschlagen wurde, ist eine völlige Ebene, wie es der größte Theil der Lombardei ist. Der große Thiergarten, in welchem der Kampf zum Theil ausgefochten wurde, befindet sich noch hier. Nach der Schlacht brachte man den gefangenen Franz in ein seit der Zeit unverändert gebliebenes Zimmerchen der Certosa di Pavia, einem der prachtvollsten Gebäude Europa's, in welchem die Verbindung des italienischen Baustyls des 14ten und 15. Jahrhunderts mit dem arabischen mit mehr Aufwand als Geschmack versucht wurde. Hier war es, wo Franz I. seiner Mutter die berühmten Worte schrieb:

„Tout est perdu, excepté l'honneur!"

Meyringen im Oberhasli-Thale, am 10. August 1830.

Bei den neuesten Begebenheiten in Frankreich fühle ich mich verpflichtet, Dir meine Ueberzeugung und mein Glaubensbekenntniß über diese traurigen Ereignisse auszusprechen. Ich halte es verständig und pflichtmäßig, daß in so verhängnißvollen Zeiten, wie die unsrigen seit vierzehn Tagen geworden sind, Gleichgesinnte sich als solche einander zu erkennen geben, damit die Gemäßigten, vereint durch Kraft und festen Willen, dem Unsinn und der Leidenschaftlichkeit wo möglich Grenzen setzen. — Das größte Verbrechen in der Politik ist Untergrabung und Verletzung der Gesetze. Leider kann man Carl X. von dem Vorwurfe nicht frei sprechen, es gethan zu haben, indem er die Ordonnanzen vom 25. Juli erließ. Sie waren zum

Theil im Widerspruche mit der Charte, einem von ihm aufs Förmlichste beschworenen Gesetze.

Viel größer ist aber das Unrecht, das Verbrechen der Revolutionaire, denn sie geben vor, durch Gesetzlosigkeit Gesetze begründen zu wollen und zu können. Diese Männer, welche so oft die Worte der Freiheit, des Rechts und der Vaterlandsliebe in hellklingenden Phrasen haben ertönen lassen, setzen durch ihr jetziges Verfahren jeden aufmerksamen Beobachter außer Zweifel, daß sie ihre eigensüchtigen Zwecke, ihre Privatabsichten verfolgen. Auf das Bestimmteste habe ich auf Privatwegen aus Frankreich direct erfahren, daß z. B. Terneaux und andere große Fabrikbesitzer ihre Arbeiter vor Ausbruch der blutigen Auftritte abgelohnt und zu hunderten nach Paris geschickt haben. Man meine ja nicht, es hätte kein anderes Mittel, die Charte vor den Eingriffen des Polignacschen Ministeriums zu retten, zu Gebote gestanden, als rohe Gewalt. Der Anwendung des gesetzmäßigen Widerstandes, nebst der ganzen ihm einwohnenden moralischen Kraft, konnte die französische Nation sich bedienen. Sie hatte nicht nöthig, nach den Bestimmungen der Ordonnanz vom 25. Juli neue Deputirte zu wählen, weil jene Verfügung gegen die Charte war. Wäre dennoch eine so außergesetzlich gewählte Kammer gebildet, so hätte die jetzige Deputirten- oder die Pairskammer sie für berathungsunfähig erklären können, weil ja ihre Erwählung außerhalb der bestehenden Gesetze geschehen war. Ein ruhiges, consequentes Verfahren auf der Bahn des Rechts würde die Jesuiten entwaffnet haben, während ihnen jetzt schon viele Stimmen, welche sich sonst gegen sie erklärten, zufallen.

Du erinnerst Dich gewiß, wie wir zur Zeit des Ministeriums Martignac als die linke Seite dessen Municipalgesetz zu Falle brachte, dahin übereinkommen, daß die Führer jener Seite nicht die Sache ihres Va-

terlandes, sondern die ihrer Selbstsucht führten. Von der Richtigkeit dieser Vermuthung habe ich mich während meines Aufenthalts im Auslande vollständig überzeugt. Der König Carl X. scheint seine Sache aufzugeben; er hat viele Anhänger in Frankreich; die zahlreichen Gegner der Revolution schließen sich ihm an, weil man den Druck einer republikanischen Despotie fürchtet. In solcher Zeit, wie diese, führen aber, — das sollten Alle die, welche Partheihäupter sein wollen, bedenken — nicht wohlgestellte Phrasen, sondern Verstand, Entschlossenheit und ein tapferer Degen zum Ziel! Uebrigens läßt sich erwarten, ja mit Bestimmtheit behaupten, daß ein Sieg der Bourbons leider auch der der Jesuiten sein würde.

Ich habe die jetzigen Franzosen in der Art kennen gelernt, daß ich vermuthen darf, der Kern der Gebildeten unter ihnen will weder Jesuiten noch Revolutionaire, sondern er sehnt sich nach Ruhe, Ordnung und Gesetzmäßigkeit. Die Bessern unter ihnen sind bis jetzt, wie die tugendhaft Gesinnten in der Regel, durch keine andere Bande, als die der Ueberzeugung verbunden. Es wäre zu wünschen, sie träten sich näher, um sich den Mißhandlungen beider extremen Parteien zu entziehen. Die linke Seite besitzt die bedeutendsten Geldmittel, der Nervus rerum gerendarum der Revolutionen; sie wurden durch die so eben eingebrachte Algierbeute zufällig sehr vermehrt. Erst, wenn die überwiegenden Geldmittel der linken erschöpft sind, werden die Meinungen mit gleichen Waffen in den Kampf treten und diesen zur Entscheidung bringen.

Sécheron bei Genf, den 20. August 1830.

Betrachte ich den Ursprung, Gang und die wahrscheinlichen Folgen der ungeheuern Begebenheiten in Frankreich, so muß ich, gegen mein Gefühl, allerdings

zugeben, daß diese Revolution in mancher Beziehung für Frankreich heilsame Folgen hervorbringen kann, wie die ähnliche solche für England bewirkte. Dennoch ist mir ein solcher Verfolg der Begebenheiten bei der Eigenthümlichkeit der Franzosen nicht sehr wahrscheinlich. Ich werde durch den Widerstand, welchem meine Meinung in diesem Lande fast überall begegnet, immer wieder auf dergleichen Betrachtungen zurückgeführt.

Die Revolution vom Juli wird vielleicht in militairischer Hinsicht zu einem merkwürdigen Resultate führen.

Die Nationalgarde ist von Neuem erwacht. In ihrer jetzigen Gestalt herrscht in ihr die politische Tendenz vor, und sie wird bei ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit zur Vernichtung der königlichen und aristokratischen Elemente in der Verfassung und Verwaltung geeigneter sein, als zur Abwehrung eines äußeren Feindes. Es fehlt ihr nämlich der Zusammenhang mit den stehenden Truppen. Die Nationalgarden sind zur Zeit eine politische Armee, ein Staat im Staate und keinesweges unserer Landwehr, dem Schilde des Vaterlandes, vergleichbar.

Ich hoffe, die Deputirten-Kammer, die eigentliche Regentin Frankreichs, wird, so viel mit der Anklage der Minister, mit der Untergrabung und Vernichtung der Pairskammer und mit der Republikanisirung der Königlichen Gewalt zu thun haben, daß es ihr an Zeit, dem Volke aber an Aufmerksamkeit fehlen wird, ein durchgreifend großes, von Eigensucht freies Wehrsystem aufzustellen. Und sobald die Leidenschaften bei unseren Nachbaren in Etwas verraucht sind, werden ihre gesetzgebenden Corps um keinen Preis ihr jetziges System (die Conscription), da es den Reichern so bequem ist, vernichten.

In der Schweiz, namentlich in den französischen Cantons, enthusiasmirt sich Alles blind für das Treiben in Frankreich. Der Grund ist kein anderer, als der, daß sich das heutige französische Wesen dem Republicanismus zuneigt. Diese Schweizer denken gar nicht daran, von welcher Gefahr ihre innere und äußere Sicherheit bei einer allgemeinen Aufregung in Europa bedrohet wird.

Bonn, den 21. September 1830.

Vermuthlich habe ich mich in meinem letzten Briefe aus der Schweiz über die politischen Materien nicht deutlich genug ausgedrückt. Allerdings bin ich der Meinung, daß der Jesuitismus die Revolution herbeigeführt hat; auch verdenke ich den Franzosen nicht, wenn sie sich von den heiligen Söhnen des St. Ignaz nicht haben wollen schinden und treten lassen. Nur hasse ich die Partei, welche die jetzige Revolution muthwillig und bösartig herbeiführte; diese Partie, welche nun sogar das Feuer, welches sie anschürte, mit Schadenfreude satanisch umtanzt. Diese Constants, La Fayettes u. s. w. haben Frankreich verrathen, indem sie sich mit den Jesuiten gegen das Ministerium Martignac, das einzige seit zwölf Jahren, welches Frankreich gegen Jesuiten und Revolutionairs zu schützen und zu retten vermochte, verbanden. Sie gingen diese, auf ihrem Standpunkte wahrhaft sündhafte, Verbindung aus Herrschsucht und Eitelkeit ein, weil sie wohl begriffen, daß sie zur Zeit gesetzmäßiger Verbesserungen niemals einen Einfluß auf ihr Vaterland, der ihrem Ehrgeize entsprochen hätte, gewinnen würden. Schon im verflossenen Winter war in Paris bekannt, daß die äußerste Linke auf Wiederherstellung der Republik hinarbeite. Ich zweifelte damals noch an der Ausführbarkeit einer Revolution, weil die Zahl der Gemäßigten, namentlich unter den Landbesitzern,

in Frankreich sehr groß ist. Aber die Gemäßigten sind durch kein äußeres Band vereinigt, und die Linke darf herrschen!

Uebersieh ja nicht, daß die ehrenwerthesten Gegner Villele's, unabhängige Männer wie Royer-Collard, Gautier, Bourdeau u. a. m. gar nicht mehr auf der politischen Bühne erscheinen. Du weißt, daß Guizot und Dupin d. ä. bereits um allen Credit beim Volke gebracht sind.

Der Aufstand in Aachen hat zunächst allerdings keine politische Tendenz gehabt. Es war eine bloße Hunger- und Magenrevolution. Solche Bewegungen und andere der Art in Deutschland werden aber von Ehrgeizigen zu ihren Privatzwecken benutzt. In jedem Falle führen sie dahin, die Achtung vor dem Gesetze, die Grundlage der öffentlichen Sicherheit, zu erschüttern. Sollte die Demokratie jemals ihre Herrschaft über Europa verbreiten: dann werden Barbarei und Unredlichkeit über diesen Welttheil hereinbrechen. Denn Demokratie ist stets die Schule der Anarchie und der daraus hervorgehenden Despotie gewesen und wird es immerdar bleiben.

Bonn, den 1. Dezember 1830.

Der Revüe bei Coblenz während des verflossenen Herbstes habe ich beigewohnt. Leider fand ich dort bei meiner Ankunft die sämmtlichen Linientruppen bereits nach anderen Puncten entsendet, eine Maaßregel, welche durch die politischen Begebenheiten geboten war. Ich sah aber die Landwehr der ganzen Provinz versammelt. Das Aeußere dieser Truppen bleibt nicht hinter dem der Landwehr unserer übrigen Provinzen zurück. Auch schien es der Infanterie nicht an innerem Werthe, ihren Bewegungen nicht an Präcision zu fehlen. Dagegen ist die Kavallerie zum Theil mit Pferden beritten gemacht, welche von Natur nicht zum

Reiten, sondern zum Karrenziehen bestimmt sind. Um so mehr muß man die Ruhe und die Ordnung bewundern, mit welcher diese Kavallerie die Evolutionen ausführt.

Am Rhein findet man unter den vielen römischen Antiquitäten, an denen diese Gegend so reich ist, eine große Anzahl, die für die Geschichte der Kriegskunst äußerst interessant sind. Von den Grabsteinen in Mainz schrieb ich Dir bereits im Laufe des letzten Herbstes. Jede Sammlung an den Ufern dieses schönen Stromes liefert uns Merkwürdigkeiten der Art; so in Cölln und Trier; so das hiesige, rheinisch-westphälische Museum; einige Privatsammlungen in Andernach; die des Fürsten in Neuwied u. s. w. Vor allem bitte ich Dich jedoch, vier Grabsteine römischer Reiter, welche man im Gemeindehause zu Worms aufbewahrt, wenn Du jenen, auch in architektonischer und historischer Hinsicht so merkwürdigen Ort einmal berühren solltest, Deiner Aufmerksamkeit werth zu halten. Drei der zu Worms abgebildeten Reiter sind mit Lanzen bewaffnet, einer ist ohne dieselbe.

Die Pferde sind, wie gewöhnlich bei der römischen Reiterei, mit vollständigem Hauptgestell bekleidet, aber nur auf Trense gezäumt. Die Sättel haben Vorder- und Hinterzeug, natürlich aber keine Bügel. Alle dergleichen bestimmte Zeugnisse thun hinlänglich dar, wenn man überhaupt noch einen Zweifel hierüber hegen könnte, wie sehr die Ausdrücke der classischen Autoren mißverstanden sind, wenn man glaubt, die Römer hätten ohne Zügel geritten, da sie deren vielmehr bei ihrer untergeordneten Fertigkeit in der wahren Reitkunst mehr als wir bedurften. Livius denkt sich sicherlich bei den Worten: „detraxit frenos equis; detractis frenis“ eben so wenig, daß die Pferde unaufgezäumt geritten

wurden, als wenn unsere französischen Zeitgenossen sagen: „bride abattue.“

Auf allen Denkmälern findet man die Pferde im Verhältniß zu den Menschen sehr klein. Ich glaube nicht, daß diese Erscheinung ihren Ursprung einzig und allein einer artistischen Absicht, der des Hervorhebens des mächtigern Menschen, verdankt. Sollte dieser Grund bei Kunstwerken höherer Art wirklich eingewirkt haben; so glaube ich dennoch, daß bei denen, wo Nachahmung der Natur Hauptzweck war, z. B. bei ganz gemeinen, rohen Grabsteinen, vielmehr der Umstand berücksichtigt ist, daß die classischen Völker des Alterthums wirklich kleinere Pferde als wir ritten. Unsere Pferde sind durch Mischung mit arabischem und berberischem Blute veredelt und vergrößert worden. A. W. v. Schlegel, dessen Ernst und Scherz gleich lehrreich ist, und dessen scharfsinnige, gelehrte und sachverständige Mittheilungen über diese Gegenstände mir so nützlich geworden sind, hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß man auf griechischen und römischen Denkmälern allerdings auch hochaufgesetzte Pferde von schlankerem Wuchse und höheren Beinen findet. Da diese Beispiele, so weit mir bekannt ist, jedoch den südgriechischen oder süditalischen Küstenländern, oder den ihnen benachbarten Inseln angehören: so haben mich diese Fälle in meiner Annahme bestärkt. Ich glaube, daß diese Ausnahmen Originalen nachgebildet wurden, welche ihren Ursprung dem nahen Asien und Afrika verdanken.

Ich will dich hier nur auf eine vortreffliche syrakusanische Münze aufmerksam machen, welche in der großherzoglichen Sammlung zu Florenz aufbewahrt wird. Auf der einen Seite derselben ist die schützende Arethusa und auf der anderen das Viergespann eines Siegers im Wettlaufe dargestellt.

In diesen schönen Pferdegestalten ist arabisches

Blut, welches so leicht nach dem von Carthago nur vierzig Stunden entfernten Sicilien kommen konnte, nicht zu verkennen. — Ueber diese für uns so merkwürdige Münze sollteſt Du Eckhel doctrina numor. veter. P. 1. V. I. pag. 242. in fin. et p. 243 vergleichen.

Nach manchem Schwanken und vielen Unterſuchungen bin ich endlich nun zu dem Reſultate gelangt, daß die Alten in der Regel wirklich ohne Stränge und Bracken fuhren, und daß ſie die Pferde dann an der vorn nach oben gekrümmten Deichſel anſchirrten. Dieſe war mit einem Querholz, mit einem Joche, verſehen, das an den Kummeten, womit die Alten, wie es ſcheint, gewöhnlich fuhren, befeſtigt war. Es verſteht ſich, daß dieſe Methode mangelhaft iſt; ſie iſt jedoch ausführbar, denn ſie wird noch jetzt in Paris und ſonſt hin und wieder aus Spielerei bei eleganten Fuhrwerken angewandt.

Ich würde ſehr froh ſein, wenn Du Deine Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand mit den meinigen vergleichen und mir das Reſultat, zu dem Du gelangen wirſt, mittheilen wollteſt. Reliefs und Vaſengemälde — dieſe zumal — ſind hiebei ſehr lehrreich. Ich möchte Dich dringend bitten, unter dem ſo eben bezeichneten Geſichtspunkte: A description of the collection of ancient terra cottas in the britisch Museum (Lond. 1810), die Monumenti inediti publicati dall' ;instituto di Corrispondenza archeologica (Roma 1820) und die verſchiedenen Sammlungen von Vaſengemälden, welche wir Millingen, Dubois-Maiſonneuve, Panofka, Alex. Laborde, Hamilton u. A. verdanken, durchzuſehen. Die Abbildung, welche in den peintures de vases antiques accompagnées d'explications par Millin, publiées par Dubois-Maisonneuve Tome II, Tab. 72, von einer Quadriga gegeben wird, läßt jedoch, denke ich, über die Richtigkeit meiner oben ausgeſpro-

chenen Annahme keinen Zweifel übrig [1]) — Ich kann daher der Meinung des Herrn Ginzrot nicht beipflichten, wenn er in seinem lehrreichen Werke über „die Wagen und Fuhrwerke der Griechen und Römer" (I, S. 62—67) die Ansicht ausspricht, die equi funales, die beiden äußeren Pferde der Quadrigen, hätten den Wagen gewöhnlich an Strängen gezogen. Ich vermuthe vielmehr, daß selbst diese funales häufiger angejocht, als angesträngt wurden.

[1]) Seit ich diesen Brief schrieb, habe ich die Bestätigung der oben ausgesprochenen Meinung in Gau's Denkmälern von Nubien, namentlich in dem auf Tafel 61 dargestellten Relief, gefunden. Vielleicht war dieses Bildwerk unter griechischem Einfluß entstanden.

Kleine Beiträge

zur Geschichte des Feldzuges von 1813.

Die Darstellung der Kriegsbegebenheiten in ihrem großen Zusammenhange ist unstreitig der anziehendste Theil der Kriegsgeschichte; nicht weniger lehrreich wird inzwischen die Kenntniß der Einzelnheiten. Eine ungeschmückte Erzählung dessen, was Augenzeugen in dieser Beziehung selbst erlebt, gesehen haben, ist oft um so wichtiger, wenn es Erfahrungen enthält, welche für die Ausbildung einer wohl begründeten, niedern Taktik nützlich werden können, weil diese gerade durch die Beschreibung der Kriege häufig am wenigsten bereichert wird.

Diese Ansicht hat mich bestimmt, auf den folgenden Seiten die Erzählung einiger Gefechte zu versuchen, deren Darstellung anderwärts meines Wissens nicht ganz richtig gegeben oder gänzlich übergangen wurde.

Nach Ablauf des Waffenstillstandes drängten die französischen Truppen die Allirten bald auf den Straßen nach Berlin und Potsdam, von Sachsen her, zurück. In dieser Zeit, am 19. August, erhielten die unter dem Befehle des Obersten Bichalow [1]) stehenden

[1]) In dessen Umgebung ich einem Theile dieses Feldzuges, beiwohnte.

Donischen Kosakenregimenter den Auftrag, eine Recognoscirung gegen Luckenwalde zu unternehmen. Die Kosaken, welche an der Straße nach Treboin bivouaquirt hatten, gingen über Scharfenbrück und Woltersdorf vor. Die dort aufgestellten französischen Vorposten zogen sich zurück, und wir übersahen bald die Wiesen, welche Luckenwalde auf der Nord- und Ostseite umgeben. Es stellte sich hier, während wir noch die Vorposten der Franzosen zurücktrieben, in größter Eil eine aus dem Städtchen hervorkommende, uns weit überlegene Masse feindlicher Cavallerie in guter Ordnung auf. Sie formirte sich in einer Colonne von Eskadronsfront. Die französischen Flanqueurs schlossen sich bald dieser großen Masse an, so daß wir nach einiger Zeit nur diese Colonne uns gegenüber sahen. Die Kosaken, welche hierbei schwerlich gewinnen, aber in keinem Falle verlieren konnten, unterließen nicht, zum Theil instinctmäßig, zum Theil auf das gegebene Commando, die feindliche Masse anzufallen. Die Franzosen kamen uns bereits im kurzen Trabe entgegen. Ihre Eskadrons waren sehr nahe aufgerückt, ich glaube, kaum halbe Züge breit von einander entfernt, vielleicht aus Besorgniß, daß die Russen in die Zwischenräume eindringen dürften. Die Colonne rückte grade gegen die Mitte der Russen vor, deren dünne Linie hier sofort zerstiebte, während sich die sämmtlichen Kosaken auf die Seiten und gegen den Rücken der Franzosen warfen. Die Colonne machte bald Halt, da sie keinen zu bekämpfenden Feind mehr vor sich hatte. Inzwischen schossen oder stachen die Kosaken in die Flügelrotten, und in das hinterste Glied ihrer Feinde. An eine Evolution war von Seiten der Franzosen, welche nach und nach gänzlich in einander geritten waren, nicht zu denken. Die Kosaken, an Zahl weit geringer als ihre Feinde, und dabei ungeübt in regelmäßigen, geschlossenen Bewegungen, dachten nicht daran, den

Haufen, welchen sie angriffen, auseinander sprengen zu können. Sie setzten aber, im Gefühl, daß die Franzosen, als Reiter, ihnen nichts anzuhaben vermochten, ihr Schießen und theilweises Stechen an den geeignetsten Stellen der französischen Colonne mit wahrhaftem Humor fort. Die Franzosen, deren Flügelrotten und hinterstes Glied allmählig Kehrt, oder rechts- und links-um gemacht hatten, nahmen inzwischen auch die Karabiner zur Hand und nun entstand eine Fusillade von etwa einer halben Stunde, welche beiden Theilen wenig Schaden zufügte.

Nach Ablauf dieser Zeit zeigten sich die Teten von Infanterie-Colonnen, welche aus Luckenwalde gegen die Wiesen, auf welchen wir fochten, vorrückten. Zugleich fuhren einige französische Geschütze auf, um uns zu beschießen. Die ersten Kanonenschüsse, welche fielen, wurden das Signal zur Befreiung der eingeschlossenen Cavallerie-Colonne. Der Obrist Bichalow sah, daß er gegen so überlegene Kräfte sich zu halten nicht vermöchte, und da er die Stärke des Feindes auf diesem Punkte erkannt hatte, so gab er den Befehl zum Rückzuge. Dieser wurde über Scharfenbrück bewerkstelligt, ohne daß auch nur ein Franzose uns belästigt hätte.

Es war klar, daß Mangel an Geschicklichkeit im Reiten, und die daraus hervorgehende Unbeweglichkeit die französische Cavallerie bestimmt hatte sich in jene omineuse Colonne zusammen zu drängen. Der dritte Theil ihrer Truppen, gut und muthvoll geführt, hätte die drei Kosaken-Regimenter bei ihrem Erscheinen in die Trebbiner Forsten zurückjagen können, während sie sich in unserem Falle von herbeigeeilter Artillerie und Infanterie befreien lassen mußte. Eben so that sich aber auch bei dieser Gelegenheit die Unzulänglichkeit der aufgelösten Fechtart der Kosaken für derbe Chocs, in denen man nicht durch Hin- und Herschwanken,

sondern durch festes Zufassen, Terrain gewinnt, vollständig kund.

Am 5ten September brach die französische Armee unter Ney gegen das Blokadecorps von Wittenberg auf, und verwickelte die zunächst stehenden Truppen, die Brigade des General v. Dobschütz und die Kosaken-Brigade Bichalow in das für die Alliirten sehr schwierige Gefecht bei Zahne. Die einbrechende Nacht kam uns endlich zu Hülfe, indem sie das Ende des Gefechts für heute herbeiführte. Jene preußische Brigade setzte ihren Marsch gegen Jüterbogk fort, während die Kosaken den französischen Vorposten sehr nah einen Bivouac bezogen.

Hier ereignete sich ein Vorfall, welcher der Geistesgegenwart eines unserer verstorbenen Feldherrn sehr zum Ruhme gereicht. Da er aber wenig bekannt zu seyn scheint, und ich zu den Wenigen gehöre, welche ihn mit erlebten, so glaube ich eine Pflicht zu erfüllen, wenn ich jene Begebenheit hier zur öffentlichen Kenntniß bringe.

In der Nacht, von der ich hier spreche, näherte sich nämlich unsern Vedetten ein Wagen, der von der Seite des Feindes herkam. Als die Kosaken ihn anriefen, gab sich eine darin befindliche Person für einen Preußischen General aus. Die Kosaken unterließen nicht, dieses Fuhrwerk sofort in unsern Bivouac zum Obersten Bichalow zu führen. Wir waren nicht wenig erstaunt, am Feuer den General Grafen Tauentzien nebst einigen Offizieren seiner Umgebung aussteigen zu sehen. Wir erfuhren, daß der General sein Corps vor Wittenberg am frühen Morgen dieses Tages verlassen hatte, um sich nach Rabenstein, zwischen Belzig und Wittenberg, ins Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden zu begeben. Während der Graf Tauentzien

sich dort aufhielt, wurden die Truppen seines Corps vor Wittenberg auf Jüterbogk zurückgedrängt, ohne daß ihm darüber eine bestimmte Meldung zukam. Er wollte sich gegen Abend in sein Hauptquartier, in der Voraussetzung, dasselbe vor Wittenberg, wo er es verlassen, wieder zu finden, zurück begeben. In der Nacht gerieth er daher plötzlich und ganz unerwartet auf französische Vedetten. Der General Tauentzien, den hier nur die entschiedenste Geistesgegenwart vor Gefangenschaft bewahren konnte, gab sich auf der Stelle für einen sächsischen General aus, von dessen Gegenwart in der neyschen Armee er unterrichtet war. Er soll hinzugefügt haben, daß er sich glücklich schätze, hier die Franzosen wieder zu finden, da er in der Dunkelheit der Nacht fast Gefahr gelaufen, sich zu den Allirten hin zu verirren. Von einem herbeigerufenen Offizier oder Unteroffizier soll er sich schließlich noch über die gegenwärtige Stellung der französischen und allirten Armee haben unterrichten lassen. Darauf fuhr der General Tauentzien von jenem ihm Gefahr drohenden Orte ab, scheinbar sich gegen das französische Hauptquartier, auf Umwegen aber zu uns hinüber wendend, und rettete sich und seine Umgebung. Es wäre wünschenswerth, daß einer der Offiziere, welche den Grafen Tauentzien in jener verhängnißvollen Nacht begleiteten, uns mittheilen wollte, ob mir mein Gedächtniß bei Wiedererzählung dieser Begebenheit völlig treu geblieben ist.

Nach der Schlacht bei Dennewitz streiften die mehrgenannten Kosaken-Regimenter bis Königsbrück bei Dresden. Damals gelangte aber der Befehl — wenn ich nicht irre — aus dem Bülowschen Hauptquartier an den Obersten Bichalow, die französische Cavallerie,

welche von Dresden nach Großen-Hayn vorgeschoben war, zu beobachten, und wo möglich anzugreifen.

Wir brachen am 18ten September von Königsbrück auf und marschirten nach Elsterwerda. Hier erfuhren wir, daß die Dörfer nahe bei Mühlberg, südwärts dieser Stadt von französischer Cavallerie besetzt seyen. Der Oberst Bichalow beschloß diese anzugreifen. Bevor wir die Haide erreichten, welche zwischen Spansberg und Mühlberg sich hinzieht, trafen wir mit General Jlowaisky zusammen, der sein Kosakenregiment bei sich hatte. Ich weiß nicht, ob dieses Zusammentreffen zufällig oder verabredet war. Der General Jlowaisky übernahm den Befehl über sämmtliche Kosaken; es mochten hier etwa 1200 beisammen sein. Der Oberst Bichalow war überdieß wegen Unwohlsein zurückgeblieben, und konnte an diesem Gefechte keinen Theil nehmen.

Sobald wir den oben erwähnten Wald hinter uns hatten, sahen wir französische Cavallerie bei Borack zum Theil aufmarschirt, zum Theil aus den hinterwärts liegenden Dörfern im Trabe dorthin marschiren.

Von den Gefangenen erfuhr ich eine Stunde später, daß die Franzosen hier 2000 Pferde stark gewesen waren.

Während die Kosaken ihren Aufmarsch machten, hatten die Franzosen den ihrigen auch vollendet. Die ganze Masse des Feindes, mit Ausnahme einer schwachen, rückwärts sehr entfernt aufgestellten Reserve, war in einer Linie en muraille, wie mir schien, ohne Eskadrons-Intervallen aufgestellt. Die Kosaken warfen sich auf diese unbeweglich feststehende Linie und wurden mit einem lebhaften Karabiner empfangen. Mich dünkt, daß die Franzosen großen Theils nicht einmal die Säbel aufgenommen hatten. Die Kosaken gingen indeß vor diesem heftigen Feuer zurück, und während sie sich sammelten, und zu einem neuen Angriffe ord-

neten, entstand eine Bewegung in der ganzen französischen Linie, die bis dahin nicht von der Stelle gerückt war. Ich glaubte, wir würden nun angegriffen werden. Ich irrte mich; denn die Franzosen schwenkten rechts und links ab, und darauf wieder ein, um sich mit großen Intervallen aufzustellen, welche zwischen manchen Eskadrons mehr als ihre eigne Länge betragen mochte. Ich vermuthe, daß die Franzosen durch diese veränderte Stellung einer Umfassung ihrer Flanquen, dem Lieblingsmanoeuvre der Kosaken, das sie in jedem Gefecht instinctmäßig ausführen, entgehen wollten.

Beide Theile waren mit ihren neuen Anordnungen etwa zu gleicher Zeit fertig. Den Kosaken war eingeschärft, sich nicht vor dem Gewehrfeuer zu fürchten. Offiziere ritten hinter der Front, um den Ersten vom Pferde zu stechen, der umwenden möchte. Ueberdieß wurden mehrere Eskadrons ausdrücklich bestimmt, sich während des Frontalangriffes, auf die Flanquen und den Rücken des Feindes zu werfen. Die Kosaken drangen auf die Franzosen ein, und umringten diese in ihren abgesondert aufgestellten Eskadrons. Ich hatte hier Gelegenheit zu sehen, daß französische Cavalleristen, welche ihre Carabiner auf uns abfeuerten, von den Pferden gestochen oder gehauen wurden, bevor sie ihre Säbel aufnehmen konnten. Anfangs wehrten sich die Franzosen, so gut es im Stillhalten gegen einen herumschwärmenden Feind, möglich ist. Bald machten einige Eskadrons Kehrt, und die benachbarten säumten nicht, diesem Beispiele zu folgen. Die Reserve kam dem Vordertreffen nicht zu Hülfe, sondern mischte sich in die Flucht. In sehr kurzer Zeit war die ganze Ebene bis zum Walde gegen Jacobsthal, wohin alles floh, mit einzelnen Reitern bedeckt. Auf keiner Seite war eine geschlossene Abtheilung zu sehen. Alles glich einer Jagd, einem Wettrennen, wobei die meisten Franzosen, welche unsere Gefangene wurden, von den Pfer-

den fielen. Vorzüglich fand das in der Haide ſtatt, welche nun durchjagt wurde. Hinter derſelben zeigte ſich plötzlich eine Linie feindlicher Cuiraſſiere aufmarſchirt, deren ruhiger, impoſanter Anblick ohne Commando „Halt" gebot. Wir unſeres Sieges zufrieden, kehrten durch den Wald nach Mühlberg zurück. 500 Beutepferde waren in dieſem halbſtündigen Gefechte von den Koſaken gemacht worden.

Offenbar wurde die Niederlage der Franzoſen durch Mangel an Manoeuvrirfähigkeit und aus dem daraus entſpringenden Mißtrauen gegen die eigne Tüchtigkeit herbeigeführt.

Die Stärke der Reiterei beſteht in ihrer Beweglichkeit; allein dieſe iſt ohne geübte Reiter und Pferde nicht denkbar; Reiter kann man nicht improviſiren; Rekruten auf untüchtige, rohe Pferde geſetzt, haben mit Cavalleriſten nicht viel mehr, als die Uniform, gemein.

In Bezug auf das ſo eben erzählte Gefecht bei Mühlberg erlaube ich mir noch eines, wie ich vermuthe, Mißverſtändniſſes zu gedenken. Es iſt an mehreren Orten erzählt, daſſelbe ſei von preußiſchen Truppen geliefert worden. Plotho II. 305 ſetzt hinzu, es ſei der General Jlowaisky zufällig dort eingetroffen. Ich kann verſichern, in dieſem Gefechte nur eine kleine Anzahl preußiſcher Ulanen geſehen zu haben, welche zum Theil den oben bezeichneten Koſakenregimentern beigegeben waren. Sollten dennoch preußiſche Truppen zur nämlichen Zeit ein Gefecht bei Borak gehabt haben, ſo müßte es mir entgangen ſein, was mir indeß nicht wahrſcheinlich iſt, da ich dieſen Tag nebſt den übrigen Adjutanten des Oberſten Bichalow in der Nähe des Generals Jlowaisky zubrachte. — Ich muß um ſo mehr glauben, daß der Oberſt v. Plotho das von mir ſo eben mitgetheilte Koſakengefecht in der oben angeführten Stelle im Sinne hatte, da er bei Gelegenheit deſſelben der Gefangennehmung des Oberſten Tal-

layrand gedenke. Sie geschah aber unter meinen Augen durch einen Kosaken des Regiments Bichalow.

Die Kosakenbrigade Bichalow stand am 11. Oktober, als Avantgarde des Bülowschen Armeekorps, bei Delitsch. Auf der Straße nach Eilenburg befanden sich die französischen Vorposten uns gegenüber. Es entspann sich zwischen den beiderseitigen Flanqueurs und deren Unterstützungstrups ein Gefecht. Es erschienen auf französischer Seite bald stärkere Abtheilungen, welche unsere Leute zurücktrieben. Der Oberst Bichalow, der vor Delitsch lagerte, schickte einige hundert Pferde zur Verstärkung vor, um den übrigen Theil seiner Leute ruhig abfüttern lassen zu können. Ich ritt mit jenen vor und konnte daher den Gang des Gefechts genau sehen. Wir trieben die Franzosen, durch und um Bärendorf herum, wieder zurück. Hinter diesem Dorfe befinden sich wellenförmige, sonst unerhebliche Höhen und etwas Buschwerk. Als wir uns jenem Terrain, die aufgelöste französische Abtheilung vor uns herjagend, unbesorgt näherten, erschien urplötzlich ein feindliches Chasseurregiment, welches verdeckt und von uns nicht bemerkt, hinter jenen Hügeln aufgestellt gewesen war. Glücklich genug für uns attaquirte es in einer Colonne von Eskadronsfront nur im Trabe, so daß wir der Uebermacht leicht entgehen konnten. Der Kosakenoffizier, welcher hier kommandirte, hatte gleich anfangs die Hälfte unserer Leute als Reserve in einiger Entfernung folgen lassen. Diese Anordnung brachte das Gefecht zum Stehen, nachdem wir uns Bärendorf wieder genähert, und von unserer zweiten Linie aufgenommen waren. Die Flanqueurs fingen von Neuem an zu plänkern; gleich darauf machte die dahinter stehende französische Kolonne Kehrt; wir drängten nach; die Franzosen setzten sich in Trab und gingen zurück. Die

Die ganze Kosakenabtheilung jagte hinterher in der Hoffnung, die Franzosen sehr bald in aufgelöster Flucht vor sich zu sehen. Jeder Kosak trug in allen dergleichen Fällen das unbewußte Gefühl in sich, daß er von solchen Feinden, wegen der mangelnden Reitfertigkeit, selbst im schlimmsten Falle, wenig zu fürchten hätte.

So folgten wir der feindlichen Colonne bis an jene Höhe, wo sie uns zuerst angegriffen hatte. Da erschien in unserer linken Seite eine andere feindliche Cavallerie-Abtheilung, welche zwei Eskadrons stark zu sein schien. Später erfuhr ich, daß es ein elsaßer Husarenregiment war. Sie näherten sich uns im starken Trabe. Der kommandirende Kosakenoffizier hatte schon früher den Obersten Bichalow benachrichtigen lassen, daß er sich in ein Gefecht mit überlegener Macht verwickelt sähe. Er erwartete daher jeden Augenblick Unterstützung und fand es nicht zu kühn, seiner linken Flügelabtheilung die Richtung gegen die angreifenden Husaren zu geben. Seine Mitte und sein rechter Flügel blieben den Chasseurs gegen über, welche inzwischen wieder Front gemacht hatten. Das elsaßer Husarenregiment führte jetzt eine vortreffliche und regelmäßige Attaque mit allen Signalen gegen uns aus. Als es sich in Galopp gesetzt hatte, marschirte rechts und links eine Eskadron im Cariere neben den Mittelschwadronen auf. Die Flügelschwadronen waren nämlich hinter den andern aufgestellt gewesen. Das ganze Regiment warf sich jetzt, ohne einen Schuß zu thun, im Marsch! Marsch! auf uns und die Kosaken waren in zwei Minuten vom Felde weggewischt. Später konnte ich bemerken, daß die Chasseurcolonne an diesem Choc nicht Theil genommen hatte, sondern nur im Trabe folgte. Wir wurden inzwischen auf Bärendorf geworfen. An den Eingängen des Dorfes stopfte sich Freund und Feind zusammen; herum zu reiten, war Vielen unmöglich, weil es den ermüdeten Pferden zum Theil

an Kraft gebrach, über die breiten Gräben zu setzen, die dort das Feld durchschnitten. Es kam daher zu einem tüchtigen Handgemenge, was wie bekannt, nicht das Resultat eines jeden Cavalleriegefechts ist. In der That unterzogen sich die Kosaken hier demselben auch nur aus Nothwehr. In diesem kritischen Augenblicke erschien der Oberst Bichalow mit dem Reste der ganzen Brigade zu unserer Hülfe. Er ließ diese das Dorf auf beiden Seiten umgehen, und die Kosaken warfen sich mit dem ihnen eigenthümlichen Angriffsgeschrei auf die nun auch ungeordneten Husaren. Diejenigen von diesen, welchen es möglich war, machten sogleich Kehrt und jagten zurück; die Brayen von ihnen, welche mit uns im Dorfe fochten, wurden nun eingeklemmt, niedergestochen oder gefangen. Das Husarenregiment warf sich in unordentlicher Flucht auf die Chasseurs, welche im Augenblicke des Gefechts im Dorfe an dieses zu nahe herangerückt zu sein schienen. Die ganze französische Masse löste sich in die Unordnung, welche dem Cavalleriegefechten so eigenthümlich ist, auf. Die Kosaken jagten ebenso hinterher, als wir plötzlich, von jener mehrgenannten Höhe herab, haubitzirt wurden. Die Kosaken stutzten, und der Oberst Bichalow, mit Recht vermuthend, daß er mit einer überlegenen Macht kämpfe, ließ halten. Die Franzosen wurden nur von einer Avantgarde beobachtet, deren Blicken sich die Massen bald entzogen.

Dieses Gefecht hat, wofern mich mein Gedächtniß nicht täuscht, kaum eine halbe Stunde gewährt; die verschiedenen hier beschriebenen Bewegungen folgten mit der größten Schnelligkeit auf einander. Wir hatten über 100 Pferde erbeutet, und nicht bedeutend verloren.

Im März 1814 stand die Jägerescadron des pommerschen Husarenregiments, in welcher ich damals diente, in Beaumont zwischen Maubeuge, Avesnes und Philippeville. In Solre le Chateau, zwischen Avesnes und Beaumont, war ein Oberjäger mit 7 Pferden stationirt. Dieser Ort war gleichzeitig mit 40 russischen Infanteristen besetzt, die von einem Unteroffizier commandirt wurden. Der Krieg wurde damals in dieser Gegend sehr lau geführt; theils wegen der Rauhigkeit der Witterung, theils weil beide Theile, aus Mangel an Streitkräften, im Allgemeinen sich darauf beschränkten, einander zu beobachten.

Diese allgemeine Mattigkeit des Krieges mochte auch die Besatzung von Solre le Chateau zur Sorglosigkeit veranlaßt haben. Man hatte sich damit begnügt, an den Eingängen des Orts einzelne Posten aufzustellen, ohne jene nur zu sperren.

Am 8. März erschienen beim ersten Grauen des Tages plötzlich etwa 100 französische Infanteristen und 50 Cavalleristen an dem Thore, welches nach Maubeuge führt, von wo diese Expedition ausgegangen war. Der einzelne russische Wachtposten war im Augenblick umringt und entwaffnet. Die Franzosen rückten nun weiter vor. Ihr Erscheinen erregte einige Unruhe im Städtchen, durch welche das Commando russischer Infanterie erweckt wurde. Diese hatte ihr Quartier am Markte nur in zwei Häusern genommen, welche so gelegen waren, daß aus ihren Fenstern glücklicher Weise ein kreuzendes Feuer gegen die Mündung der Straße, durch welche die Franzosen anrückten, hervorgebracht wurde. Das Kommando der preußischen Jäger lag in einem andern Hause beisammen, von wo man jenen Straßenausgang gleichfalls beschießen konnte.

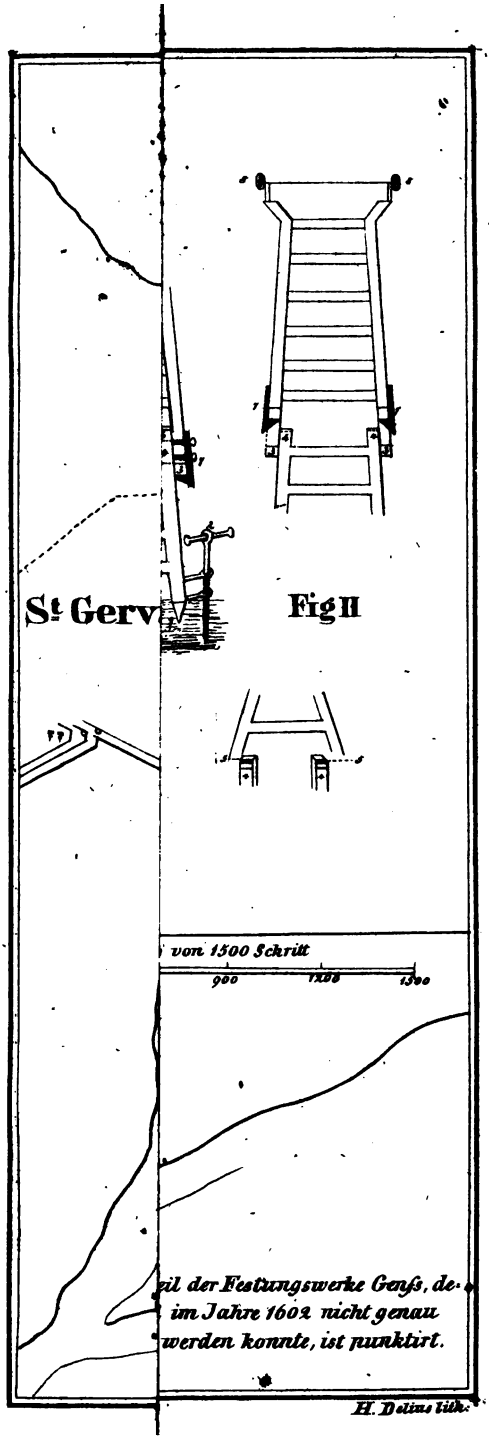
Die Franzosen rückten auf den Platz vor, ohne ihre Feinde auf den Straßen zu finden. Die Besatzung verrammelte im ersten Augenblick des Erwachens so-

fort die Eingänge der von ihnen besetzten Gebäude, und fingen zugleich an, aus den Fenstern auf die Franzosen zu feuern. Diese, nicht im Stande sich auf dem freien Platze wirksam zu vertheidigen, zogen sich nach der Straße, aus der sie angerückt waren, zurück. Hier traf sie, wegen der Lage der von den Alliirten besetzten Häuser, deren Feuer um so sicherer. Später versuchten die Franzosen mehrere Mahle aus jener Straße gegen den Markt wiederum vorzudringen, was sie aber, unter dem kreuzenden Feuer ihrer Gegner nicht durchzusetzen vermochten.

Ohne etwas Weiteres zu unternehmen, gingen sie ohne Aufenthalt nach Maubeuge zurück, vermuthlich weil sie fürchteten, der Weg dahin möchte ihnen abgeschnitten werden.

Wirklich hatte auch beim ersten Lärm der obenerwähnte Oberjäger einen der Jäger sofort aufzusitzen und die Eskadron in Beaumont zu benachrichtigen befohlen, während die übrigen Jäger die Thären verrammelten, und darauf mit ihren Büchsen an dem Gefecht Theil nahmen. Jener Abgeschickte fiel aber leider den Franzosen noch in Solre le Chateau selbst in die Hände.

Gedruckt bei L. Quien, Neue Wilhelm Straße Nr. 11.


St Gerv
Fig II
von 1500 Schritt
900
1200
1500
il der Festungswerke Genfs, de
im Jahre 1602 nicht genau
werden konnte, ist punktirt.
H. Delius lith.